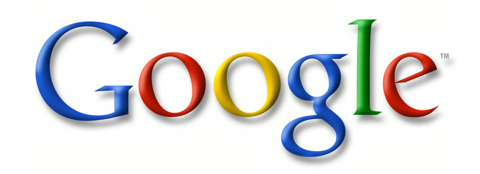



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07030576 2



Reise-Erinnerungen

aus

Spanien.

Erster Band.



Reise-Erinnerungen

aus

Spanien

von

E. A. Roßmäßler.

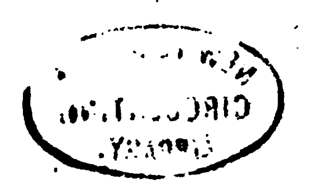
Zweite unveränderte Auflage.

Erster Band.

Mit Landschaften in Tondruck und Abbildungen in Holzschnitt,
nebst einer Karte.



Leipzig,
Hermann Costenoble.
1857.



Vorwort.

Vorliegende Reiseerinnerungen bedürfen einiger erläuternden Vorbemerkungen, um den Leser darüber nicht im Unklaren zu lassen, daß sie eben keine „Reisebeschreibung“ im gangbaren Sinne sind und sein wollen.

Ich glaube am besten etwa in folgender Weise das Wesen meiner kleinen Arbeit zu bezeichnen.

Wenn jede gute Reisebeschreibung die Absicht hat, dem Leser ein Zaubermantel zu sein, auf dem er aus der Ecke seines Sopha's gemächlich durch die gemalten Landstriche getragen wird; so sind sie, soweit ich die Reiseliteratur kenne, darin verschieden, daß die einen den Leser die Reise allein antreten lassen, indem der Verfasser, rein gegenständlich beschreibend, seine Persönlichkeit nicht einmischt; in den anderen dagegen der Verfasser immer an der Seite des Lesers ist.

Zu den letzteren wollen meine Reiserinnerungen gehören. Wenn der Leser fast durchgehends in der ersten Person gesprochen findet, so wird dies dem Einen ein anmaßliches persönliches Einmischen, dem Andern aber auch vielleicht eine trauliche Reisegenossenschaft sein. Ersteres muß ich dulden, Letzteres wünsche ich und darf es vielleicht bei vielen Lesern hoffen.

Nebenbei glaube ich, daß meine Erinnerungen in gewisser Beziehung doch mehr als manche andere sich so nennende Reisebeschreibung den letzteren Namen verdienen möchten; indem ich geflissentlich vermieden habe, Fremdes zu entlehnen, sondern eben nur das beschreibe, was an mir bemerkenswerth erscheinenden Eindrücken meine Reise in mir zurückgelassen hat.

Was andern Reisebeschreibern groß und interessant und also der Mittheilung werth erschienen ist, er-

schien mir entweder nicht so, oder wollte ich nicht noch einmal wiederholen. Dagegen ist mir Manches der Beachtung und Mittheilung werth erschienen, was Andere unerwähnt lassen.

Spaniens Natur und Spaniens Volksleben geben fast allein den Inhalt meiner Erinnerungen. Für erstere ist mir eine tiefe Bewunderung und für letzteres eine warme Liebe geblieben. Wer Natur und Volk liebt, den muß mein Buch wenigstens deshalb freuen, weil er seine Liebe darin abgespiegelt findet.

Wer aber darin Beschreibungen von Kathedralen und Schlössern, von Bibliotheken und Gemäldegallerien, von Heeresmacht und Handelsstatistik, von alter und neuer Geschichte sucht — der lege es weg, denn er findet von alledem darin nichts.

Wer aber davon etwas wissen möchte, wie es auf

einem spanischen Wochenmarkte, in einer schmutzigen Venta, mit Einem Worte im spanischen Alltagsleben aussieht; wer die staunenswerthen Contraste zwischen den spanischen Steppen und Vegas kennen lernen will; wer sich überhaupt gern und recht lebhaft an die Stelle eines schlichten, mit offenem Auge und Herzen beobachtenden Reisenden versetzt sehen möchte — der wird meine zwei Bändchen nicht ohne einige Unterhaltung lesen.

Ein Freund, der Spanien durch langjährigen Aufenthalt genau kennt, sagte mir in Barcelona: „schreiben Sie nur ein ruhiges nüchternes unpartheiisches Buch! ich kenne nur lobend oder tadelnd übertreibende."

Wohlan ich habe es versucht. Nur nüchtern ist es nicht, denn drei Dinge sind es, die mich begeistert haben; die unteren Volksclassen in ihrer kindlichen

Biederkeit, die unsterblichen Ueberreste der Maurenzeit und, was mich überall begeistert, die Natur. Als mein gutes Recht spreche ich es aber an, hier und da an die Reisebegegnisse meine Gedanken angeknüpft zu haben.

Wer mein Buch lesen sollte, um es zu einem spanischen Reisevorhaben zu Rathe zu ziehen, der erlaube mir, hier zu dem, was die Durchlesung desselben ihm ergeben haben möchte, noch ausdrücklich hinzuzufügen: fühlt er einen besonderen Zug nach Spanien — der Zug ist vollkommen berechtigt — so folge er ihm; er wird es in keiner Weise bereuen. Reist es sich auch nicht so bequem als in Italien, so sind die Unbequemlichkeiten doch nur solche für verwöhnte Männer und für zaghafte Frauen. Die Gefahr von Straßenräubern angefallen zu werden ist kaum so groß, ja ich

glaube viel geringer, als in Deutschland die Gefahr, auf der Eisenbahn zu verunglücken. Spanien wird für ihn wie für mich den unnennbaren Reiz einer Paradoxe haben: den der wunderbarsten Verschmelzung hoher Verfeineruug und kunstloser, fast wilder Natürlichkeit, sowohl in der Natur wie im Volksleben. Diesen Reiz theilt wohl kein europäisches Land weiter mit Spanien. Darum wird es den Genuß der Reise wesentlich erhöhen, vorher Cervantes' Meisterwerk gelesen zu haben; denn man wird oft in Situationen kommen, wo man jeden Augenblick glauben wird, Don Quijote müsse ganz in der Nähe sein.

Noch habe ich ausdrücklich zu bemerken, daß mein Reisezweck zunächst ein streng wissenschaftlicher war. Ich wollte für ein seit langen Jahren vorbereitetes Werk über die europäischen Land- und Süßwasser-

Mollusken in einem südlichen Lande Materialien und Beobachtungen sammeln. Alles Uebrige durfte mir blos Nebenzweck sein; „durfte", weil ich für einen großen Theil meines Reisegeldes einer Anzahl von Freunden der Wissenschaft, fast nur Engländern, verpflichtet war und meine Verpflichtung durch Einsammeln von Naturalien zu lösen hatte.

Indem ich meine Erinnerungen hiermit Andern mittheile, geschieht es nicht ohne ausdrückliche Hervorhebung des Wunsches, daß meine daguerreotypirten Skizzen dazu beitragen möchten, das majestätische Spanien und sein kernhaftes Volk, welches eines besseren Looses würdig ist, näher in das Bereich deutscher Beachtung zu ziehen. Keine europäische Nation steht den spanischen Sympathien näher als die deutsche; und zwar, was sehr auffallen muß, ohne daß dort Deutsch-

land gekannt ist. Uns Deutschen fehlt beides, Sympathie und Kenntniß, Spanien gegenüber noch gar sehr. Beides würde sich aber lohnen.

Leipzig im Februar 1854.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

I.

Seite

Abreise; Paris; Lyon; Rhonefahrt bis Avignon; Besuch des le Rocher daselbst, Museum; Eisenbahnfahrt bis Marseille, Excursion nach der Küste 1

II.

Marseille. — Excursion nach dem Ufergebirge. — Abreise auf dem Dampfschiff el Barcino; Kampf gegen die Seekrankheit; Ankunft in Barcelona; Rambla, sprachliche Bemerkungen; Monjuy, vergebliche Versuche mit spanischem Sprachunterricht; Ausflug nach Gracia 19

III.

Besuch des Monserrat 40

IV.

Barcelona; Sitten, Palmsonntag, botanischer Garten, Kunst und Wissenschaft, Kunst- und Buchhandel, Landestracht, Cafés, Sociales, Ausflug nach dem Tividabo; — Abfahrt auf dem Mercurio nach Alicante, Einflüsterungen des Monserrat, Sturm . . 69

V.

Vor dem Grao de Valencia; Ankunft in Alicante, Lage der Stadt, trostlose Trockenheit der Umgegend, Alameda, Ausflug in die Umgebung und nach dem Kastellberge, Naturwissenschaftliches, Besuch beim englischen Consul, Gang nach seinem Landgute; Einfluß des Mangels der sommergrünen Bäume; naturwissenschaftliche Excursion; Wein; Abreise auf der Diligencia nach Murcia; Postwagen; Palmenwald von Elche 91

VI.

Seite

Venta de Albatera, Pita, Sierra de Callosa, Coj, la Granja de Rocamora, Wirkung der Bewässerung, Callosa, Orihuela, Sombrero calanes, Fuhrwerk, Bettelei, spanische Frauenschönheit, Eintritt in die Vèga von Murcia, Rio Segura; Ankunft in Murcia, ein murcianisches Haus 121

VII.

Ausflug nach der Montana del Puerto de Cartagena; geselliges Landleben; Besteigung der Montana; maurisches Castell; Naturwissenschaftliches; die Zwergpalme; Galera des reichen Spaniers; Spaziergang in die Vega; Bewässerung; Feldfrüchte; Nahrungsmittel, habas, garbanzos, puchero, Salat; naturwissenschaftliches Arbeitsstübchen; Contrast zwischen der Vega und ihrer unbewässerten Umgebung; Jardin de Florida Blanca; Glorieta; weitere Beschreibung der Stadt; Kunst und Wissenschaft; Don Quijotes Helm; Murcias Marktplatz, Schnecken. 143

VIII.

Naturwissenschaftliche Excursion nach der Montana de Fuensanta und de la Luz; Trockenheit, Pflanzenarmuth; Regengefangenschaft in dem Convento de la Luz; Wirkung des Regens; deutsches Gastmahl in der Fonda Francesa; was eine Flasche Rheinwein vermag; Volkstanz; Gitanos; Halbschürigkeit der Maulesel. — Antritt meiner Reise um Naturalien zu sammeln, Ramon und Paco; Weg bis Cartagena; Cartagena; naturwissenschaftliche Excursion; Bergbauwuth; Entwaldung. 169

IX.

Besuch der Sierra de Cartagena, Zwergpalme, Bergbau, Hüttenwerke; Abreise nach Almazarron, Beschaffenheit der Wege, Naturwissenschaftliches, Almazarron, Ausflüge, der Alcalde; Abreise nach Lorca, Ackerwerkzeug zum Eindämmen der Felder 198

X.

Lorca, Vorstadtbildchen, Alameda, Wirthshaus-Gewohnheit; Abreise, Lumbreras, Rambla de Nogante, Velez y Rubio; in der Posada del Rosario. 213

Inhalt des zweiten Bandes.

XI.

Seite

Espartoebene, Anwendungen des Esparto; Cullar de Baza; Hoya de Baza; Baza; Venta del Baul, naturwissenschaftliche Excursion; spanisches Brod und spanischer Weg nach einem Regen. Anblick der Sierra Nevada; Guadix. 1

XII.

Granada 21

XIII.

Vega von Granada; Santa Fé; Loja; Colmenar, wunderthätiges Heiligenbild, Montes de Colmenar, Bildung derselben; Herabsteigen nach Malaga; Malaga 74

XIV.

Velez Malaga, Plaza de la Constitucion, nothgedrungene Umkehr daselbst; Malaga, Colmenar, Granada, Perullena, Guadix zum zweiten Male, Nacht in Ocana; Weg bis Almeria und Aufenthalt daselbst 71

XV.

Abreise von Almeria; Venta del Pobre; Huelga; Vera; Zusammentreffen in der Venta bei Lorca; Lorca; Totana; Lebrilla; Rückkehr nach Murcia 96

XVI.

Zweiter Aufenthalt in Murcia; viel Arbeit; erste Kirschen, Obst überhaupt; Spaziergang nach dem Jardin de Florida Blanco; Wirkung des Regens in der Vega; deutsche Besuche; murcianisches Bier; murcianische Hitze; spanische Expeditionszeit; Reise nach Alicante. 115

XVII.

Reise von Alicante bis Valencia; Wagen und Reisegesellschaft; verschütteter Weg; Alcoy; Consentaina; Albaida; San Felipe de Jativa; Alcira; Eisenbahn bis Valencia; valencianische Eindrücke. 134

XVIII.

Seite
Valencia und Ausflüge von da in die Umgebung; nach Alcira; nach dem Albufera; nach San Felipe de Jativa . 156

XIX.

Das Presidio Correccional von Valencia und sein Reformator Don Manuel Montesinos. Abreise von Valencia 189

XX.

Abreise von Valencia; Aufenthalt in Burriana 218

XXI.

Reise bis Barcelona; ein Stiergefecht; Heimkehr 242

I.

Abreise; Paris; Lyon; Rhonefahrt bis Avignon; Besuch des le Rocher daselbst, Museum; Eisenbahnfahrt bis Marseille, Excursion nach der Küste.

In dem tiefen Schnee des grimmigen Nachwinters des Jahres 1853 verließ ich meine Familie und mein kleines engeres Vaterland. Da ich gesonnen war, ohne längern Aufenthalt unterwegs bis an das Ziel meiner Reise zu gehen, so war es auf dem ersten Theile meiner Reise für mich ein fortwährender Gedanke, daß ich so zu sagen im Fluge zwei, vielleicht sogar drei Jahreszeiten durcheilen würde. Im Winter reiste ich in Leipzig ab; in Südfrankreich hoffte ich bereits den Frühling zu finden, und in Spanien, glaubte ich, würde mich schon Sommerwärme empfangen. Hinterdrein ergab sich es, daß dies eine Täuschung sei, denn ich fand am 13. März in Barcelona noch ebenso den Winter, wie ich ihn in Deutschland verlassen hatte, was man dort nämlich Winter nennt, was aber der äußern Erscheinung nach himmelweit von dem deutschen Winter verschieden ist. Nachdem ich in Frankfurt am Main und Mainz im Vorüberfluge liebe Freunde begrüßt hatte, fuhr ich von schneidend kaltem Winde begleitet von Mainz bis

Mannheim den grünen Rhein hinauf und vergesse nicht einer eigenthümlichen Täuschung, die mir vor Mannheim wiederfuhr. Schon von weitem glaubte ich die Röthe einer fernen Feuersbrunst zu sehen, und als ich nach längerer Beobachtung meiner Sache gewiß zu sein glaubte, machte ich den Capitain des Bootes darauf aufmerksam, der mir lachend erwiederte: das ist ja die Gasbeleuchtung von Mannheim. Ich mußte mit lachen und sagte mir: so wie dir es jetzt erging, ergeht es vielen Andern, welche Aufklärung für Feuersbrunst halten. Von dem Mannheim gegenüber liegenden Ludwigshafen führte mich am andern Tage in wenigen Stunden die geologische Eisenbahn auf französischen Boden. Man wundere sich nicht über diese Bezeichnung. Es kann dem Freunde der Entwickelungsgeschichte unsers Erdkörpers nicht leicht eine angenehmere und eindringlichere geologische Vorlesung gehalten werden, als indem er von Neustadt a. d. Hardt bis Saarbrücken auf der Ludwigshafen-Berbacher-Eisenbahn fährt. Ueberhaupt ist es ein schöner Gewinn, den die Geologie vom Eisenbahnbau entlehnt hat, daß durch denselben eine Menge tiefer Einschnitte in die Schichtenverhältnisse der Gebirgsarten gemacht und dadurch ein tiefer Einblick in den Bau unserer Erdrinde geöffnet worden ist. Der erste Theil dieser Eisenbahn führt mit elf Tunnels durch die mächtigen Glieder des bunten Sandsteins der Triasformation, und auf dem zweiten Theile bis nahe an Saarbrücken fährt man oft in funfzig und mehr Fuß tiefen Einschnitten durch das Steinkohlenterrain. Mit größter Gemächlichkeit sieht man links und rechts die gleichlaufenden Streifen der schwarzen Steinkohlenflötze mit den zwischenliegenden Sandstein- und Schieferthonschichten. Die Steinkoh-

lenflötze erscheinen bald als schmale, kaum zolldicke Linien, bald als mehrere Fuß dicke Schichten; laufen bald wagerecht, bald wellenförmig, bald sind sie steil aufgerichtet, durchbrochen, verworfen, zerquetscht, kurz, man sieht im Fluge die Wirkungen der Feuer- und Wassersgewalt, wie sie sich bei der Bildung der Erdrinde geltend gemacht haben.

In Forbach, dem französischen Grenzorte, überantwortete mich der elegante, bequeme deutsche Wagen dem schlechten, schmutzigen, unbequemen der französischen Fortsetzung der Eisenbahn. Allein diesem kleinen Mißbehagen ging ein anderes, größeres voraus: ich befand mich zum ersten Male auf dem Gebiete einer fremden Zunge, mir um so fremder, als die gepriesene deutsche Gymnasialbildung es natürlich verabsäumt hatte, mich neben Griechisch und Lateinisch auch Französisch oder sonst eine lebende Hauptsprache zu lehren. Ich mußte aus allen Winkeln und Falten meines Gedächtnisses die wenigen französischen Brocken zusammenkehren, die daselbst bei der Lectüre französischer wissenschaftlicher Werke liegen geblieben waren, und als ich mir mit diesen geringen Mitteln glücklich in den Waggon geholfen hatte, hatte ich, da ich ziemlich schweigsam neben den plaudernden Franzosen saß, Zeit und Muße genug, um über etwas nachzudenken, was mir noch niemals und nirgend so wie hier mit ergreifender Eindringlichkeit vor die Seele getreten war: die Allmacht des Wortes. Ich, der ich sonst einigermaßen geübt zu sein glaube, unter dem Schutze dieses allmächtigen Bundesgenossen der Humanität für diese zu kämpfen, war hier ein stummes Kind. Allein nicht das Gefühl dieser meiner augenblicklichen Schwäche war es, was sich meiner bemächtigte, sondern ein stolzes freudiges Ge-

fühl. Wir fühlen stets eine beruhigende Freude, wenn wir erkennen, daß unsere Freunde und Bundesgenossen mächtige sind. Namentlich in Zeiten der Bedrängniß gewährt uns diese Wahrnehmung Ruhe und Vertrauen im Kampfe mit unsern Gegnern; und es mußte also einem Freunde der Humanität ein wohlthuendes Bewußtsein gewähren, wenn es ihm, obgleich nur durch den Beweis aus dem Gegentheile klar wurde, welche gewaltige Macht in dem Worte liegt, und wie machtlos der stärkste Gegner im Kampfe mit ihm ist.

Von Paris schreibe ich nichts, ja, ich sage nicht einmal, daß ich in Paris gewesen bin. Es wird wenig Menschen meiner Art geben, die Paris, nachdem sie zum ersten Mal dahin kommen, am dritten Tage schon wieder verlassen und die wenigen daselbst verlebten Stunden mehr im trauten Freundeskreise, den ich dort fand, als auf den wogenden Gassen und den von Kunst und Geschichte strotzenden Sälen der Paläste, verlebt hatten. Ich verließ mit einem unüberwindlichen Widerwillen den fürchterlichen Schauplatz der letzten Jahre und fühlte mich durch Dampfeskraft bald nach der zweiten Stadt Frankreichs, nach Lyon versetzt. Ob ich gleich auch von Lyon wenig mehr als nichts gesehen habe, denn mein Reiseziel hatte ich unverrückt im Auge, so begriff ich doch, daß Lyon die erste Fabrikstadt Frankreichs ist. Die himmelhohen, düstern, mit Fabriken und Waarenlagern gefüllten Häuser blickten von ihren hohen Ufern finster und schweigsam auf die schiffebedeckte Saône herunter, die mich am andern Tage der verschwisterten Rhone übergab und in fast schnurgerader südlicher Richtung meinem ersehnten Reiseziele zuführte.

Fast bedauerte ich die Saône, daß sie in Lyon an die

Rhone ihren Namen verliert. Letztere kommt im rechten Winkel von der linken Seite her in den von nun an von beiden beibehaltenen Lauf der Saône herein, und man fühlt sich weit mehr geneigt, zu sagen, bei Lyon mündet die Rhone in die Saône als umgekehrt.

Doch ist dieses Unrecht, wenn es eins ist, ein sehr altes und die Zeit ist ja überhaupt die einzige Macht, welche Unrecht zum Recht machen kann. Denn schon der Rhodanus ging zwischen Massilia und Monspessulanum in das Meer, nicht der Arar. Tröste sich die Saône mit der Moldau, welche bei Prag auch von der schwächeren Elbe namenlos gemacht wird. Es geht ja im Menschenleben meist nicht anders. Wer eine von einem Anderen erdachte und begonnene große That, erst in der Mitte in sie hineintretend, bis zum Ende hindurchführt, deß Name verschlingt gar oft Namen und Ruhm des Anderen. Der Ruhm hängt seine Kränze am liebsten an den letzten Namen.

Ein anderes Unrecht begehen wir Deutsche an der Rhone, indem wir sie zur Frau machen dem le Rhône und Rhodanus zum Trotz. Manche Geographen kämpfen gegen diese sonderbare Geschlechtsvertauschung an, aber ebenso erfolglos wie man auch sonst wohl mit dem Hergebrachten kämpft.

Kurz von Lyon an waren es also vereinte Kräfte, welche das schmutzige und unbequeme Dampfboot trugen. Schmerzlich vermißt man auf den französischen Flußdampfern die Nettigkeit und behagliche Geräumigkeit der Rheindampfboote, wodurch die Fahrten auf dem von der linken Seite her mit habsüchtigen Blicken angeschielten Vater der deutschen Ströme so außerordentlich annehmlich werden.

Der Jahreszeit glaube ich es zuschreiben zu müssen, wenn ich die Rhonefahrt viel unterhaltender fand, als sie mir geschildert worden war; vielleicht auch zum Theil meinem naturforschlichen Auge, welches gar oft Unterhaltung und Vergnügen findet, wo Andere langweilige und uninteressante Situationen sehen. Da es noch Winter war, so vermißte ich kein Grün, was allerdings hier, namentlich auf der unteren Hälfte des Stromes, den Ufern auch im Sommer fehlen mag. Die immer großartiger und malerischer auftretenden Uferberge ließen keine Langeweile in mir aufkommen und mein Pelz schützte mich vor der Kälte des scharfen Luftzuges, vor dem ich sonst in der überfüllten ziemlich unsauberen Cajütte hätte Schutz suchen müssen. Er beraubte mich freilich auch einige Stunden der Freude, mit zwei Landsleuten deutsch von der Reise und den herrlichen Umgebungen zu plaudern, weil sie mich Anfangs für einen Russen gehalten hatten. Erst nachdem ich ihre Unterhaltung in der Nähe bestimmt als deutsch erkannt, fanden wir uns. Wo fände der Deutsche keine Deutschen! Ueberall wo es etwas zu lernen, zu bewundern, zu — arbeiten giebt, mit Kopf und Hand, stellt sich der Deutsche ein. Der Eine war ein Hannoveraner, der eine archäologische Reise nach Italien angetreten hatte, der Andere, ein Holländer, ging in eine kaufmännische Stellung nach Genua. Er war allerdings also kein Landsmann, doch aber nach dem Holländer zunächst Deutscher.

Reisebegegnungen sind die wirksamsten Einiger. Wer hätte das nicht schon einmal erlebt? Nachher habe ich es in Spanien von Barcelona bis Malaga oft erfahren. Da finden sich oft Leute in freundschaftlicher Eintracht zusammen, die, wenn sie im Vaterlande in einem Orte lebten, vielleicht bitter-

böse Gegner sein würden. Da man das Leben so oft mit einer Reise vergleichen hört — wohin denn? — warum trägt man dieses freundliche Reisebegegnen nicht auch auf das Leben, auf jeden, mit dem man nun eben leben muß, über? Wunderliche Menschen ihr! In euch steckt Alles voller Widersprüche!

Der Franzose muß doch immer Glanz und geistige Anspannung um und in sich haben. Daran mahnte mich im Kleinen ein Decrotteur, der seine Reiseindustrie auf dem Boot entfaltete, und ein Bijouteriekrämer, der sofort eine Lotterie seiner Waaren eröffnete. Beide fanden ihre Rechnung. Aber schlichte Reisende, welche die Glanzlosigkeit ihrer Fußbekleidung nicht ertragen konnten, ertrugen nachher ohne Bedenken die Unsauberkeit der Mittagstafel, an der sie fast durchgehends eine staunenerregende Eßlust entfalteten!

Die Ufer waren auch hier noch nicht ganz frei von Schnee und meine vorhin erwähnte Jahreszeiten-Voraussetzung begann schon stark zu wanken. So wasserreich der Fluß war, so mußte doch alle Vorsicht angewendet werden, um ohne Schaden über die Barre hinwegzukommen, welche die Rhone in die Saône hineingeschoben hat.

Vienne, am linken Ufer, mit seiner gothischen aber wie so oft fertiger Thürme entbehrenden Kathedrale, machte mir den imposanten Eindruck einer altfranzösischen Stadt im Geiste Ludwigs XIV. Von Tournon an spielte das linke Ufer neckend mit meiner Begeisterung, indem es sich bald als Vorhang vor die nun erscheinende Alpenkette zog, bald sie ungehindert ihre Pracht entfalten ließ. Ich sah die Alpen zum ersten Male. Aber auf Aller Augen übten sie den gleichen Zauber aus. Aller Augen waren nach Osten gewendet. Noch tief herab mit

Schnee bedeckt malten sie sich in scheinbarer Nähe auf dem Himmelsblau als blendende Massen phantastischer Gestalten ab, alle vom Montblanc überragt. So hatte ich denn in der Ferne wie in der Nähe die Zeugen jener mächtigen Zuckungen unserer Erde, welche immer und immer wieder die alte Rinde derselben durchbrachen und die Schollen in andere Lage brachten und neue Massen über und neben die alten emportrieben.

Wie Weniges an geologischem Wissen reicht aus, um in den Bergen und Hügeln der Erdoberfläche mehr als gleichgültige Buckel oder den menschlichen Wohnraum beschränkende Hindernisse, oder höchstens Objekte des malenden oder staunenden Reisenden zu erblicken! Aber auch dieses Wenige findet sich nur bei Wenigen. Die Meisten ahnen noch nicht, welche Erhöhung des Reisegenusses in einiger geologischen Kenntniß ruht. Lebhaft erinnerte ich mich hier eines Gedankens, den ich gern als einen bestimmten Vorschlag beachtet sehen möchte, und dem ich schon an einem andern Orte*) Worte gegeben habe. Es würde nämlich gewiß naturwissenschaftliche Bildung verbreiten helfen und das Reisen belehrender und genußreicher machen, wenn auf den Reisekarten durch Farben die geologische Beschaffenheit des Bodens angezeigt wäre.

Was für andere ein Mangel der Gegend gewesen sein würde, die Kahlheit der Uferberge, mir war es mindestens eben so lieb, als wenn es anders gewesen sein würde; denn im schnellen Fortschreiten des Schiffes flogen die entblößten Schichten der Felsen, redend und sich selbst erklärend, in ewigem

*) Roßmäßler, der Mensch im Spiegel der Natur, Bd. V. S. 53.

Wechsel an mir vorüber. Ich lebte zweifach: in jener sturmbewegten Bildungszeit und in der ruhigen Gegenwart.

Jedem Deutschen muß ein Vorzug Frankreichs auffallen, der seines Brückenreichthums. Mindestens alle Wegstunden spannte eine Kettenbrücke ihre eleganten Fäden über die Rhone. Frankreich hat seine école de ponts et chaussées nicht ohne überallsichtbaren Ersatz; denn auch auf der Garonne sah ich später denselben Reichthum an Brücken und in ganz Frankreich die herrlichsten Kunststraßen. Auch eine der wohlthätigen Folgen der Einheit in der Verwaltung eines großen Landes! Weniger rühmenswerth fand ich die Kenntniß des eigenen Vaterlandes bei den Franzosen; denn Niemand, selbst der Kapitän des Bootes nicht, konnte mir sagen, welches das Gebirge sei, dessen noch schneebedeckte Kuppen lange Zeit über das rechte Ufer emporsahen. Es konnten nur die Sevennen sein.

Es dunkelte bereits, als wir in Valence das Boot verließen, um daselbst zu übernachten.

Der heftige Luftzug des eilenden Bootes hatte uns bisher über die Temperatur der Luft getäuscht, denn als wir an das Land gestiegen, umfing uns milde Frühlingsluft und ich fing von neuem an zu hoffen, was ich zuletzt in Barcelona doch aufgeben mußte. Mit stiller Freude begrüßte ich die ersten Cypressen, welche ihre schlanken Pappelgestalten über einige Gartenmauern hervorstreckten, und lange noch erging ich mich mit meinen beiden Gefährten am Saume des Hügels, auf und an welchem Valence erbaut ist.

Zum ersten Male sah ich hier, was mich in ganz Südfrankreich wie ein verewigendes Gedächtniß der Mähr vom „Pegasus im Joche" gemahnte: die leierförmigen Kummte der

Pferde. Sie verleihen den kräftigen Gäulen einen komisch-poetischen Anstrich, bis man es aus Gewohnheit nicht mehr sieht.

Am Morgen des folgenden Tages, den 8. März, setzten wir unsere Rhonefahrt wieder fort. Bei Montelimar trat die Alpenkette wieder und noch glänzender und deutlicher hervor. Rechts flog das schöne Bild des malerisch gruppirten Viviers an uns vorüber, dem links bald die kühnen Formen basaltischer Berge folgten, in welchen eben Tausende von Arbeitern wühlten, um eine neue Heerstraße zu bauen.

Von Bourg St. Andéol, am rechten Ufer, erweitert sich plötzlich die Gasse der Rhone; wir sahen die ersten Oelbäume, die mich nachher in Spanien so oft trüb stimmten; denn der Baum des Friedens ist noch vielmehr der der langweiligsten, farblosesten Schläfrigkeit. Das soll doch der Friede nicht sein! Ich habe mich nachher in Spanien oft gefragt, wie gerade dieser Baum zu dieser symbolischen Bedeutung komme. Meint man den eben aufs neue geschlossenen Frieden zweier Nachbarvölker, oder vielmehr mächtiger Nachbarfürsten, so würde dafür, — bekanntlich vielmehr ein Waffenstillstand als ein Friede, ruhend auf dem Grundsatz: wenn du den Frieden willst, so erhalte dich in Kriegsbereitschaft, — ein stacheliges Gewächs ein passenderes Symbol sein, etwa die unnahbare Opuntie des Südens. Doch eben fällt mir's ein. Bei jedem Frieden giebt es Millionen blutende und Herzenswunden zu heilen. Dazu braucht man, der Dichter mehr als der Feldscheer, Oel. Es ist also der Oelbaum gewiß nur das Symbol des Schlachtenfriedens. Meint man aber den von der Humanität angestrebten, und ja auch seit

beinahe 2000 Jahren vom Christenthume erfolglos gepredigten Bruderfrieden der Menschen — nun so gab es wohl einen andern immergrünen Baum. Denn ein immergrüner müßte es sein.

Auf meine Hand habe ich auf dem majestätischen Monserrat Cataloniens den Buchsbaum dazu erkieset. Aus seinem eisenfesten Holze, aus dem er sich schon in Spanien einen ansehnlichen Stamm aufbaut, treibt er seine kleinen zahllosen, aber paarweise stehenden Blättchen hervor. Ihre Form ist das schlichte allen Ehrgeiz ausschließende Oval, und ihre Farbe Jahr aus Jahr ein ein leuchtendes Grün. Ihre Größe zeigt bei allen eine auffallende Uebereinstimmung; als Bild der Gleichheit.

Ist das nicht ein sprechenderes Friedenssymbol, als der Oelbaum, der gar keine rechte Farbe hat?

Um 2 Uhr kamen wir in Avignon, am Ziele unserer Rhonefahrt, an. Die heißen Sonnenstrahlen beschienen auch hier noch laublose Bäume. Der Rasen zeigte kaum einige wenige frische Spitzchen zwischen den ausgedorrten grauen Leichen des vorigen Jahres.

Wir eilten, die fünf Stunden bis zum Abgang der Eisenbahn nach Marseille möglichst theuer auszukaufen. Wie alle Reisewelt ließen auch wir uns zunächst nach dem päpstlichen Palast führen, wo so lange eine zweite Untrüglichkeit residirt hat. Dort fanden wir aber nur Eine Untrüglichkeit, die der über alle Beschreibung reizenden Lage Avignons. Nachgebend folgte ich meinen Reisegefährten in die Gemäldesammlung, welche dort in einem reichen Museum sich findet.

Ich fand daselbst das berühmte Original von Horace Vernet, den auf das wilde Pferd gefesselten Mazeppa. Der unerschöpfliche Künstler hatte das Bild für seine Vaterstadt Avignon als Geschenk gemalt, aber eben vollendet durchstieß er es, mit einem Freunde daneben einen Floretgang machend. Er malte das Bild noch einmal, erreichte jedoch das erste nicht ganz wieder. Jetzt hängen daher beide nebeneinander, das vollkommen wieder hergestellte Original und die Copie.

Mich trieb es aus der gemalten in die lebendige Natur, während meine Freunde in die Antikensammlung gingen. Nie werde ich den Eindruck vergessen, aber ebensowenig kann ich ihn beschreiben, den ein kleiner Garten auf mich machte, welcher den Hof des Museums bildet, auf allen vier Seiten von dem in edlem antiken Styl erbaueten Hause umfriedigt. Zum erstenmale sah ich hier im Freien duftende Lorbeerbäume und hohe Myrtenhecken mit anderen immergrünen Büschen und Gesträuchen vermischt. Eine heilige Stille umfing mich, denn kein Lüftchen hat in diesem ruhigen ringsumschlossenen Plätzchen Zutritt. Oben spannte sich der blaue wolkenlose Himmel als durchsichtiges Dach darüber aus.

Hier erst fühlte ich, daß ich im Süden sei. Wie ein Kind las ich vom Boden die abenteuerlichen Zapfen der Cypressen und die stahlblauen metallisch glänzenden Beeren der hohen Laurentinusbüsche. Fast kam es mir selbst wie eine Entweihung dieses Heiligthums vor, über welchem Petrarca's Geist schwebt, daß ich hier zum erstenmale mich meinem wissenschaftlichen Reisezwecke hingab — Schnecken suchte. An Laura's Denkmale, seit 3 Tagen von der Quelle von Vau-

cluse hierher versetzt, kroch die schöne Helix aspersa empor. Sie schien eben erst aus dem Winterschlafe erwacht zu sein, denn ihr pergamentener Winterdeckel hing ihr noch am Fuße.

Laura's Denkmal, ein ziemlich geschmackloser Cippus, war 1823 von einem Engländer an der Quelle errichtet und ich weiß nicht aus welchem Grunde nun hierher geschafft worden.

Träumend hatte ich mich hier von der Natur des Südens einweihen lassen und kam darüber zu spät zu den Antiken, von denen meine Reisegefährten eben weggingen. Ein flüchtiger Blick belehrte mich, daß ich es zu bedauern hatte, denn das ganze Leben der Römer, so weit es sich in Geräthen ausspricht, lag in großer Manchfaltigkeit vor mir; vom Fingerhut der Römerin bis zu den schon damals Unheil rollenden Würfeln.

Von dem Museum eilten wir auf einen die Stadt und Umgegend beherrschenden Hügel, le Rocher genannt, auf welchem der päpstliche Palast, jetzt ein Gefängniß, liegt. Der Hügel liegt dicht an der Stadt an deren westlicher Seite. Bis auf seine Spitze sind in reinem römischen Styl Terrassenmauern geführt, welche mit immergrünen Südsträuchern eine reizende Parkanlage bilden. Die Rundschau dieses Platzes gehört ohne Zweifel zu den schönsten in Europa. Alles Andere vergessend, verweilten wir hier bis zur äußersten Grenze der uns von der unerbittlichen Eisenbahn vorgeschriebenen Zeit. Auf dem höchsten Punkte des Hügels, einem mit Ruhebänken und Lorbeerbüschen bedeckten Plateau, schaut weithin über das Land eine Statue, welche nirgends besser an ihrem Platze ist, als in Frankreich. Es ist eine Statue von Jean Artin. Wer ist dieser Jean Artin? Wir kennen ihn nicht. — Er hat die rothe Farbe in Frankreich eingeführt. Aber nicht die der

rothen Republik; nicht die der rothen Reaktion; auch nicht die Schamröthe, sondern die Färberröthe, den Krapp. Ganz Frankreich ist ja roth, vierfach roth!

Es fiel mir hier wieder ein, daß auf meinem Passe das Visum des französischen Consulats seiner kaiserlichen Majestät noch den republikanischen Stempel trug. Ein Kaiserthum wird oft schneller fertig als ein Stempel!

Doch wir mußten uns trennen. Auf dem Bahnhofe fiel mir eine fast wagehalsig aussehende, aber doch höchst zweckmäßige Einrichtung auf. Diejenigen Messagerien, welche auf ihren langen, ganz Frankreich in allen Richtungen durchkreuzenden, Zügen auf eine Eisenbahn treffen, werden sammt Passagieren und Sack und Pack auf einen Waggon gesetzt, und so weit mitgenommen, bis sie, ihre eigenen Räder wieder brauchend, ihres Weges in anderer Richtung wieder weiter ziehen wollen.

In Tarrascon trennte sich unser Hannoveraner, um nach Nimes zu gehen, wo bekanntlich viele römische Bauwerke sind, darunter ein sehr gut erhaltenes Amphitheater. Wenige Monate nachher hielt man in diesem Amphitheater vor 22,000 Zuschauern ein spanisches Stiergefecht. Es ist das tief zu beklagen, streng zu verdammen. Ich überzeugte mich später in Spanien von dem entsittlichenden Einflusse dieses scheußlichen Spieles. Den Spanier schützt wenigstens einigermaßen sein ernster Charakter. Der leicht entzündliche Franzose wird die traurigen Folgen dieses auch den Ruhigsten tief aufwühlenden Schauspieles an sich bald fühlen. Doch — Panem et Circenses! —

Um 10 Uhr kamen wir in dem wogenden Marseille an.

Am andern Morgen, den 9. März, trieb mich's hinaus nach dem „großen Geheimnisse", dem blauen Meere. Seit 18 Jahren hatte ich es nicht gesehen. Damals war es der turbidus Hadria bei Triest; jetzt war es der in gleichem Ruf der Unfriedfertigkeit stehende Golf von Lyon, welches seine namengebende Anmaßung die ganze Rhone entlang bis hieher ausdehnt. Mit demselben Rechte könnte man die Ostsee den Golf von St. Petersburg nennen! —

Herr Boomer, mein holländischer Reisegefährte, begleitete mich. Der Weg führte den Prado, eine schöne vierfache Platanen-Allee, entlang bis an die Küste. Ich habe nachher in Spanien, dessen Küste fast immer von malerischen Felsen umsäumt ist, keine schönere Küstenstelle gefunden, als ich sie hier fand. Die lieblichsten Tinten von Violet und Blau waren über die hoch aus dem Spiegel des Meeres aufragenden Berge ausgegossen. Der Hafen war uns hier nicht sichtbar. Er liegt mehr rechts hinter einem vorspringenden Felsen in sicherer Bucht. Nur die ab- und zufliegenden Segel verriethen, daß da hinten ein Taubenschlag für dieses Geflügel liegt. Vom Ende des Prado führt ein breiter Fahrweg rechts unmittelbar über dem Saume des Meeres hin. Man arbeitete eben daran, um ihn bis zum Hafen fortzuführen. Fertig wird er dann den reichen Marseillesen zu Roß und Wagen in kühler Abendluft der reizendste Spazierweg sein.

Nachdem Auge und Herz vom herrlichen Großen befriedigt waren, machte sich in mir der Naturforscher geltend, der auch nach dem Kleinen sieht. Zu meiner Rechten erhob sich eine aus Kalkfelsen gebildete Anhöhe, auf welcher zwischen lichtem Kieferngehölze die Landhäuser der bevorzugten Bewoh-

ner der reichen Stadt lagen, umgeben von reizenden Gärten, über deren Mauern mir manche von mir noch niemals gesehene Pflanze ihr Willkommen zunickte. Zwischen den Kalkblöcken sproßte die dufterfüllte Pflanzenwelt, aus welcher der Pariser für alle Welt die odeurs destillirt; jetzt freilich waren es fast nur noch die verdorrten, aber immer noch wohlriechenden Ueberreste des vorigen Jahres. Zwischen ihren Wurzeln und unter den Steinen hielt ich meine erste reiche Ernte an Landschnecken. Es ist eine der Freuden, welche nur dem Naturforscher beschieden sind, weit entfernt vom Schrein, der seine Naturaliensammlung birgt, um sich her eine Fülle von Naturprodukten zu erblicken, von denen er daheim vielleicht noch gar nichts besaß, oder nur eins, oder einige wenige, vielleicht theuer bezahlte Exemplare. Wie er da rafft, als wolle er die ganze Welt versorgen! Ich machte es nicht anders. Wenn ich einen Stein, bekränzt von duftenden Thymian und Lavendelbüschchen, umwälzte, so war es, als wenn ich ein warmes Bett von schlafenden Kindern nähme; denn unter jedem lagen zu Dutzenden die prächtigen pomeranzengelben Kreismundschnecken, Cyclostoma sulcatum, und die schon erwachten zierlichen Schließschnecken, Clausilia solida, denn ihre schraubenförmigen Häuschen hingen schon an den Rändern des Steines selbst. Der Sammeleifer des Naturforschers steckt an; denn bald fing auch mein Gefährte an, zu suchen. Fragen bleiben dann gewöhnlich nicht aus, auch hier nicht, und so fand sich mein Begleiter bald belohnt, denn er hatte zum ersten Male in seinem Leben ein Schneckenhaus in der Nähe betrachtet und etwas Interessantes darüber gehört. Ich mußte ihm zuletzt sagen, nun habe ich genug. Ja, der Mensch ist in seinem

innersten Wesen ein Magnet für die Naturwissenschaft; wenn seine Kraft angeregt wird, so fliegen wie die Feilspäne ihm nahe gebrachte Fragmente jener großen gewaltigen Wissenschaft ihm an. Hätte man ihn in der Jugend durch einige zweckmäßige Unterweisung armirt, so hätte er im Alter Kraft.

Reich beladen kehrten wir nach der Stadt zurück, nachdem wir in einer an der Küste gelegenen Taberne noch ein Stündchen geschwelgt hatten, ich weiß nicht, ob mehr mit den Augen oder mit dem Gaumen.

Bot auch Stadt und Hafen der Unterhaltung die Hülle und Fülle, so litt mich es doch nicht mehr auf der Schwelle. Mich verlangte hinüber nach der ersehnten spanischen Küste.

Einige Gänge durch die Stadt und durch das Hafengewühl nahmen mich Binnenländer vollauf in Anspruch; den Naturforscher namentlich der Fischmarkt. Da sah ich, daß das Meer so recht eigentlich die Werkstatt der fischebildenden Natur ist. Das süße Wasser ist es weniger. In diesem wohnen nur die schlichten Grundformen der Fische: der Karpfen, der Hecht, die Forelle, die Karausche u. s. w., alles unbedeutende Variationen desselben Thema's. Aber im Meere, da hausen die ungeheuerlichen und abenteuerlichen Gestalten, in denen man oft den Fisch kaum wieder erkennt. Hier fand ich dergleichen in der Fischhalle aufgehäuft, wahrscheinlich mehr für die Wissenschaft als für die Schüssel gebracht, denn manche Hallendame, den Pariserinnen nicht nachstehend, rief mich an und präsentirte mir solche bizarre Wesen, indem sie in mir vielleicht eher einen Naturforscher als einen Koch vermuthete. Daneben saßen arme Weiber mit Körben, in welchen auf den schöngrünen, riemenförmigen Zostera-Blättern die stacheligen

Seeigel lagen, einer immer aufgebrochen, um den pomeranzenrothen Eierstock, einen Leckerbissen für die Küstenbewohner, zu empfehlen. Doch ich ging ungerührt weiter, denn noch war meine Zeit zum Mitnehmen derartiger Dinge nicht gekommen.

Auf einer langen Straße der Stadt fand ich einen Triumphbogen aus der Zeit der napoleonischen Triumphe. Man hatte ihn hurtig zur Verherrlichung des 2. December benutzt, und ein goldenes „à Louis Napoleon Marseille reconnaissante“ sollte wohl die Marseillaise vergessen machen.

Meine Abreise sollte aber noch nicht sogleich von statten gehen; denn nachdem ich mich in zwei Tagen vollauf von Marseille befriedigt hatte, tiefer blicken konnte ich ja so nicht, und am 11. März früh Morgens an das Dampfschiff kam, wurde ich wieder heim geschickt. Ohne Zweifel war die Compagnie navegacion y industria mit den bis heute eingeschriebenen Passagieren noch nicht zufrieden gewesen. Also morgen. Ich eilte wieder nach meinem hôtel des empereurs, dessen Plural nun ja in Erfüllung gegangen war, und rüstete mich mit einigem Mundvorrath zu einem Ausfluge nach den Bergen aus, welche mich so lockend angeschaut hatten.

II.

Marseille. — Excursion nach dem Ufergebirge. — Abreise auf dem Dampfschiff el Barcino; Kampf gegen die Seekrankheit; Ankunft in Barcelona; Rambla, sprachliche Bemerkungen; Monjuy, vergebliche Versuche mit spanischem Sprachunterricht; Ausflug nach Gracia.

Ich kam gerade noch zurecht, um das sonderbare Mittelding zu sehen, was hier der Winter ist. In der „Natur" habe ich das „Frühlingserwachen am Mittelmeer" geschildert. Hätte ich diese Schilderung aber um acht Tage später geschrieben, ich würde sie nicht haben so nennen können. Denn erst in Catalonien lernte ich vollends den südlichen Winter verstehen. Alles Grün, was ich sah, war Immergrün, alles noch aus vorigem Jahre; noch kein neues Blättchen. Das übersah ich damals noch, eingenommen von meinem Hoffnungsdrange nach dem Frühlinge. Die kahlen Ulmen und Platanen hätten mich belehren sollen. Ich war aber ein ungeduldiges Kind und nahm keine Lehre an.

Nachdem ich hier und nachher um Barcelona dem vermeintlichen Frühlinge recht in's Antlitz geschaut hatte, erkannte ich in ihm einen koketten Winter. Nicht erst später, als ich über der Arbeit meiner „Flora im Winterkleide" wieder unter dem Regiment unsrer deutschen vier, wirklich vier Jahreszeiten stand, sondern schon damals empfand ich tief und innig den Vorzug unseres durchgreifenden Jahreszeitenwechsels. Ich will hier nicht wiederholen, was ich dort darüber gesagt habe (S. 3—9.); bleibe aber auch jetzt noch dabei, obgleich mir die Erinnerung auf's Neue mit den leb-

haftesten Farben die Reize des Südens vormalt, daß ich mir unsere deutsche grünere Natur vorziehe.

Mit dem festen Vorsatze, nicht seekrank werden zu wollen, bestieg ich am 12. März früh 7 Uhr das Boot, um mich an Bord des el Barcino bringen zu lassen. Ich hatte aber noch volle zwei Stunden Zeit, meine Blicke über die zahlreichen Schiffe aller Nationen schweifen zu lassen, welche zum Theil in nächster Nähe vor Anker lagen; ich zählte 20 Dampfer darunter, großentheils mit Schraubenmaschinen.

Ich hatte mich auf den Scheideblick auf das herrliche Uferbild, in welchem Marseille liegt, gefreut, und mich deshalb dem Steuerrade gegenüber, das Gesicht nach dem Ufer, postirt; erfreut, diesen schönen Platz gewonnen zu haben. Aber nach fünf Minuten mußte ich froh sein, ohne umzufallen, einen anderen Platz auf der langen Seite des Schiffs zu erreichen; denn es erregte mir unheilverkündenden Schwindel, wenn ich wegen des Vor- und Rückwärtsschwanken des Schiffes das Ufer bald über, bald unter der Barriere, bald gar nicht sah. Es wurde mir schier bange um die Durchführung meines Vorhabens, die Seekrankheit zu besiegen. Doch wollte ich versuchen, ob hier die Widerstandskraft des Willens etwas vermöge, oder, was vielleicht der Wahrheit näher kommt, ob mein Operationsplan gegen diesen, seinen Schlachtopfern so arg mitspielenden Feind richtig sei. Ich theile ihn mit. Vielleicht bewährt er sich bei meinen Lesern auch so gut, wie er es bei mir that. Meine Taktik bestand einfach darin, meine Körperlänge so wenig als möglich den Schwankungen des Schiffes als einen aufrechten Pendel preis zu geben, d. h. ruhig und durch meinen Pelz vor Erkältung geschützt auf Einem

Platze sitzen zu bleiben. Ich nagelte mich so zu sagen als einen zum Verdeck gehörigen Theil fest. Auch meine Augen beorderte ich, auf der Huth zu sein. Ich weiß jetzt nicht mehr, welche Richtung es war, die auch in meiner neuen Position ihnen immer noch nicht geheuer war. Es dauerte mehrere Stunden, ehe ich fühlte, daß sich in mir allmählich das Gefühl der elenden Unbehaglichkeit etwas milderte, welches mich im Anfange das Aergste fürchten ließ. Dies Aergste fing auch schon eine Stunde nach der Abfahrt an, an vielen meiner Reisegefährten auf sehr wenig einladende Weise sich geltend zu machen. Einige Versuche, mich aus meinem Bann zu erlösen, fielen höchst tragisch aus, indem meine Füße, nur an festen Boden gewöhnt, vor Verwunderung, ihn hier unter sich weichen zu sehen, ihre Dienste vergaßen und mich genau so hinfallen ließen, wie ein Kind fällt, welches eben seine erste Fußreise von einem Stuhle zum andern machen wollte. Gut, dachte ich, so bleibst du fein sitzen. Ich that dies auch noch, als ein Regen hinzu kam, der hier keineswegs als Frühjahrserlöser der Knospen zu entschuldigen war, deren es hier keine zu erlösen gab. Alles flüchtete unter Deck; ich blieb. Der Steuermann lachte mich, vielleicht meine Taktik billigend, an; ich bildete mir es wenigstens ein. Der auf- und abgehende Capitän mochte mich vielleicht für einen wasserdichten Stoiker halten.

Nachdem ich so bis 5 Uhr, also 6 Stunden lang, zuletzt wie Tamino und Pamina die Wasserprobe ausgehalten hatte; fühlte ich Muth, mich in die Cajüte zu begeben. Dort hatte ich unter allen Sesseln die freie Wahl, denn alle Passagiere lagen bereits in ihren Cojen und ihr Aechzen und Stöhnen

kündigte deutlich genug an, daß sie sich nicht in süßen Träumen wiegten.

Eigentlich hatte ich nur zwischen 4 Armsesseln zu wählen, denn alle 16 Stühle um den runden Tisch inmitten der eleganten Cajüte waren mit einem Seil rund um denselben festgebunden, weil sie sonst die sehr hochgehende See zu „rückenden" Stühlen gemacht haben würde, während man am 12. März noch nicht einmal von dergleichen Tischen etwas wußte.

Das Terrain, was ich oben gewonnen hatte, verlor ich hier unten wieder und ich mußte den Kampf auf diesem neuen Kampfplatze von neuem beginnen. Jedoch bot mir der weiche und trockene Lehnstuhl eine viel behaglichere Situation als die Bank des Verdeckes. So war es 9 Uhr Abends geworden. In meinem Leben noch nicht habe ich mich in 10 Stunden so wenig bewegt und so wenig genossen. Das Genossene beschränkte sich auf etwas Zucker mit einer bitteren Mageneſſenz. Im Vertrauen, daß nun meine Prüfungszeit vorüber sei, ging ich in meine Coje, in der ich glücklicherweise keinen Verschwender, nämlich einen mehr Ausgebenden als Einnehmenden, im zweiten Bett als Schlafgenossen fand. Klüglich hatte ich beim Einschiffen die obere Bettstelle belegt; dann hätte allenfalls unter mir vorgehen können, was ich nicht und der Arme, den's betraf, auch nicht ändern konnte.

Ich hatte gesiegt. Um 4 Uhr erwachte ich munter und frisch und ging auf das Verdeck.

Da lag die spanische Küste im ersten Morgengrauen bereits vor mir. Nur die großen Sterne funkelten noch am wieder reinen dunkelblauen Himmel und in Osten zeigte sich

das düstere Roth, der erste Vorbote der kommenden Himmelskönigin. Ueber die niedrigen Uferberge Cataloniens ragte hoch empor das schneebedeckte Haupt des Monseny. Das Meer war ruhig geworden und der frische Morgenwind verwehete mir die letzten Spuren des gestrigen Mißbehagens.

Als nachher zum Frühstück geschellt wurde, erschienen nur noch einige wenige Passagiere, außer mir aber mit Eßlust keiner. Wie ein kleiner Triumphator strich ich als schuldigen Tribut die Beglückwünschungen ein, daß ich der einzige Verschonte sei.

Ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß ich die Seekrankheit durch mein Verhalten von mir abgewendet habe; umsomehr, als ich nur zu wohl fühlte, daß sie auch mir zu Leibe wollte, denn in den ersten Stunden befand ich mich so zu sagen in einem fortwährenden Vertheidigungszustande gegen sie.

Schnell kamen wir der Küste so nahe, daß wir die Hafenorte deutlich unterscheiden konnten. In meiner Frühlingsbefangenheit sah ich überall die fata morgana des spanischen Lenzes; ich freute mich, daß ich hier und da üppige Felder von Infarnatklee schon in voller Blüthe prangen sah — was sich hinterdrein als kahle winterliche Flächen eines dunkelbraunrothen Erdbodens ergab. Aber ein weißer wagerechter, langsam vorschreitender Streifen konnte nicht täuschen. Es war ein eben in Mátaro abgehender Dampfwagenzug. Die spanischen Passagiere verfehlten nicht, ihre übrigen Reisegefährten mit einigem Selbstgefühl auf diesen ferrocarril aufmerksam zu machen. Hundertmal bin ich nachher im innern Spanien gefragt worden, ob wir Deutsche auch ferrocarriles haben. Es gebe dies hier im voraus meinen Lesern eine kleine Probe

vom Stande der außerspanischen geographischen Kenntnisse in Spanien. Das Wort ferrocarril ist gegen die Regel gebildet, indem sonst das lateinische ferrum (Eisen) immer in hierro umgewandelt wird; carril heißt Geleis.

Nachdem meine Phantasie schon seit mehreren Stunden auf spanischem Boden lustwandelte, kam ihr mein Körper um 10 Uhr endlich auch nach.

Welcher Unterschied zwischen diesem, dem bedeutendsten, Hafen Spaniens und dem von Marseille! und welcher Unterschied dennoch zwischen dem Hafen von Barcelona und denen von Valencia, Alicante, Cartagena, Almeria und Malaga, die ich später kennen lernte! Die Hafen sind Gradmesser für die dahinter liegende Industrie und Handel; daher der Name der Compagnie, die mich hierher befördert hatte: navegacion y industria ein ganz sachgemäßer.

In der aduana erging es meinem Gepäck auch ohne einige Nachhülfe von meiner Seite ziemlich gut. Aus den hunderterlei Dingen meines Koffers, welche der aduanero sonst nicht zu finden gewöhnt sein mochte, erschloß er vielleicht so ziemlich richtig meine Reisequalität. Kurz ich kam ziemlich fördersam nach der Fonda de cuatro naciones, die mir als zweiter Gasthof empfohlen worden war.

Ich lieferte zu den 4 Nationen die fünfte, denn schwerlich wird unter ihnen die deutsche mit begriffen gewesen sein.

Es war Sonntagvormittags 11 Uhr, der Gasthof lag an der Rambla, dem besuchtesten Spaziergange der Stadt, und mein Zimmer war im ersten Stock, also ein Blick aus dem Fenster zeigte mir sofort ein lebendiges Bild. Die Sonne schien warm und doch war es kalt. Den Spaniern kam es

auch so vor, denn alle gingen in ihre capa (Mantel) gehüllt, deren rechten Zipfel so über die linke Schulter geworfen, daß Mund und Kinn verhüllt waren. Die Frauen schienen weniger frostig; aber es ärgerte mich, daß ich neben der reizenden Mantilla auch viel französische Damenhüte sah.

Ich beschloß das Ding in der Nähe zu betrachten und mischte mich in den lebendigen Strom, welcher die etwa 15 Minuten lange Rambla auf und ab wogte. Diese ist eine breite Straße, in der Mitte mit einem von Akazien eingefaßten breiten Weg für Fußgänger und zu dessen beiden Seiten ein gepflasterter Fahrweg. Mitten unter vielen Hunderten kam ich mir dennoch sehr verlassen vor. Ich war ein fremdes Element. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, was denn hätte werden sollen, wenn jetzt plötzlich irgend eine Veranlassung mich genöthigt hätte, mein sehr wohl begründetes Schweigen zu brechen. Doch war mir der Gedanke mehr komischer als beängstigender Art. Spanisch verstand ich gar nicht, französisch nur so viel, um nicht Hungers zu sterben und Catalonisch, was man hier in den mittleren und unteren Schichten fast allein spricht, daran war erst recht nicht zu denken. Ich kam mir vor, wie ein unerkannter Spitzbube, der unter lauter ehrlichen Leuten herumgeht, die ihn alle auch für einen ehrlichen Mann halten. Ich sah alle Welt mit dem Bewußtsein an: ihr seid mir alle fremd; mich schien alle Welt mit der Gleichgültigkeit der Voraussetzung, ich gehöre zu ihnen, zu übersehen. Und doch sollte ich heute die erste Lanze im Spanischreden brechen, denn ich wollte Jemand aufsuchen, an den ich empfohlen war. Ich glaubte ihn nach eingezogenen Erkundigungen, die sich aber als falsch ergaben, auf der calle ancha No. 4 suchen

zu müssen. Einen Führer mochte ich nicht nehmen. Ein Führer ist für einen Fremden das, was die Schwimmblasen für Einen der schwimmen lernen will, sind; wenn beide weg sind, ist der Fremde und der Schwimmer verloren. Ich präparirte mich mit Hülfe eines in Paris gekauften guide en six langues auf mein Vorhaben. Ich hatte darin glücklicherweise ein Capitel „sich nach einer Straße erkundigen" gefunden. Als ich meine erste Frage nach der calle ancha that, hätte ich den Gefragten bald ins Gesicht gelacht, denn mir fiel bei meiner Noth um diese kleine Frage ein, daß ich mich gerade so geberde, wie ein zimperliches Jüngferchen, welches einen großen Anlauf nimmt, um über einen handbreiten Graben zu springen. „Nach so viel Leiden" bringe ich endlich heraus, daß der Gesuchte keineswegs in der calle ancha, sondern mir gegenüber in der Fonda del Oriente wohne, wo ich ihn aber leider nicht zu Hause fand.

Mißmuthig zog ich mich wie meine Schnecken in mein Zimmer zurück. Da ich nicht mehr weiß, was der nachher schnell verflatternde Mißmuth damals in mir ausbrütete, so will ich statt dessen hier Einiges über die Sprachfrage einschalten, was ich freilich zum Theil erst nach und nach gesammelt habe.

Daß man in ein fremdes Land ohne Kenntniß der Landessprache reise, ist nur dann keine Verkehrtheit, wenn man es muß und man hoffen darf, seinen Zweck auch ohne dieselben erreichen zu können. Diese Fälle sind natürlich sehr selten. So viel, als ich zur täglichen Leibes- und Lebensnothdurft nöthig hatte, glaubte ich von der spanischen Sprache durch die Noth getrieben bald lernen zu können. Es war auch so; und

ziemlich schnell lernte ich an Alltagsgesprächen Theil nehmen. Uebrigens wird es vielen ältern Leuten gewiß wie mir ergehen, dem es, an eine produktive geistige Arbeit gewöhnt, sehr sauer wurde, auf seine alten Tage noch einmal die formelle Arbeit der Sprachlehre vorzunehmen. Solchen ist vielleicht zu rathen, das theure Honorar für Sprachstunden daheim lieber noch mit auf die Reise zu nehmen. In vier Wochen, die man damit bestreiten kann, lernt man durch das Muß und eine Grammatik mehr, als zu Hause. Auf das Französische verlasse man sich nicht zu viel, denn der Spanier spricht aus leicht begreiflicher nationeller Abneigung nicht gern französisch und im Innern Südspaniens habe ich selbst in großen Städten in sehr gebildeten Kreisen kaum Eine Person gefunden, die ein wenig französisch verstand. Es kann Einem widerfahren, daß man auf eine französische, also verstandene Frage eine spanische Antwort erhält.

Wo einmal castilianisch gesprochen wird, sprechen auch die untersten Classen fast ganz rein castilianisch. Das Catalonische und das Limosin des Königreichs Valencia sind aber eben beinahe andere Sprachen.

Der später zu nennenden vielen Eigennamen wegen glaube ich hier einige der wichtigsten Regeln der Aussprache vorausschicken zu müssen.

Don Juan, Don Quijote (eigentlich Quixote) und Aranjuez sind die drei bekanntesten Belege, wie wenig wir Deutschen im Allgemeinen die spanische Aussprache kennen; selbst bei solchen allgemein bekannten Namen, die wir ja obendrein richtig spanisch schreiben. Jene 3 Wörter lauten Don Chuan, Arangchues, Don Kichote. Das j wird stets hinten im

Gaumen als ch wie in Buch ausgesprochen; also das reizende Oertchen Coj, wohin wir später kommen werden, wie Koch. Will man es ganz rein castilianisch aussprechen, so muß man vor dem ch noch ein leises h hören lassen. Dieselbe Aussprache hat das x, welches daher in der neuen Orthographie durch das j ersetzt ist; daher Xerés oder Jerés, Ximene oder Jimene, Cheres und Chimene. Der rauhe Gaumenlaut ch wird uns Deutschen am Anfange eines Wortes freilich etwas schwer; leicht wird er den Schweitzern. Wo das aus dem lateinischen entlehnte x den gewöhnlichen Laut beibehält wird es in neuerer Zeit oft als cs geschrieben, z. B. ecsemto für exemto (eximirt). Hier herrscht große Willkühr im Sprachgebrauch, der ja einmal ein Tirann ist. Daher z. B. ejercito (Heer, vom lat. exercitus); ejemplo (Beispiel von exemplum); dagegen z. B. expedir (fördern), expediticion (Thätigkeit.)

Das so oft vorkommende ñ ist kein verdoppeltes n, wie wir meist glauben, sondern es lautet wie zwei n mit einem angehängten zarten kurzen Laut, der zwischen i und j schwankt; daher z. B. doña fast donnhia.

Ganz ebenso ist es mit den ll, was auch nicht ein schlichtes Doppel-l ist. Caballo (das Pferd) lautet cabalhio. Gegen die Gewohnheit in anderen Sprachen steht dieser Laut oft am Anfange des Wortes, und wird dann ebenso gesprochen: Llorente, Llobregat. Vielen dieser Wörter sieht man an, daß sie aus der lateinischen Sprache abstammen, wo dieselben cl, pl oder fl am Anfange hatten; z. B. llamar von clamare (rufen), lleno von plenus (voll); llama von flamma (Flamme); lluvia von pluvia (Regen).

Die spanische Sprache hat keinen einzigen Doppelselbst-

lauter, also **a-umentar** statt **aumentar** (vermehren), **re-yna** (Königin).

ch lautet immer wie unser tsch, also **Santzscho Pansa de la Mantzscha**, der edle Stallmeister **Don Quijotes**.

qu lautet stets blos wie **k**; daher **kien** für **quien** (wer?). Soll das **u** hinter dem **q** gehört werden, so schreibt man jetzt dafür ein **c**, z. B. **cuando** (wann, das lat. **quando**).

z klingt wie ein sanftes **s**, daher **cabesa** für **cabeza** (Kopf). Das **s** klingt meist schärfer als **z**, sodaß man oft glaubt, ein Doppel-s zu hören; z. B. **casa** (das Haus) lautet **cassa**.

Auch **c** vor **e** und **i** lautet wie ein weiches **s**, z. B. **sebolhia** für **cebolla** (Zwiebel). Sonst klingt es wie **k**.

h wird blos vor den beiden verbundenen Selbstlautern **ue** ausgesprochen, z. B. **huevo** (Ei) Huewo, sonst ist es immer stumm, z. B. **hojalotero** (Klempner) ochalotero.

v klingt natürlich wie **w**; oft jedoch, namentlich am Anfange der Wörter klingt es fast wie **b**, und ich habe mich oft dadurch täuschen lassen. Der Spanier selbst begeht hier zuweilen, durch die Aussprache getäuscht, einen Schreibfehler; so habe ich z. B. in Barcelona auf dem Aushängeschild einer **chocolateria** anstatt **se sirve** (man bedient) **se sirbe** geschrieben gefunden.

Mit der Aussprache eines Buchstaben hatte ich große Noth, von dem wir es am wenigsten erwarten sollten, mit dem **r**. Der Spanier schnarrt es, namentlich das oft vorkommende Doppel-r sehr scharf und vernehmlich. Als komischen Beleg führe ich an, daß ich zwei- oder dreimal im **estanco nacional de tabacos**, wo man eben nur Tabak und Zigarren verkauft,

mich wiederholt fragte, que quiere Vm? (was wünschen Sie) weil ich das cigarros nicht schnarrend genug ausgesprochen hatte.

Meine Leser werden errathen, daß das eben gebrauchte Vm das weltberühmte spanische Usted sein solle. So ist es auch. Ich schalte daher hier gleich Einiges zum Verständniß desselben ein. Wir Deutschen glauben immer, das sei eine besondere Höflichkeitsformel. Ursprünglich mag sie es gewesen sein, jetzt ist es aber nichts weiter als unser Sie, das vous der Franzosen, wofür der Spanier kein anderes Wort hat. Allerdings ist usted zusammengezogen aus vuestra merced (daher in der Abkürzung Vm oder blos V) d. h. Eure Gnaden. Es hat aber längst keine Spur mehr von Unterwürfigkeit, die überhaupt dem spanischen Volkscharakter widerstrebt. Dieses Einem immer vor den Ohren summende Wort wird übrigens auf der letzten Silbe betont und das d fast nicht gehört, so daß obige Frage nach der Aussprache geschrieben, lautet: ke kiér usté. Ein Vorzug des spanischen usted vor Sie und vous ist es, daß es eine Mehrheit hat: ustedes, geschrieben: Vms.

Hier sind wohl auch gleich einige Bemerkungen über Don, Señor, Doña, Señora und Caballero am Platze. Erstere beiden haben fast nur den Unterschied, daß vor den Taufnamen Don, vor den Familiennamen Señor gesetzt wird. Der Spanier liebt es, nicht blos seine näheren Bekannten, blos mit den Taufnamen zu nennen. Ich habe mich fast nur Don Emilio nennen hören, um so mehr, als die guten Spanier mit meinem geschriebnen Familiennamen wegen der räthselhaften Strichelchen über dem a nicht zurecht zu kommen wußten. Den Laut ä kennen sie gar nicht.

Vor den Familiennamen kommt Señor; auf Briefadressen beides: Señor Don N. N.

Caballero, wörtlich Ritter oder noch eigentlicher Reiter, entspricht am meisten unserem Herr oder Mann, wenn wir von einem Dritten reden, namentlich wenn er dabei steht; z. B. que caballero es este? was ist das für ein Mann? (Herr?) Doch wird hier eben so oft blos hombre (von homo) Mensch, gebraucht; eben so wie andrerseits der niedere Spanier mit Selbstgefühl verlangt, für einen caballero angesehen zu werden. Sehr auffallend für uns Deutsche ist eine Anwendung des hombre, welche der Spanier sehr häufig im Gespräch, und zwar nicht blos im vertraulichen macht. Das Wort ist dann geradehin Interjection und drückt Staunen oder Verwunderung aus. Wir würden freilich anstoßen, wenn wir sagen wollten: „Mensch! was sagen Sie?"

Señorito, Verkleinerungsform von Señor, also buchstäblich Herrchen, hat keineswegs etwas Verächtliches. Ich habe vorzugsweise den Hausherrn und die Hausfrau, selbst diese sich gegenseitig gegen die Dienerschaft, Señorito und Señorita nennen hören. Es klang mir äußerst traulich, unbeschadet der achtungsvollen Haltung, in Murcia im gastlichen Hause meines Freundes Angel Guirao, den Mozo (Diener) seinen Herrn „Don Angel" und „Señorito" nennen zu hören.

Doch ich verlasse diesen Gegenstand, um später dasjenige gelegentlich nachzuholen, was ich hier vergessen habe. Bei Angel fällt mir gleich noch ein, daß das g hier auch wie ch klingt: Anchel.

Im Ganzen klingt die Castilianische Sprache schön und

männlichkräftig, sie ist ein treuer Abdruck des Volkscharakters, über den ich später meine Beobachtungen mittheilen werde.

Um 3 Uhr erlöste mich der Gesuchte von meinem mir selbst tragikomisch vorkommenden Brüten. Es ist der damalige preußische Generalconsulats-Secretair Herr von Gülich, der seitdem als preußischer Generalconsul nach Chile gegangen ist. Wenn alle Consulatsbeamten ihm glichen! Wir wurden schnell befreundet und ewig werde ich ihm auch durch den Ocean getrennt, meine Dankbarkeit für seine viele Freundlichkeit bewahren.

Es trieb mich hinaus in die mir neue spanische Natur. Da mich Herr von G. nicht begleiten konnte, so suchte ich allein den Weg nach dem Monjuy. Das ist ein dicht neben Barcelona in südlicher Richtung schroff aus dem Meere aufsteigender Hügel, den ein ausgedehntes Castell krönt.

Mir unbekannte, meist immergrüne und fast sämmtlich Strandpflanzen schauten mich von allen Seiten an. Da des Sonntags wegen die vielen Belustigungsörter, welche bis auf die halbe Höhe den Weg hinan liegen, sehr besucht und überhaupt der Weg sehr belebt war, so wollte ich, an meine deutschen Erfahrungen denkend, den guten Leuten durch Angucken und Umwenden jedes Steines und jeder Pflanze kein Aergerniß oder wenigstens keinen Anlaß zum Lachen geben. Aber als ich es denn doch nicht lassen konnte, so bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß man mich fast gar nicht beachtete. Was ich vorhatte, war freilich für Jedermann begreiflich, aber das ist es doch in Deutschland auch, und doch bleibt dort ein sammelnder Naturforscher von den Bemerkungen, wenigstens Blicken der Vorübergehenden selten ganz ungehudelt. Ueberall

habe ich später bei den untersten Schichten des Volkes die größte Achtung vor der Naturwissenschaft und ihren Bekennern gefunden; vielleicht um so größer, je geringer ihr Wissen davon ist. Doch darin steht ja auch Deutschland nicht eben sehr hoch über Spanien.

In den tief eingeschnittenen Eingeweiden des Monjuy fand ich ausgedehnte Steinbrüche, welche schon lange Zeit ausgebeutet sein mögen. Den Versteinerungen nach gehört der Stein der Tertiärepoche an, während das Ansehen des Gesteines ihn viel älter erscheinen läßt. Unverkennbar hat er einmal eine vulkanische Störung erlitten, denn an vielen Orten zeigten sich die Schichten aus ihrer wagerechten Lage gehoben und geborsten.

Einen wenig betretenen Fußpfad verfolgend sah ich plötzlich vor mir ein junges Ehepaar, das bei uns Deutschen verrufene „spanische Familienfest" darstellend. Eine malerische kleine Gruppe. Das Haupt des jungen Eheherren ruhete im Schooße seiner zärtlichen Gattin, welche, auch eine Naturforscherin, dasselbe nach jenen kleinen Insekten durchstöberte, welche der Deutsche in guter Gesellschaft namenlos läßt. Mein Nahen störte die stille Scene nicht. Der Mann rief mir, aus seiner dazu unbequemen Stellung zu mir aufblickend, noch ein buenas tardes, Señor, zu.

Das bringt mich auf die spanischen Grüße. Hier hörte ich den ersten und eins fiel mir auf, was ich später als fast allgemeine Regel kennen lernte, daß der Spanier sich in seinem grüßenden Wunsch nicht auf den heutigen oder nächsten Tag beschränkt, sondern immer gute Tage, gute Abende, gute Nächte wünscht: buenos dias, buenas tardes, buenas noches. Gute

Morgen-wünscht er nicht, vielleicht weil es für die meisten Spanier bereits zu hoch am Tage ist, wenn sie aufstehen! Der Gegrüßte erwiedert gewöhnlich blos muy buenos . . buenas „sehr gute", und läßt Tag, Abend oder Nacht weg.

Auf dem Gipfel des Monjuy genoß ich eine großartige Rundschau. Zu meinen Füßen das weithin sich ausbreitende Meer, welches als lange schmale blendend weiße Schaumstreifen seine Wellen an das sandige Ufer rollte oder gegen die Füße des Hügels, auf dem ich stand, schleuderte. Weiter südlich sah ich die sumpfige Ebene, durch welche der Llobregat seine Wassermasse in das Meer trägt. Wendete ich mich nach Norden, so lag nahe vor mir die imposante Stadt mit dem Hafen, der sich zwischen sie und die Landzunge eindrängt, auf welcher die Vorstadt Barceloneta liegt. Ueber beiden erheben sich vielfach übereinander nach Mátaro hin vielgestaltige Hügelketten. Sie dehnen sich landeinwärts nach Westen weit aus und bilden eine Strecke weit mit dem sich sehr langsam abdachenden Landfuße des Monjuy ein reizendes Thal, in welchem zahllose Landhäuser und freundliche Ortschaften, theils eben, theils an den sanften Abhängen der Hügelkette zerstreut liegen. Genau an der Ausmündung dieses fruchtbaren und trefflich angebauten Thales liegt Barcelona, dem das eifersüchtige Madrid nicht gestattet, seine Festungsmauern zu schleifen, weil es recht gut weiß, daß es dann selbst in wenigen Jahren zur zweiten Stadt des Landes herabsinken würde. Einmal war es den wiederholten Versuchen Barcelona's gelungen, das Gesuch bewilligt zu erhalten. Aber als es dann von der Erlaubniß Gebrauch machen wollte, machte Madrid, seine Großmuth bereuend, dieselbe zum Spott, indem man sagte,

man verstehe die Schleifung der Festungsmauern nur auf der Seeseite. Aber an diese spülen unmittelbar die Wellen des Meeres, da ist kein Platz für eine Hütte. So sind die Wälle und Mauern für Barcelona das, was für den strotzenden Körper des gedeihenden Knaben der zu eng werdende Rock ist. Das Maaß ist voll und nun quillt der jährlich zunehmende Zuwachs der rührigen Stadt nach oben; man übersetzt die Häuser und baut die wenigen neuen, für die man mit Opfer an freien Plätzen und Gärten Raum schafft, himmelhoch hinaus.

Ich kehrte von meinem Panorama auf bequemerem Wege zurück. Es führt eine breite gut angelegte Straße bis hinab in die Ebene. Hier sah ich in den Gärten, während mich dabei recht ordentlich fror, die Citronenbäume, von der Größe unserer Pflaumenbäume — nur mit viel lockrerer Krone, noch mit Früchten, natürlich vom vorigen Jahre, beladen; daneben die Feigenbäume und die Ulmen der Landstraße noch laublos winterlich. Das ist fürwahr für einen Deutschen ein sonderbarer Winter! Ich lernte ihn trotz seiner goldenen Hesperidenfrüchte einige Tage darauf noch besser erkennen.

Tags darauf, den 14. März, nahm mich mein Freund ins Gebet, um mich zu bewegen, spanischen Sprachunterricht zu nehmen. Ich bereue es nicht, ihm gefolgt zu sein, obgleich ich viel zu sehr von großartigeren Dingen erfüllt war, um meinem armen Gedächtnisse die Hülfszeitwörter haber und ser und tener und estar, die 4 Grundpfeiler der spanischen Sprache, grammaticalement aufzwingen zu können. Ich bereue es deshalb nicht, weil ich in meinem Lehrer, dem catedratico Don Bergnes de las Casas den liebenswürdigsten Spanier und den gründlichsten spanischen Gelehrten meiner ganzen Reise kennen und achten

lernte. Er ist Professor (spanisch catedratico) der griechischen Sprache, ist aber außer der lateinischen auch der italienischen, französischen, englischen und deutschen Sprache vollkommen mächtig. Er kennt und liebt die deutsche Literatur mehr als viele Deutsche. Unter dem Titel Germania begann er mit noch drei anderen Gelehrten die Deutschen Klassiker zu übersetzen, und zwar zunächst mit einer Blumenlese aus Jean Paul. Aber das Programm war der klerikalen Partei anstößig und sie wußte das Unternehmen bald nach dem Beginn zu unterdrücken. Deutschland und wohl mehr noch Spanien selbst hat das tief zu beklagen, weil unsere Literatur dort ein unbekanntes Land ist. Herr Bergnes ist einer von den gewiß äußerst wenigen Spaniern, welche dem mächtigen Aufschwunge der deutschen Volksliteratur mit größter Aufmerksamkeit folgen und dafür begeistert sind, das Beste davon auf ihren Boden zu verpflanzen. Solche Männer erscheinen in Spanien unendlich viel größer als in Deutschland, weil es deren dort so erschreckend wenige giebt.

Nachmittag nahm ich die Einladung eines jungen Landsmanns an, welcher in meiner Fonda wohnte, mit ihm eine Parthie nach einer der Ortschaften zu machen, die mich gestern auf dem Monjuy so freundlich angeschaut hatten. Vor dem Thore der Isabel Segunda sah ich zum erstenmale spanische Tartanen, mit denen einer ich später sechs Wochen lang in so innigem, Mark und Bein erschütternden, Verkehr stand. Mein junger Gefährte schien trotz seines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Spanien dennoch für die Tartanen noch keinen Geschmack gewonnen zu haben, denn er hatte zu unserem Ausfluge ein echt deutsches Cabriolet gewählt.

Bald waren wir in Gracia, einer der hier ganz dicht beisammenliegenden Gemeinden, welche sehnsüchtig darauf warten von den entfesselten Armen Barcelona's mit umschlungen zu werden. Jetzt sind sie noch durch eine etwa halbstündige einfache Allee-Straße davon getrennt, zu deren beiden Seiten die Vorboten der Einigung, zahlreiche Vergnügungsörter liegen. Gracia selbst, San Gervasio, Pedralbes und wie diese kleinen Gemeinden alle heißen, bestehen zu nicht geringem Theile aus den Landhäusern der reichen Barcelonesen, die von hier aus auf die Stadt und den Hafen eine reizende Aussicht und auch in heißer Jahreszeit eine frische Bergluft genießen.

Auf meinen Wunsch fuhren wir in einen der zahlreichen Wege, die vom Berge aus sich zwischen den immer gartenumhegten Häusern vertheilen, so lange hinein und hinauf bis es eben nicht mehr ging und wir zuletzt kaum wußten, wie wir wieder umlenken sollten. Die Bewohner der letzten Häuser machten große Augen über unser ihnen nothwendig zwecklos erscheinendes Fuhrwerken auf unfahrbaren Wegen; und sie würden sich vielleicht unsre Störung ihrer idyllischen Ruhe nachdrücklich verbeten haben, wenn sie in uns ein paar tolle Ausländer erkannt hätten, oder wenn es eben keine artigen Spanier gewesen wären. Meinen Zweck hatte ich doch verfehlt. Ich hatte gehofft, in irgend eine pflanzenreiche stille Bergschlucht zu kommen; kam aber aus dem Bann der menschlichen Nähe nicht heraus.

Doch fühlte ich mich nicht unbelohnt. Ich fand hier schon riesige Opuntienbüsche (Cactus Opuntia), Agaven, beide mit ihren Stacheln und Spitzen die Gärten vertheidigend, und bereits mit jungen Früchten bedeckte Algarrobos (Johannisbrotbäume, Ceratonia Siliqua). Dagegen fast noch nichts von

wildwachsenden Kräutern und Gräsern. Nur eine Wolfsmilch, die prächtige Euphorbia Characias, hatte bereits auf ihren 2 Fuß hohen, von giftigem Milchsaft strotzenden Stengeln ihre düstern, wie warnenden, braunen Blüthen entfaltet. Die niedere Thierwelt lag hier überall noch in tiefem Schlafe. Nur die vielhundertjährigen Mumien einiger Vorgänger fand ich als Versteinerungen jüngsten Datums im Boden, das heißt blos verkalkt in einer ganz jungen tertiären Bildung, welche ringsum den Fuß der Hügel bedeckte. Es waren Schneckengehäuse von solchen Arten, welche hier noch lebend vorkommen.

Auf dem Rückwege aus diesem Labyrinthe fehlte mir der Reiz der Erwartung, ich merkte also auch nun erst recht die eigentlich völlige Unfahrbarkeit desselben. Wir bogen in einen Seitenweg ein, auf dem wir nichts gebessert waren, als daß er mir eine noch nicht gekannte höchst eigenthümliche Empfindung verschaffte. Eine hohe Gartenmauer war in ihrem obersten Theile von der Gewalt der Wurzeln der Agaven und Opuntien auseinander getrieben worden; das hatte der Besitzer nicht länger dulden wollen und er hatte eben die Wühler für ihre destruktiven Tendenzen am Leben gestraft. Da lagen nun die kolossalen Blätter der Agave zu vielen Dutzenden am Boden, an deren einem ein Kind zu schleppen gehabt haben würde; und die Riesenglieder der Opuntie, von welchen wir an unseren Zwergexemplaren kein einziges würden abschneiden lassen. Es fielen mir meine naturforschenden Landsleute ein. Deckenhoch wäre mancher gesprungen, hätte ich ihm jetzt die von meinen Rädern zermalmten Pflanzen sogleich hinüberwerfen können nach Deutschland, als willkommne Beute für sein anatomisches Messer und sein Mikroskop. Ich holte mir

ein Paar davon in den Wagen und — ich mußte über meine schier kindische Lust lachen, wie es wahrscheinlich viele meiner Leser und Leserinnen auch thun werden — ich ergötzte mich, daß es mir erlaubt war, ohne Jemand damit zu berauben, mit meinem scharfen Taschenmesser die nach deutschen Begriffen so kostbaren Pflanzenglieder nach Herzenslust und Augenlust zu zerfleischen. Nur der Naturforscher wird mich jetzt ganz begreifen. Ich selbst mußte mich recht nachdrücklich daran erinnern, daß es kein Unrecht sei, was ich that, mit einem — ich kann's nicht läugnen — mit einem fast grausigen Kitzel that. Dies war das Gefühl, was ich eben hier zum erstenmale in meinem Leben empfand.

Später habe ich die stolze Agave an hundert Orten vom Vandalismus an der Natur verstümmelt gefunden. Sie steht diesem, der ja immer mit dem kolossalen spanischen Taschenmesser bewaffnet ist, so recht gelegen an jedem Wege. Es gehört beinahe zu einer Seltenheit, unverstümmelte Agaven zu sehen. Aber nur einmal habe ich eine Agave gesehen, welcher mit einen rohen Hiebe der mächtige Blüthenkandelaber, der bis 6 Ellen hoch wird, abgehauen war. Das majestätische Gewächs mag wohl auch Demjenigen, dem ein feines Fühlen fern liegt, Achtung abnöthigen.

Sollte es zu weit gegangen sein, wenn ich es auf das sittliche Gebiet herüber ziehe und bemerke: uns Deutschen fehlt ein solches imposantes Gewächs und in ihm eine Versuchung zum Frevel an der Natur, welche dem Spanier, der ihr widersteht, eine kleine Zucht zur Sittlichkeit mehr ist?

Uebrigens bitte ich den Spaniern ab, was gewiß zu allgemein in Vorstehendem ihm von mir zu einem Vorwurfe ge-

macht ist. Nur wenn die abgehauenen Agaveblätter noch daneben liegen, war es Rohheit, welche sie abschlug. Meist ist dies nicht der Fall. Wir werden später erfahren, was mit den Blättern wahrscheinlich geschah.

Da ich die Fonda für meine Umstände viel zu theuer fand, so bezog ich am 16. März eine casa de pupilos, wie der Spanier das nennt, was dem Franzosen ein chambre garni, uns eine Privatwohnung ist. Man sagt dafür auch casa de huespedes. Mein neuer Wirth war ein Holsteiner; ich war also bei deutscher Zunge. Für Wohnung, Frühstück, bestehend in Chocolate mit geröstetem Weißbrod und Mittagsessen nebst Wein zahlte ich täglich 10 Realen oder 20 Silbergroschen. Ich kann aus Ueberzeugung Don Juan Sacht, Dormitorio de San Francisco no. 5. piso quarto (vierter Stock) empfehlen. Für einige Realen täglich mehr kann man auch ein vornheraus gelegenes Zimmer mit herrlicher Aussicht auf den Hafen haben, denn der Dormitorio de San Francisco liegt dicht an demselben. Das Franciskanerkloster, was dieser Straße den sonderbaren Namen gegeben hat (Schlafsaal des heiligen Franciskus), ist mit so vielen andern 1835 gefallen, sonst würde es dem Don Juan und seinen Miethsleuten die Aussicht benehmen. Ein freier Platz bezeichnet seine Stelle.

III.

Besuch des Monserrat.

Ich merkte immer mehr, daß ich zur unrechten Zeit für meine wissenschaftlichen Zwecke nach Spanien gekommen sei.

Ich hatte mich täuschen lassen durch eine Sendung von Pflanzen und Schnecken, die mir mein Freund Guirao aus Murcia geschickt hatte, und welche sämmtlich das Datum des Februar oder März trugen. Ich bemerke für Andere, die in gleicher Absicht wie ich Spanien bereisen wollen, daß für das nördliche Spanien man nicht vor Mitte April, für Südspanien nicht vor Ende März kommen darf, wenn man Pflanzen sammeln will; für Insekten und Mollusken ist der Spätsommer und Herbst überall in Spanien die beste Jahreszeit. Mir entging auch, da ich Ende Juli schon zurückkehren mußte, die Zeit der Südfrüchte, welche Einem vom August an dort überall in den Mund hängen.

Bis zum 27. März, wo ich mich wieder nach Alicante einschiffte, suchte ich Zeit und Gelegenheit so angenehm und nützlich als möglich auszubeuten.

Auf die Spanier selbst konnte ich dabei wenig rechnen, schon der Sprache wegen, die hier obendrein mehr die catalonische als die castilianische ist, obgleich wohl jeder gebildete Catalonier neben seiner Muttersprache auch castilianisch spricht. Er thut es aber in der Regel nicht gern. Ich habe mehr als einmal auf die Frage: sind Sie Spanier? antworten hören: no Señor, Catalan! Zwischen Cataloniern und Castilianern besteht ein Verhältniß, was man fast Feindschaft nennen darf; die unklugerweise von der Regierung dadurch genährt wird, daß man in die catalonischen Aemter von Madrid meist Castilianer einschiebt. Das erhält freilich Catalonien mit den übrigen spanischen Provinzen in einer erwünschten Niveaugleichheit; während es, an seiner Spitze mit einer eingeborenen

Beamtenwelt, sich schnell heben und dem ganzen Lande als Muster vorauseilen würde.

Nach einigen Tagen bewegte ich mich ganz und gar in einem deutschen Kreise, dessen Mittelpunkt Herr v. S. war, an welchen schon aus geschäftlichen Gründen jeder Deutsche, wenigstens jeder Nichtösterreicher, die ein eigenes Consulat in Barcelona haben, sich gern anschließt. Mit dankbarer Anerkennung muß ich hier des Handlungshauses Tucht u. Comp. gedenken, dessen Vorstände, die Herren Gebrüder Tucht aus Elberfeld, mich der freundschaftlichsten Aufmerksamkeit würdigten.

Mit einem nach und nach auf Sieben anwachsenden kleinen deutschen Kreise verbrachte ich die Abende in dem großen Barcelona, nachdem ich den Tag, zwischen spanischen Studien und naturwissenschaftlichen Ausflügen getheilt, mir so nützlich als möglich gemacht hatte. Wir waren dabei auf die zahlreichen Café's beschränkt, deren mehrere sehr elegante an der Rambla liegen. Einige davon können mit den ersten Wiener und Berliner Café's — die Pariser kenne ich nicht — mit Erfolg wetteifern. Es war mir ein eigenthümliches Gefühl mit deutschen Landsleuten in einem ganz deutsch oder vielmehr universal-weltbürgerlich aussehenden Kaffeehause und doch dabei im fernen Spanien mich zu befinden, wo man sich in Deutschland Alles so fremdartig träumt. Kaum etwas in der Tracht der Gäste gemahnte mich an Spanien. Nur ein Torero (Stierkämpfer) strafte durch seinen echt spanischen Hut, den sombrero calañes, die runden Hüte aller übrigen Gäste, die mich nach der Heimath versetzten, Lügen. Er spielte als sehr gesuchter Tischgenosse jeden Abend eine wichtige Rolle.

Solche Situationen, wo man sich, mitten in einem entlegenen fremden Lande, von heimathlichen Formen und Gewohnheiten umgeben sieht, kamen mir wie sichere Häfen vor im ungastlichen Meere des Reiselebens. Man liegt darin ruhig und behaglich vor Anker.

Der Glanzpunkt meines vierzehntägigen Aufenthaltes in Barcelona war aber der 23. März, ein Besuch des Monserrat.

Ich war so glücklich zwei deutsche Theilnehmer an dieser so außerordentlich genußreichen Parthie zu finden, oder eigentlicher einen Deutschen und einen Schweizer; Herrn Heinrich M. aus Nürnberg und Herrn Ulrich H. aus Trogen im Canton Appenzell. Möge nachstehende Erzählung Beiden das, in ihnen gewiß ebensowenig wie in mir jemals verlöschende, Gedächtniß an den Besuch des himmlischen Monserrat auffrischen.

Punkt 12 Uhr Mittags des 22. März bestiegen wir unsere erhabenen Plätze auf dem Himmel der nach Esparraguera gehenden diligencia, die für den billigen Preis von 6 Realen für Jeden erträglich gut genannt werden konnten. Wir wollten eine freie Aussicht haben. Ohne Murren nahmen wir daher schon in den Straßen Barcelona's die Schwankungen des Wagens hin, wenn derselbe aus einem Loche des unbeschreiblich schlechten Straßenpflasters sich erhob um sogleich wieder in ein anderes zu rollen. Der Trost der Wissenschaft kam mir zu statten. Es konnte ja nicht anders sein, als daß ich am Ende des fortwährend rechts und links gestoßenen Radius bei jedem Stoße eine größere Kreislinie beschreiben mußte, als die unter uns in der berlina und im

interior Sitzenden; wenn auch zuweilen die Centrifugalkraft sich ernstlich meiner zu bemächtigen drohete. Gutes Straßenpflaster habe ich in keiner Stadt Spaniens gefunden.

Sans und San Feliu, zwei kleine Ortschaften, die wir bald zurücklegten, bestehen fast nur aus zwei Häuserreihen zu beiden Seiten der Straße und bilden so recht eigentlich eine Ausstrahlung der mächtigen Stadt, durch welche sich große Städte gewöhnlich auszeichnen und den ankommenden Fremden oft täuschen, der sie gemeiniglich schon für Vorstädte des von weitem längst sichtbaren Reisezieles hält. Wir sahen im Vorüberfahren einige sehr bedeutende Fabrikgebäude und in San Feliu und dem nicht weit davon folgenden Molins del Rey wurde ich lebhaft an das sächsische Erzgebirge erinnert; denn in allen Hausfluren sah ich fleißige Klöpplerinnen sitzen, oft umringt von lernenden Mädchen von 10 bis 14 Jahren.

In Molins del Rey überschritten wir auf langer Steinbrücke den Llobregat, auf dessen rechter Seite wir bis Martorell blieben. Es ist ein ziemlich unbedeutender Fluß mit seichtem, sandigen Bett, kaum bedeutender als die Saale bei ihrer Einmündung in die Elbe.

Der Weg nahm von hier an schnell an malerischer Schönheit zu; zu beiden Seiten thürmten sich bedeutende Anhöhen hinter einander auf; links bis in beträchtliche Nähe herantretend, während rechts zwischen ihnen und der Straße der Llobregat und ein reich bebaueter Strich ebenen Landes blieb. Wir hatten fortwährend eine wechselnde Perspektive der weiten Thalgasse vor uns, aus welcher uns der Llobregat entgegenkam, und in der wir in ihm entgegengesetzter

Richtung hinführen. Die Roggenfelder der durchaus fast deutschen Feldbestellung hatten bereits Aehren, was mit den immer noch laublosen Bäumen seltsam contrastirte.

Von San Andres de la Barca trat, je nach den Krümmungen des Weges, der majestätische Monserrat in die Oeffnung des Thales, aber noch fern, als graue kuppelförmige Masse, an der nur ein scharfes Auge die zackig ausgeschnittene Linie seines breiten Kammes erkennen konnte, welche ihm den Namen (Sägeberg) gegeben hat. Von beiden Seiten rückten die Hügelketten immer näher an den Weg, welcher an der linken allmählig ziemlich hoch emporstieg, so daß unser Nachbar rechts, der Llobregat, immer tiefer sank.

Da hatten wir vor Martorell den höchsten Punkt der Wegsteigung erreicht und ein entzückendes Bild lag vor uns.

In ansehnlicher Tiefe vor uns, zu welcher am Bergabhange unser Weg jäh hinabschoß, lag eine blühende Ebene. An ihrer rechten Grenzlinie schlängelte sich der Llobregat herab; links war sie von der dunkeln Linie des felsigen Hügels begrenzt, von welcher wir nach spanischer Sitte in gestreckten Galopp hinabdonnerten und an deren Fuße einige Häuser von Martorell sichtbar waren. Von diesen war es nur ein schmales Stück bis hinüber nach rechts an den Llobregat, über den sich hier eine uralte Brücke, el ponte del diablo (Teufelsbrücke) spannt, welche, oder wenigstens ein am gegenseitigen Ufer stehender Thorbogen, dem Hannibal zugeschrieben wird. Der Hintergrund dieses entzückenden Bildes zeigte eine lange Kette von Bergen und Hügeln aller Fernen und aller Höhen, rechts und links ihre Arme um die Landschaft spannend, und aus der Mitte dieser in allen Tönen von

Graublau gemalten Kette ragte der Monserrat mit seinem nun deutlich erkennbaren Zackenkamm hoch empor. Das Hervorragende in der Erscheinung des Bergriesen gemahnte uns wie eine offene Einladung zu einem Besuche seiner Höhe, dessen Ausführung sich in uns allen zu einer wahren Ungeduld steigerte.

In Martorell, einem kleinen Städtchen von sehr altem Aussehen, wurden die Pferde oder vielmehr die Maulesel gewechselt. Unterdessen kaufte unser immer lustiger Nürnberger für 2 Realen*), für alle drei hinreichend, Apfelsinen und gedörrte Feigen. Der Schweizer, obgleich erst seit 6 Monaten in Spanien, war unser Dolmetscher, ich radebrechte einige Redensarten; der Nürnberger verstand aber noch nichts, machte uns aber fortwährend lachen durch sein tolles joviales Umsichwerfen mit spanischen Brocken, unbekümmert ob sie hinpaßten oder nicht. Durch die engen Gassen Martorell's fahrend, deren Pflaster ohne Zweifel aus Ehrfurcht vor dem Alten seit Jahrhunderten unangetastet geblieben sein mag, boten wir drei den guten Bürgern des uralten Städtchens ein belustigendes Schauspiel, indem wir uns mit aller Kraft an die Lehne unseres hohen Sitzes anklammerten, um nicht als unerwartete Besucher in ein Fenster geschleudert zu werden.

Dann stürmten wir aber in der heitersten Stimmung mit neuen Mauleselkräften auf den Monserrat los. Hinter Martorell gings, keinesweg langsamer, durch die Noya hindurch, die sich nicht weit davon rechts in den Llobregat

---

*) Ein Real ist ziemlich genau 2 Silbergroschen oder 7 Kreuzer rhein. Ein Real hat $7\frac{1}{2}$ quartos.

ergießt; denn Niemand fällt es ein, die in den Faktions- kriegen gesprengte Brücke durch einen neuen Pfeiler dem Ver- kehr wieder zurückzugeben. Und doch geht von hier der camino real (Hauptstraße) nach Madrid ab! Spanien ist das Land der Brücken ohne Wasser und der Wasser ohne Brücken.

Je näher uns der Monserrat kam, desto mehr machte er mir den Eindruck, als bestehe er ganz und gar aus kahlem, rauhen, zackigen Bimsstein und destomehr wich die bisherige angenehme Luft einer schweren feuchten Kälte; sodaß wir auf meinen Vorschlag den letzten Rest des Weges bis Esparra- guera zu Fuß gingen. Dort kamen wir um 7 Uhr Abends an und quartierten uns für die Nacht in der ersten und ein- zigen Fonda des ziemlich unbedeutenden Städtchens ein. Ich fand die Fonda gerade im höchsten Falle erträglich. Einige Monate später würde ich sie unübertrefflich gefunden haben.

Das Heerdfeuer, dem ich in Spanien hier zum ersten Male begegnete, war uns eine höchst willkommene Erschei- nung. Wie manches Mal habe ich nachher in einem Kreise banditenmäßig aussehender Arrieros und Ziegenhirten um das am Boden der schmuzigen Ventas lodernde Feuer gesessen, ge- schürt von Lavendel- und Rosmarinbüschchen oder von Oran- gen- und Maulbeerzweigen. Der köstliche Humor unseres Nürnbergers, der ohne ein Wort spanisch viel weniger das hier allein verständige Catalonisch sprechen zu können, immer mit der señorita und der moza (Dienerin, Kellnerin ꝛc.) kau- derwälschte, ließ uns beide andern fast nie aus dem Lachen heraus kommen. Unser Abendessen ist jedenfalls noch so sehr ein deutschem Geschmack entsprechendes gewesen, daß ich mich

dessen jetzt nicht mehr erinnere. Später wurden mir oft nur zu unvergeßliche Gerichte vorgesetzt!

Vor Sonnenaufgang machten wir uns den andern Tag auf den Weg, um vollends bis Colbató zu gehen, einem hart am Fuße des Monserrat liegenden Dörfchen.

In der Posada del Monserrate fanden wir, was uns fehlte, ein gutes Frühstück und einen Führer. Letzteren in der Person des Wirthes selbst, Don Pedro Vacarisas, den ich allen Reisenden hiermit bestens empfohlen haben will.

Da lag er vor uns, der breite Riesenberg, in Grau und Dunkelgrün gekleidet, von zahllosen senkrechten schmalen Klüften durchschnitten, in denen niedriges immergrünes Gestrüpp sich eingeklammert hatte. Wie waren hier zu nahe, um auf seinem breiten Kamme die bis 200 Fuß und darüber hohen sonderbar geformten Felsenkegel sehen zu können, die ihm den Namen gegeben haben.

Ehe wir uns auf den Weg machten, sah ich mich flüchtig nach den geologischen Verhältnissen der nächsten Umgebung um. Ich hatte dicht neben unserer Posada vor dem Fuße des Monserrat einen kleinen dunkelgrauen vollkommen kegelförmigen Hügel mit einem alten Thurme auf seiner Spitze gesehen, der mir ganz das Aussehen hatte, als müßte er vulkanischen Ursprungs sein. Ich fand ihn aber nicht aus Basalt gebildet, wofür von weitem seine Farbe gesprochen hatte. Er bestand aus einem rauchgrauen sehr feinkörnigen Kalkschiefer, dessen Schichten beinahe auf dem Kopfe standen; was also doch auf vulkanische Einwirkung schließen ließ. In den Gassen von Colbató fand ich einen Gneis zu Tage ausgehen, mit vielfach verdrückter und gewundener Schieferung

und feinen Quarzbändern. Er bildet vielleicht die Grundlage der ganzen Gegend und trägt wahrscheinlich auch den Monserrat.

Um 8 Uhr traten wir unsere Bergwanderung an. Don Pedro auf leichten Alpargatas (Sandalen) voran, um die ich ihn nachher manchmal beneidete, ein Schießgewehr auf der Schulter und die weingefüllte bota und eine Tasche mit Mundvorrath an der Seite. Bota nennt der Spanier den Stiefel und die lederne Flasche. Eine sonderbare Namenverwandtschaft, von der vielleicht unsere Redensart, er kann einen guten Stiefel vertragen, herkommt. Das ist am Ende mehr als Scherz, denn ohne Zweifel brachten Alba's Soldaten die bota, Lederflasche nämlich, mit nach Deutschland, wo sie auch den deutschen Schustern ihre botas, Stiefeln nämlich, zum Flicken brachten. Der spanische Reisende reist eher ohne botas als ohne bota. (Der spanische Plural macht sich nämlich sehr einfach durch ein angehängtes s oder es.)

Pedro's Führung war durchaus zweckmäßig, denn er begann mit dem weniger interessanten und weniger beschwerlichen Theile des Weges und steigerte immer mehr und mehr unseren Genuß und unsere Anstrengung, bis er zuletzt uns das zweifelhafte Vergnügen, wenigstens den Triumph verschaffte, einer augenscheinlichen Lebensgefahr glücklich entronnen zu sein.

Nachdem wir den flach ansteigenden Fuß des mächtigen Berges überschritten hatten, führte an der südöstlichen Seite ein ziemlich bequemer Fußpfad in Zickzackbiegungen, oft den senkrechten Schluchten angepaßt, ohne Beschwerden empor.

Ich staunte, die ganze ungeheure Masse des Berges aus

Conglomeratfels gebildet zu sehen, und zwar aus einer uralten Bildung desselben. Abgerundete Stücke von Gneis, Thonschiefer, Granit, Sienit, Quarz, Kalk- und Glimmerschiefer von Erbsengröße und kleiner bis mehr als kopfgroß zeigten sich in einem eisenharten braunrothen Bindemittel eingebacken, jedoch so, daß jene Brocken fast durchgehends die Hauptmasse bildeten und das Bindemittel eben blos die Räume zwischen ihnen ausfüllte. Alle die eingebackenen Steine, und ich habe deren an den glatten Wänden tausende ganz genau beobachten können, gehörten versteinerungsfreien, also den allerältesten Gebirgsarten an. Das läßt mit Grund vermuthen, daß die Bildung des Monserrat wenigstens noch vor der Steinkohlenperiode, vielleicht sogar noch vor der devonischen und silurischen Periode, also in den ersten Jahrtausenden der Bildung unserer Erdrinde, statt gefunden hat*). Bei der Zusammenfluthung so ungeheurer Geröllmassen, deren Zahlenschätzung alle Einbildungskraft übersteigt, läßt sich nicht annehmen, daß jene Fluthen, welche diese Geröllmassen hier zusammenhäuften und zu einem eisenharten Stein verkitteten, blos versteinerungsfreie Gebirgszüge von ihren Rollsteinen säuberten und die versteinerungsführenden verschonten; um so weniger, als letztere, namentlich aus der Periode des Uebergangsgebirges des Jura und der Kreide so ausgedehnte Verbreitung in Spanien haben. Ich mußte also die Ansicht fest halten, daß die Bildung des Monserrat vor der Bildungs-

*) Zur Erläuterung dieser geologischen Zeitbestimmung verweise ich auf meine „populäre Vorlesungen". 2. Theil: Die Versteinerungen. Leipzig, bei H. Costenoble.

zeit jener versteinerungsführenden Gebirgsarten statt gefunden haben müsse. Demselben uralten Conglomeratfels bin ich nachher an den entlegensten Punkten Spaniens immer wieder begegnet.

Meine Aufmerksamkeit zog aber bald nicht minder die Pflanzenwelt auf sich. Obgleich ich mich nun schon daran gewöhnt hatte, hier überall noch Winter zu sehen, so fand ich doch alle Schluchten und einigermaßen mit fruchtbarer Erde versehenen Felsenvorsprünge dicht mit immergrünen Büschchen ausgekleidet. Hier hörte mein botanisches Latein manchmal auf, wenn auch die meisten Pflanzen mir von meinem Herbarium her und aus deutschen Gewächshäusern bekannt waren. Der Rosmarin und der wohlriechende Thymian, Seidelbast (Daphne Laureola) mit seinen schönen glänzenden lederartigen Blättern standen schon in Blüthe. Einige Haidearten trugen noch die vorjährigen Blüthen, noch ziemlich frisch aussehend. Auch der immergrüne Kreuzdorn (Rhamnus Alaternus) hatte schon zwischen seinen schönen eirunden Blättchen seine kleinen grünen Blüthen geöffnet. Bald war meine Hand nicht groß genug, um einen Strauß von einem Reis jeder Strauchart zu umspannen. Ueberall bildeten die niedlichen Cypressen mit ihrer abenteuerlichen Blattmetamorphose, Wachholder, mehrere Eichenarten mit stacheligen Blättern, Buchsbaumbüschchen und viele andere kleine Buschwälder, hinter denen der Winter mit uns Versteckens spielte.

O! welche Schuld der Schule, welche die Leute in ferne Länder reisen läßt, ohne ihre heimische Natur kennen gelernt zu haben, und sich nun an der fremden nicht so erfreuen können, wie ich es konnte!

Mein munterer Nürnberger war mit mir immer ein paar hundert Schritte zurück, denn auch er konnte die lieblichen Fremdlinge nicht stehen sehen, ohne jedem einen Zweig zu rauben, als Andenken für sein Frauchen daheim in der altehrwürdigen Stadt Frankens.

Die fesselnden Pflanzen leisteten uns noch einen anderen dankenswerthen Dienst. Indem sie unseren Augen fortwährend mit sich zu thun gaben, hielten sie sie ab, in die Ferne zu schweifen und uns eines Theils des Genusses zu berauben, welcher auf dem Rücken des Monserrat unser wartete.

Nach wenig mehr als anderthalb Stunde war er erreicht.

Da lag ganz Catalonien, das schöne Bergland, ausgebreitet vor unseren trunkenen Blicken. Es konnte unser Entzücken selbst nicht beeinträchtigen, als Pedro mit catalonischem Stolz bemerkte: „Alles was Sie jetzt als kahle rothe Hügel sehen, ist im Sommer grün, denn das Alles sind Weinberge.“

Die Schweiz kenne ich noch nicht; sie mag wohl ergreifendere Blicke bieten, aber schönere gewiß nicht.

Die Morgensonne beschien hell das ungeheure Panorama. Nach Südosten verwandelte sie das hoch am Horizonte weit über den deutlich sichtbaren Monjuy hinaus ragende Meer, in blendendes Silber. Weiter links nach Osten übersahen wir ein tausendspitziges Meer von Bergland, aus welchem der schneebedeckte Monseny strahlend hervortrat. Rechts nach Westen schweifte der Blick über die ganze Breite Cataloniens hinweg, um erst an den Grenzgebirgen Aragoniens und Nord-Valencias ein Halt zu finden. Aber im Norden, da prangte die ersehnte, die unübersehlich sich dehnende Pyrenäenkette, als blendendweiße Scheidelinie des schönen Landes, auf

dessen schönstem Berge wir schwebten, getragen von der himmlischen Freude an der reichen Mutter Natur.

Innerhalb dieser reichen Umfassung lag eine Fülle reizender kleiner Bilder. Vor der vom Meeresspiegel gezogenen Südgrenze lag mehr im Mittelgrunde im tiefen Schatten seines Hügelnachbars das kleine Martorell, vor welchem sich deutlich die Silberfäden des Llobregat und der Noya aneinander knüpften. Selbst den Puente del Diablo fand das suchende Auge. Tief unter uns im Schooße seiner grüngrauen Oelbaumgärten und der kräftig grünen Algarrobos lagen die grauen Häuser von Esparraguera und ganz in der Nähe erkannten wir deutlich als weißes Häuschen Pedro's neue posada del Monserrate in Colbató.

Weithin konnten wir mit den Augen den Krümmungen des Llobregat folgen, bis er sich gegen Norden zwischen den Höhen des hügeligen Landes verlor.

Noch aber standen wir nicht auf einem der höchsten Punkte des Monserrat. Wir befanden uns erst auf der Hochebene desselben, aus welcher die sonderbaren Felsenkegel, bald senkrecht, bald schräg, doch fast immer zuckerhutförmig gestaltet noch 200 bis 300 Fuß höher emporragen. Sie sind aber fast sämmtlich unersteiglich; denn sie bestehen fast immer aus einem einzigen Riesenblock, an deren von langsamer Verwitterung geglätteten Wänden kaum ein Büschchen eine Spalte findet, um seine Wurzeln darin zu befestigen. Auf der Spitze des einen sahen wir als Zeichen seiner Zugänglichkeit ein Kreuz aufgepflanzt; jedoch Pedro rieth uns ab von diesem Kreuzzuge; ja wir konnten rings um den Fuß des Kegels keinen Anfang eines Pfades nach seiner Höhe entdecken. Wir ließen

uns begnügen und lagerten uns ein Weilchen auf dem noch erstorbenen Rasen von Alpenkräutern, welcher, umstanden von den in ihrer Gewaltigkeit noch schlanken Pyramiden, wie eine schauerliche Bühne für ein Zaubermährchen erschien.

Am Nordrande der Bergkuppe finden sich die meisten dieser Kegel und hier und da bildeten je zwei derselben, manche oben sich an einander lehnend, ein riesiges Fenster, durch welches ein kleines Bild der zauberischen Fernsicht sich abgrenzte.

Hier oben konnten wir erst einen Blick in die Anatomie des Monserrat werfen. Sein Hauptkörper ist ziemlich genau von West nach Ost gestreckt und in seiner östlichen Hälfte der Länge nach bis tief hinab gespalten. Wir übersahen einen Theil dieser furchtbaren Spaltschlucht, auf der mit jeder Wendung des mühseligen Weges immer neue und neue Kegel aufragten, als seien sie noch im Wachsen begriffen und wollten auch noch so hoch hinaus als die anderen.

Pedro, wie es schien, mit jeder Schlucht des Berges vertraut, führte uns sonder Weg noch Steg in nordöstlicher Richtung bald abwärts, bald aufwärts bis wir uns in einem fast rund von himmelhohen Kegeln umschlossenen Kessel befanden. Plötzlich wies er mit dem so oft gehörten **Mira!** *) auf eine breite gerundete, aber vollkommen senkrechte Felswand, welche vor uns aufragte. Was sahen wir? Wenn es nicht fast ebenso unausführbar geschienen und an diesem Orte nicht eine komische Zwecklosigkeit gewesen wäre, ich hätte geglaubt, ein Häuschen zu sehen, etwa auf der halben Höhe des Felsens

*) Mit diesem Worte, es heißt „sieh!“, fordert der Spanier zur Aufmerksamkeit, zum Beachten auf.

auf seine glatte vollkommene senkrechte Wand hingemalt. Nie in meinem Leben habe ich etwas Wirkliches so verdutzt angestaunt als dieses geisterhafte Haus. Doch als Pedro vollends sagte, daß wir nun da hinauf und in diesem Häuschen frühstücken wollten, da sahen wir alle drei ihn stumm an, denn uns schien darauf gar nichts zu antworten. Unwillkürlich suchten unsere Augen nach einer Möglichkeit, dieses Unternehmen auszuführen. Aber Pedro war schon daran; und was wir alle den Augenblick vorher für eine Unmöglichkeit erklärt hätten, das machten wir ihm im folgenden Augenblick nach. Wir erklommen, oft wie der Schornsteinfeger im engen Schlot, die Höhe in einer mit Steinen, die sich im Verlauf von vielleicht Jahrtausenden beim Herabfallen darin festgeklemmt hatten, ausgefüllten Spalte, welche der Felsenkegel mit einem ganz ähnlichen Nachbar bildete.

So kamen wir auf Händen und Füßen bis in gleiche Höhe mit dem Häuschen und sahen nun erst die räumlichen Verhältnisse dieses von unten fast körperlosen Bildes. Ein genau 2 Fuß, keinen Zoll darüber, breiter Pfad von etwa 20 Schritten war an der Felsenwand etwas über mannshoch ausgemeißelt und dann war für das Häuschen der nöthige Raum ebenfalls mühselig dem harten Felsen mit Meißel und Pulver abgewonnen.

Aber wer in aller Welt konnte für einen lebendigen Menschen in dieser zwar wunderbar großartigen, aber doch schauerlichen Felseneinöde eine Wohnung aufschlagen, nein, der feindseligsten Oertlichkeit abtrotzen? Wer anders als, als das Mönchthum? Es war eine von den 12 Klausnerwohnungen, welche einst zum Kloster des Monferrat gehörten.

Jetzt sollte sie ein Stündchen unser trauliches Geplauder bergen. Wir befanden uns in einer kleinen uneinnehmbaren Citadelle; denn den einzigen haarsträubenden Zugang hätten wir vier gegen eine Armee, die freilich keine Geschosse haben durfte, vertheidigen können.

Allen mundete nach dem anstrengenden Klettern der feurige Catalonier und der Inhalt von Pedro's Tasche. „Aber um des Himmels Willen", so war bei jedem Rundgang des Weinschlauches meine Predigt: „trinke keiner einen Tropfen mehr, als er darf, um nicht schwindlich zu werden; bedenket den Rückweg!"

Aber ich predigte in den Wind und im Freien trinkt sich's ja auch ungestrafter. Wir kamen alle vier wieder glücklich über die verhängnißvollen 20 Schritt, ohne daß Einem der Blick in die schwindelnde Tiefe gefährlich wurde.

Auf der Rückkehr aus unserer Klause ersparte uns Pedro die Wiederholung der Kletterparthie, indem er uns von hieraus wieder aufwärts noch zu einigen der anderen 12 Einsiedeleien führte, welche sämmtlich von den Franzosen zerstört worden sind, da sie von den muthigen Cataloniern als kleine Festungen benutzt worden waren.

Wir wendeten uns nun nach der gegen Norden liegenden Seite der Spaltschlucht, wo wir staunende Blicke in die jähe Tiefe des offen vor uns liegenden Eingeweides des Monserrat werfen konnten. Ueberall ragten zum Theil sehr schlanke und lange Felsenkegel empor.

Hier, wo im Sommer die Sonnenhitze nicht ununterbrochen auffällt, zeigte sich sogleich der Pflanzenwuchs reicher und höher. Aber es zeigten sich auch Reste des Winters; fast fuß-

hoher fester Schnee. Aber lustig strebten aus der Schneedecke über manneshohe Buchsbaumbüschchen empor, mein neuer Friedensbaum. Zum Andenken an diesen glücklichen Tag habe ich durch alle Fährlichkeiten meiner spanischen Reiseabenteuer hindurch einen Buchsbaumstock mit heimgebracht, den mir Freund M. abschnitt, oder vielmehr abbrach; denn das feine Holz des Buchsbaums bricht wie Glas.

Aus einer kleinen Höhle, an welcher unser Zickzackweg vorüberführte, nahm er einen langen Eiszacken mit, der uns nachher trefflich zu Statten kam.

Plötzlich commandirte das „Mira!" Pedros wiederum halt. Er hatte uns auf eine kleine Plattform, dicht an einer tiefen Bucht der Theilungsschlucht, geführt und wies mit der Hand abwärts gegen Osten, ohne ein Wort dazu zu sprechen. Erst als wir alle drei im Entzücken über diesen überraschenden Anblick ausbrachen, sagte er: „el convento de la Nuestra Señora del Monserrate."

Da lag dieses berühmte, furchtbar berühmte Kloster tief unter uns und doch noch Tausende von Fußen über der hügelbesäeten Ebene, welche dahinter sichtbar war. Hier hat Ignatius von Loyola den Jesuitismus ausgedacht. Erst in diesem Augenblicke, beim Anblicke seiner Geburtsstätte, fiel es mir wieder ein und vergeistigte noch mehr die großartige Naturscene. Hastig schritten wir nun abwärts und ostwärts, auf wahrhaft schlangenartig gewundenen Pfaden, so daß wir nach 2—300 Schritten bis auf wenige Schritte einem bereits zurückgelegten Pfade vorüberkamen, aber — diese wenigen Schritte waren der Durchmesser einer dazwischen liegenden tiefen Schlucht. Das Kloster verschwand bald wieder unseren Blicken. Wir befanden

uns in einer zaubergleichen Umgebung. Nirgends zeigte sich ein Ziel oder ein Ausgang unseres Pfades, den übrigens nur ein gewohntes Auge finden konnte, denn er war auf dem kahlen Felsen selbst durch den Jahrhunderte langen Besuch der Hirten und Holzhauer kaum merkbar abgeschliffen; die leichten Sandalen nutzen ihn wenig ab. Die lange Spaltschlucht war durch bald von rechts, bald von links vorspringende Felsenkegel vielfach gegliedert und gewunden; unter uns immer noch tiefe, tiefe Abgründe, über uns aschgraue, oben von der Sonne beleuchtete Felsenkegel und über Allem ein rundes Stück tiefblauen Himmels. Um uns lautlose Grabesstille, nur von dem Knacken zerbrochener Büsche unterbrochen, denn wir trafen mehrmals Holzhauer. Da bückte sich Pedro und brach von einem Haufen immergrünen Buschholzes ein Reis ab und gab mir es. Es war ein Lorbeerreis. Jubelnd schmückten wir uns alle die Hüte mit unverdientem Lorbeer. Wird ja Mancher mit der Lorbeerkrone abgebildet!

Die Pflanzenwelt entwickelt sich immer prächtiger. Immer an senkrechten Abgründen hingehend ragten über sie die reichverzweigten immergrünen Büsche hin, als wollten sie dem schwindelnden Auge die drohenden Abgründe verbergen. Ein feiner Wohlgeruch umwehete mich überall und doch sah ich keine Pflanze am Wege, von der er kommen konnte. Als ich Pedro darnach fragte, zeigte er auf meinen Hut und sagte: „el laurel.“ Hatte ich doch in Deutschland an den Lorbeerbäumchen unsrer Gewächshäuser niemals diesen außerordentlich angenehmen Wohlgeruch bemerkt, den ich mit keinen andern vergleichen kann.

Unser Weg führte an den Rändern der tiefen Mittelschlucht

des Gebirges, denn das ist der Monserrat mehr als ein einzelner Berg, nun immer abwärts, bis wir endlich nach einer Wendung desselben dicht vor dem Kloster standen.

So nahe dem Orte, der uns ein wohlverdientes Mittagsbrod und einen Trunk feurigen Catalonischen Weines verhieß, konnten wir doch an dem dicht daran liegenden Klosterbrunnen nicht vorübergehen, ohne von dem klaren eisfrischen Wasser uns zu erquicken. An den feuchten Wänden des Brunnenhäuschens sah ich zum ersten Male die sonderbaren, einem flachen aufwärts gekehrten Regenschirme gleichenden fleischigen Blätter des Cotyledon umbilicus.

In der posada des Klosters wurde uns neben huevos cocidos eine tortilla bereitet. Ersteres sind gesottene Eier, letzteres eine spanische Universalspeise, ein Eierkuchen von Eiern und zerschnittenen Kartoffeln in Oel geschmort. Während der Bereitung unseres Gastmahles will ich hier, um später darauf Bezug nehmen zu können, die verschiedenen Klassen der spanischen Gasthäuser kurz beschreiben.

Obenan steht die Fonda, die spanischen Hotels ersten Ranges, in kleineren Städten freilich manchmal äußerst mittelmäßig. Von deutscher Eleganz und Sauberkeit war selbst die Fonda del Oriente in Barcelona nicht. Es ist Sitte in den Fondas, immer für den ganzen Tag überhaupt zu zahlen; was zwar überall billiger als in unseren Hotels, aber den Sparsamen und Einzelnes einmal nicht im Gasthaus Nehmenden sehr unbequem ist. Für Zimmer mit Bett, beides fast immer sehr gut, sehr splendides Frühstück und eine stets zu verschwenderische Mahlzeit, ersteres um 9, letztere um 5 Uhr, beide Male Wein nach Belieben, ist so ziemlich stehender Preis 1 Duro, d. i. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Unter der Fonda kommt zunächst der parador. Er scheint sich von jener und der folgenden posada bald mehr jener bald mehr dieser nahe kommend, nur dadurch zu unterscheiden, daß in ihm die durchfahrenden Postwagen ihre Essens-Stationen machen. Ich habe mehrere derselben sehr ansehnlich und reinlich gefunden. Auch sie haben feste, bedeutend höhere Preise, für die Mittagsmahlzeit nämlich fast immer 12 Realen.

Die posada entspricht so ziemlich unseren Fuhrmannsgasthöfen. Man findet in ihnen oft für 100 und mehr Thiere Stallung. Man zahlt zwar einzeln, doch für meist weniger gute Bedienung selten viel weniger, als in der Fonda.

Nun kommt die venta, meist, wenn nicht immer, einzeln liegende Einkehrhäuser; eine Stufenleiter von Erträglichkeit bildend, die oft weit unter Null sinkt, sich aber, doch nur selten, auch bis zum Standpunkt beßrer Posaden erhebend. Ich werde später genug Gelegenheit zu sehr pittoresken Schilderungen von ventas haben. Sie mögen von allen verhältnißmäßig die besten Geschäfte machen, denn auf ihre Unvermeidlichkeit gestützt haben sie zum Theil sehr hohe Preise. Ihre Unvermeidlichkeit beruht in ihrer Lage. Nicht selten werden die Tagereisen von einer Venta zur anderen berechnet, außer denen man oft meilenweit keine menschliche Wohnung trifft. Viele Ventas sind daher auf den Landkarten bezeichnet.

Unser einfaches Mittagsmahl war schnell verzehrt. Dabei that der mit so viel Aufopferung bis hieher getragene Eiszapfen des Nürnberger Freundes treffliche Dienste, indem er uns den köstlichen Catalonier abkühlte, den wir in dieser frischen Bergluft ungestraft in reichlichem Maße schlürften.

Einer von den noch übrigen neun alten Mönchen des Klosters, neue werden nicht mehr aufgenommen, an den einer von uns empfohlen war und der vollkommen deutsch sprach, führte uns in den ungeheuren Räumen umher. Ein großer Theil des Klosters liegt in Ruinen, im letzten französischen Kriege zerstört.

Es ist nicht das Kloster, was den fremden Besucher, der lebendigen Antheil an dem Culturgange der Menschheit nimmt, hier so mächtig, so tief aufregt; es ist die ganze Lage, in welcher er das Kloster und sich in diesem findet.

Ich will daher auch nur kurz einige schildernde Worte einschalten.

Das noch stehende eigentliche Klostergebäude ist imposant durch seine außerordentlich einfache nach Südosten in das Thal hinabsehende ungeheure Fronte, an der sich acht Stockwerke übereinander erheben.

Padre Servero führte uns in seine Zelle, in der wir neben zahlreichen theologischen auch einige gute wissenschaftliche Bücher fanden. Aber überrascht wurden wir durch einen ausgezeichneten, großen Dollond, den uns der freundliche Mönch nach einigen Punkten des täglich in unvergänglicher Pracht vor ihm ausgebreiteten Panoramas richtete. Er zog damit den Puente del Diablo und den fernen Monjuy in unsere unmittelbare Nähe. Am Saume des in weiter Entfernung sichtbaren Meeres konnten wir jedoch der duftigen Luftbeschaffenheit wegen die Balearen nicht entdecken, die man bei hellem Wetter nach Don Luis, der weltliche Name des guten Alten, Aussage hier sehen kann.

Eine angenehme Ueberraschung war es mir, auf dem

Tische desselben einer Karte mit einem befreundeten Namen zu begegnen. Es war der des ausgezeichneten Landschaftsmalers Fritz Bamberger aus Frankfurt a. M. Er war voriges Jahr hier gewesen und hatte viel gezeichnet.

In der Kirche besahen wir uns das für gewöhnlich den sehnsüchtigen Blicken der gläubigen Menge durch einen seidenen Vorhang entzogene wunderthätige Bild der la Nuestra Señora del Monserrate, welches der Evangelist Lucas in Jerusalem verfertigt und Petrus nach Spanien gebracht hat. Was weiter für wunderbare Begegnisse dem in Holz geschnitzten Heiligenbilde widerfahren sind, habe ich leider wieder vergessen.

Zuletzt gingen wir in den kleinen Klostergarten. Er liegt hinter dem Kloster, nach Westen an der Kante einer kleinen Felsenplatte, von der man einen schwindelnden Blick in die Tiefe hat, in welcher der Llobregat seine Wellen an den Felsenfüßen des Monserrat schäumend bricht. Aber sein Rauschen dringt nur als ein sanftes Flüstern bis zu dieser Höhe.

Links ist das Gärtchen von einem steilaufragenden Felsenkegel begrenzt. Pater Servero zeigte auf ein vollkommen unzugänglich scheinendes Gemäuer, auf dessen Spitze, indem er sagte: „dort oben in der kleinen Kapelle hat der heilige Ignacio oft drei Tage hintereinander ohne Speise und Trank auf den Knien gelegen im inbrünstigen Gebete für das Gelingen seines großen Werkes.“

Das war also die Wiege des Jesuitismus —; jene kleine Kapelle, an Kühnheit und Unzugänglichkeit dem Horste eines Lämmergeiers gleichend! Ein unheimliches Grauen befiel mich und doch auch zu gleicher Zeit ein wunderbares Gefühl einer

gewissen Befriedigung. Nicht daß ich den Keimpunkt jener furchtbaren Schlingpflanze gesehen hatte, sondern es befriedigte meine Anschauung vom Menschen und Menschenleben, daß ich die Wiege des Jesuitismus im Einklang mit der Ausgeburt fand. Wahrlich zu kühnen, gewaltigen Gedanken; zur Ersinnung fein und fest gesponnener Pläne; zur Stählung des Beharrens im Verfolgen derselben; zur Gewöhnung des Auges an die jähen Abgründe der Gefahr und des Mißlingens; zur Befriedigung des unbezähmtesten Ehrgeizes; zur Erweckung weithin reichender Herrschsucht; — denn auch das liegt ja im System —; zur Gewöhnung an unbedingte Hingebung an eine höhere Gewalt — hier, hier auf der Zinne des Monserrat war der Ort dazu!

Nie in meinem Leben habe ich so lebendig, so tief gefühlt wie hier, wie wunderbar klar und handgreiflich oft die Unternehmungen des Menschen in seiner Umgebung wurzeln, ihr entweder schon als Keim entsprungen, oder wenigstens als junge Pflanze in ihr erst zur kräftigen Entfaltung getrieben. Aber nie auch hatte ich dies noch an einem so gewaltigen Beispiele gesehen.

Mit anderem Auge schaute ich um mich. Nicht mehr mit dem Blicke meiner reinen kindlichen Freude an der Natur. Entweder um mein Auge oder über die Natur war ein schwarzer Flor gebreitet. Ich sah noch dieselbe hochherrliche reine Natur, aber ich sah einen finstern Geist durch sie hinschreiten; wie man auf einem alten Pergamentcodex durch die heiteren frischen Verse des Horatius die abgewaschenen Buchstaben der Mönchschrift zugleich durchschimmern sieht.

Durch die dunkeln Schluchten des vor mir aufgeschlossenen

Bergeingeweides; um die starren Scheitel der Felsenriesen; über das unter mir liegende tausendgestaltige Hügelmeer und über den ruhigen, klaren Spiegel der See — über Allem sah ich Loyola's dämonische Gedanken schweben, als seien sie hier festgebannt und könnten zu keiner Ruhe mehr kommen.

Ja, der stolze Mensch mag sich dagegen sträuben, er ist doch immer nur das Produkt seiner Umgebung. Mag Loyola anderswo, doch sicher auch von Außen, den ersten Anstoß erhalten haben, sein Schwert von sich zu schleudern und mit der noch davon blutigen Faust nach dem Kreuze zu greifen, hier in der gewaltigen Natur des Monserrat vereinigte sich Alles, um jenen ersten Keim seines Riesenwerkes in seinem Riesengeiste zur Entwickelung zu treiben.

Klingt das doch fast, als machte ich die Natur zur Mitschuldigen und nähme Fluch und Segen, denn mit beiden ist es überschüttet worden, von Loyola's Gedächtniß.

Ich finde mich hier nicht berufen, gegen den sinnlosen Wust der abstrakten Philosophie zu kämpfen, den sie auf ihrem „erkennenden Ich" gegenüber „dem Ding an sich" aufgehäuft hat. Das müßte ich aber, wollte ich hier jene scheinbare Vertauschung der Schuld erklären. Wem es Bedürfniß ist, der lese den 18. und 19. Brief eines der bedeutendsten Bücher, mit welchen die letzten Jahre die Menschheit beschenkt hat: Moleschotts Kreislauf des Lebens*).

Es gelang mir, meinen ungetrübten Naturgenuß wieder zu gewinnen. Wir wanderten aus der welthistorischen Kloster-

*) Jac. Moleschott, der Kreislauf des Lebens. Physiologische Antworten auf Liebigs chemische Briefe. Mainz bei V. v. Zabern 1852.

ruine weiter, immer weiter. Es sollte noch nach der cueva del Monserrate (Höhle) gehen. Wir befanden uns jetzt an dem östlichsten Punkte des Monserrat. Unser Weg führte uns nun, anfangs sich bedeutend senkend, nachher aber in horizontaler Richtung, nach der südöstlichen Hauptfronte zurück, an welcher wir an dem entgegengesetzten westlichen Ende die Besteigung begonnen hatten. Bald befanden wir uns auf keinem Pfade mehr, sondern Pedro führte uns, wie es nun eben ging, an der fast senkrecht abstürzenden Bergwand hin. Aber unser bisheriger Marsch hatte unseren Blick an schwindelnde Tiefen und unseren Fuß an oft nur zollgroße Auftrittflächen gewöhnt. Gewiß keiner von uns wäre auf diesem Wege gegangen, wenn Pedro hier begonnen hätte. Die tollkühnsten Streiche werden oft von den bedachtsamsten Leuten auf Bergpartien begangen. Ueber und unter uns fast senkrechte Felsenwände hingen wir oft an einem fingerdicken Strauche, die Fußspitze auf einem kaum faustgroßen Steine, der aus dem Felsen herausstand und der zu unserem Glück auch jetzt so menschenfreundlich war, noch für längere Zeit fest halten zu wollen; bis einst die Verwitterung seinen Kitt locker gemacht haben wird, und der vielleicht sammt dem Unglücklichen, dem er zum letzten Male seine nicht mehr feste Stütze bot, hinunterrollt in die grauenhafte Tiefe.

So gelangten wir nach mehr als einstündigem Klettern der anstrengendsten Art dennoch ohne Ermüdung und wohlgemuth am Eingange der Höhle an.

Hier fanden wir noch drei Personen, die Pedro mit einer Leiter und einer Strickleiter hierher bestellt hatte. Fast wollte mir bange werden, als ich hörte, daß wir dieser Gehülfen

und ihrer Leitern zum Hinabsteigen ins Thal nachher nöthig haben würden. Trotzdem sah es mir wie eine baare Unmöglichkeit aus, hier senkrecht hinunter zu kommen, wie Pedros Absicht war.

Vor der Höhle klebten wir sieben armen Sterblichen jeder auf einem Punkte, der gerade ausreichte, mit Benutzung der die kleinen immergrünen Büsche umklammernden Hände, um uns zu halten. Ein eigentliches sicheres Stehen war nicht möglich, noch weniger irgend eine freie Ortsveränderung.

Wir sahen uns, schon gewöhnt an derartige Situationen, einander lachend an, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Vor der eigentlichen tief in den Berg eindringenden Höhle befindet sich ein großer Vorraum, ein großartiges Vestibulum, gebildet von den überall den Monferrat umstellenden und krönenden Felsensäulen, von denen einige drohend von dem finstern Gewölbe herabhingen, als wären sie zwischen je zwei andere feststehende von oben herabgefallen und wie riesenmäßige Kelle in der Fuge hangen geblieben. Der Boden dieser Vorhalle, über den der Weg zu der eigentlichen Höhle unvermeidlich genommen werden mußte, war nichtsweniger als einladend. Aus dem viel tiefer liegenden eigentlichen Boden dieses düstern Raumes ragten bunt durcheinander liegende bis 10 und mehr Ellen hohe Blöcke, oft weit auseinanderstehend, herauf. Man mußte von einem zum andern springen, um nach dem Eingange der Höhle zu kommen.

Meine Beine waren die ältesten in der ganzen Gesellschaft. Ich weiß wahrlich nicht, ob nicht vielleicht doch sie es waren, was mich auf den Besuch der Höhle verzichten ließ; oder ob ich es mir wirklich nicht blos einredete, es geschehe deshalb

nicht, um dem erhabenen Monserrat von meiner Erinnerung an die zauberhafte Adelsberger Höhle in Illyrien kein Mißtrauensvotum geben zu lassen. Kurz ich blieb außen, und — ob mit oder ohne Ueberzeugung will ich dahin gestellt sein lassen, lehnte meinen Freunden die Begleitung entschieden ab, auf meine allerdings große Erhitzung mich berufend, und „weil ich den Monserrat in seiner jedenfalls weniger schönen, als die Adelsberger Höhle, nicht bemäkeln wolle.“ Was ich entbehrt habe weiß ich nicht und kann also den Genuß dieses hochherrlichen Tages nicht schmälern. Vielleicht — so ist das argwöhnische Gemüth des Menschen — vielleicht wollten mich meine rückkehrenden Freunde durch ihre begeisterte Schilderung für meine Zaghaftigkeit, wenn sie es war ein Bischen foppen.

Aber ich sollte sogleich Gelegenheit finden, ihnen es in Courage gleichzuthun; denn wir sahen nun die haarsträubenden Vorbereitungen zu unserer Thalfahrt machen.

Es waren aber auch beide Leitern und alle 4 Männer höchst nöthig, um uns lebendig da hinunter zu schaffen. Um von der letzten Sprosse der Strickleiter mit der äußersten Fußspitze auf die Spitze des einen langen Leiterholzes, ohne sie sehen zu können, zu gelangen, mußte ich, mit der rechten Hand mich an einen kleinen Felsenvorsprung und mit der linken am Knie eines am Felsen klebenden Mannes, festklammernd, mich ausdehnen wie ein Regenwurm. Wenn das Leder meiner Stiefelsohle glatt war, war ich armer Wurm verloren

Doch es glückte Allen. Mehr als einmal aber war für uns blos ein Zoll breit zwischen Leben und Tod.

Geretttet, wir konnten es sagen, standen wir nun auf dem minder steil abfallenden Fuße des Monserrat zwischen Oel-

und Algarrobosbäumen, und wie tolle Kinder stürmten wir jubelnd und in halsbrechenden Sprüngen, die uns eben nun ein Kinderspiel waren, vollends nach Colbató hinunter, und zuletzt wieder hinauf; denn hier ruht der Monserrat auf einem rothen mürben Gestein, welches nach dem Llobregat hin in ein schmales Thal ausgewaschen ist. Es sieht fast aus, als sei dieses Gestein dieselbe Masse, welche das Bindemittel für das Conglomerat des Monserrat bildet.

Wir verfehlten nicht, unten uns von Pedro die Stelle zeigen zu lassen, von wo wir von der Höhle an herabgestiegen waren, und nach überstandenem Wagniß gewährte uns nun die Meinung, die man von unten aus haben muß, daß es eine Unmöglichkeit sei, längs der Bergwand dorthin und von da senkrecht herunter zu gelangen, den behaglichen Schauer es doch glücklich möglich gemacht zu haben. Es giebt doch wunderliche Genüsse auf Reisen, von denen man daheim sich nichts träumen läßt.

In Pedro's reinlicher Posada, wo wir nach 5 Uhr Abends ankamen, that dessen geschäftige Hausfrau alles Mögliche, um unseren monserratischen Appetit zu befriedigen. Ich aß hier zum ersten Male Feigenbrod, einen sehr uneigentlich Brod genannten schweren Teig von zusammengekneteten Feigen mit Mandeln und Aniskörnern gemischt.

Ich ließ mich sehr leicht hinreißen, mit meinen beiden Landsleuten in eine immer ausgelassenere Lustigkeit einzustimmen. Bald hallte die catalonische Posada von deutschen Liedern wieder, denen Pedro und seine Frau nicht müde werden konnten zuzuhören und immer noch eins verlangten. Später habe ich verstehen gelernt, daß die klangreichen kräftigen deut-

schen Melodien den guten Leuten etwas Neues waren und nicht verfehlten, einen mächtigen, wohlthuenden Eindruck auf sie zu machen; eben so wie auf mich fast ohne Ausnahme der spanische Volksgesang einen entgegengesetzten Eindruck hervorbrachte.

Es war schon dunkel, als wir nach Esparraguera aufbrachen; und Nachts 2 Uhr mußten wir schon wieder aufsteigen, um unsere Plätze in dem Postwagen einzunehmen, der uns um 7 Uhr früh vor Barcelona absetzte, um uns als Fußgänger durch das Thor zu schmuggeln, da keiner ein Legitimationspapier bei sich hatte, ohne welches so gut wie anderwärts in Spanien die ehrlichste Haut für einen Landstreicher angesehen wird.

IV.

Barcelona; Sitten, Palmsonntag, botanischer Garten, Kunst und Wissenschaft, Kunst- und Buchhandel, Landestracht, Cafés, Sociales, Ausflug nach dem Tividabo; — Abfahrt auf dem Mercurio nach Alicante, Einflüsterungen des Monserrat, Sturm.

Den 24. bis 26. März benutzte ich noch, Barcelona etwas näher kennen zu lernen.

Man sieht hier noch wenig eigentlich spanisches Sein und Leben, was wohl überhaupt in allen großen Städten Europa's, wo die höheren Stände im geschäftigen Verkehr auf den Straßen über den niederen Klassen vorwalten, dem allgemein europäischen Aeußeren weicht, wenn man dieses nicht doch passender französisches nennen muß. Denn es sind eben die äußeren

Lebensformen, vom Kleiderschnitte an bis zu den „pariser Bijouterien“, welche alle sogenannte gebildete Welt von den „polirten“ Franzosen entlehnt.

Am Palmsonntage (den 20. März) hatte ich gemerkt, daß ich mich in der Nähe der Palmen befinde. Auf dem oberen Theile der Rambla waren unzählige Palmenblätter, meist 4—5 Ellen lang, zum Verkauf ausgestellt. Alle waren gebleicht, was man durch eine barbarische Mißhandlung des majestätischen Baumes bewirkt, über die ich mich später hundertmal erzürnt habe. Man bindet nämlich das ganze Jahr hindurch die ganze Blätterkrone in einem aufrechtstehenden Zopf durch dicht darum gewundene Bastbänder zusammen, wodurch die zusammengeschnürten, des Sonnenlichtes beraubten Blätter strohgelb verbleichen und zugleich weich und schlaff werden. Es kam mir vor wie ein an der Natur begangenes Majestätsverbrechen. Was thut der Landmann aber nicht des Erwerbes wegen! Wir schnüren aus demselben Grunde die Endivienköpfe zusammen, der Spanier die stolze Krone der Dattelpalme. Unsere Mütter schnüren ihre Töchter zusammen. So erzielt man überall bleichsüchtige Geschöpfe.

Man ist sehr geschickt und erfinderisch, aus diesen Palmenblättern scepterartige Stäbe zu bilden, indem man die bekanntlich an zwei einander gegenüberliegenden Seiten des Blattstieles angehefteten bandförmigen, zugespitzten, etwa 7—8 Zoll langen Blättchen unter sich auf sehr verschiedene Weise zu verflechten weiß.

Bei der Palmsonntags-Procession tragen die Mädchen solche Palmenblätter (sehr falsch Zweige genannt) und die Knaben große Lorbeerzweige, von denen an der Kirche der

Nuestra Señora del Carmen an der Rambla ganze Wälder aufgestellt waren. Man nennt den Palmsonntag in Spanien Domingo de ramos, Zweig-Sonntag.

Um Barcelona ist es den Palmen noch nicht geheuer. An ihrem Sonntage fand ich bei Pedralbes in der Mittagsstunde im Schatten eines Hauses noch dickes Eis. Im botanischen Garten fand ich in einer geschützten Ecke zwar eine Dattelpalme, aber man sah es ihr an, daß es ihr hier nicht gefalle.

Der botanische Garten, mitten in der Stadt gelegen, ist klein und unansehnlich; doch in gutem Stande. Ich besuchte ihn in Gesellschaft der Professoren Don Antonio Cipriano Costa, Botanikers und Direktors des Gartens, und Don Antonio Sanchez Comendador, welcher die Lehrkanzel der Zoologie bekleidet. Nur mit Letzterem, einem Castilianer, kam ich auch bei meinem zweiten Aufenthalte in Barcelona öfter zusammen und lernte in ihm einen strebsamen äußerst gefälligen Mann kennen, der namentlich die Insektenwelt Cataloniens genau zu kennen scheint. Bei meiner zweiten Anwesenheit war er gerade im Begriff mit dem Madrider Professor Don Marciano de la Paz Graëlls nach den Balearen zu gehen, um sie, wie er mir sagte, im Auftrag der Regierung naturwissenschaftlich, namentlich in Beziehung auf die Mollusken zu durchforschen. Wie ich inzwischen die Lage der Dinge kennen gelernt hatte, durfte ich nicht zweifeln, daß meine Anwesenheit in Spanien dieses Wunder bewirkt hatte, denn Graëlls wußte, daß namentlich auch die Balearen in meinem Reiseplane lagen. Ich bilde mir auf diesen stillen Einfluß etwas ein, daß doch einmal etwas von Seiten der Regierung

für die Wissenschaft geschah. Seit Cavanilles und Lagasca waren es meist Ausländer, welche etwas thaten, die unbekannten Schätze der Wissenschaft an's Licht zu ziehen. Graëlls, unbezweifelt ein tüchtiger Naturforscher und sicher der bedeutendste Spaniens, in Madrid an der Quelle der Mittel zur Aufmunterung stehend, scheint dennoch, nach mehrseitigen sehr gut unterrichteten Mittheilungen, nichts zu thun, junge Kräfte zu selbstständiger Thätigkeit heranzuziehen. Und so steht die Naturwissenschaft in Spanien tief unter der fast aller übrigen europäischen Länder. Und doch hat kaum eins mehr Anlaß und Stoff zu Bereicherungen der Wissenschaft.

Das bringt mich auf Kunst und Wissenschaft überhaupt, vor der Hand blos von Barcelona. Ich war erstaunt, hierin so auffallend wenig geleistet zu sehen, in einer Stadt von 190,000 Einwohnern.

Es bezeichnet schon den Zustand der Kunst einigermaßen, daß der Catalonier sich über die Gebühr auf eine illustrirte Beschreibung von Spanien *) viel einbildet. Trotz seiner in Barcelona gestochenen allerdings zum Theil sehr guten Stahlstiche, ist es doch kein Kunstwerk, sondern eben eins, wie wir deren sehr viele haben.

Die Lithographie scheint sich über Karten und Preiscourante nicht sehr zu erheben. Ich habe in einer recht ansehnlichen Kunsthandlung in der Calle de San Fernando nur französische, englische und deutsche Blätter gesehen. Ueberall in Spanien findet man in den Gemächern der Gasthöfe einige

*) España, Obra pintoresca en láminas etc. I. Cataluña, por Francisco Piy Margall. Barcelona 1842.

Bilder unter Glas und Rahmen, wenigstens einige Heiligenbilder und die Thaten des edeln Ritter Don Quixote. Aber von zwanzigen kommt höchstens eins auf Spanien; die übrigen sind Machwerke aus Paris, Bordeaux, Toulouse, wo förmliche Bilderfabriken für Spanien zu bestehen scheinen, wie aus den stets spanischen Unterschriften zu schließen ist.

In Barcelona fand ich trotz vielen Fragens und Suchens keine Ansichten von der Stadt und Umgegend, so einladend und besucht von Fremden diese sind. Ich kann mich überhaupt nicht besinnen, außer einigen schlechten Heiligenbildern und den illustrirten Anschlagezetteln der Stiergefechte, eine in Barcelona gefertigte Lithographie gesehen zu haben.

Mit dem Buchhandel ist es nicht viel besser, auch wenn ich meinen Leipziger Maßstab nicht anlegte. Spanien ist kein Land der Wissenschaft — ich wiederhole jetzt nur, was viele ehrliche Spanier mir eingestanden — es liegt noch im unglücklichen Träumen von den Schätzen „der neuen Welt", die ihm die alte Welt verdorben haben. Es wäre ja Thorheit, wollte ich hier nicht einzelne, meinetwegen nicht gar zu wenige Ausnahmen zugeben; aber es sind eben Ausnahmen. Die Regel ist, auf alle Weise mit wenig Arbeit Geld zu machen.

Es scheint mir eine namentlich dem Catalonier eigene Lobpreisung jeglicher spanischen Leistung in der Wissenschaft, namentlich in den sogenannten schönen Wissenschaften, eine Folge, ja gewissermaßen ein unbewußtes Eingestehen dessen zu sein, daß deren eben so wenig sind. Namentlich gilt die Dichtkunst bei ihnen außerordentlich viel, Jeder dichtet, und Alles gilt für ein Gedicht.

Ich gebe ein kleines Beispiel.

In dem „el libro del viajero en Granada“ (ein Führer in Granada von Don Miguel Lafuente Alcantara) schaltet der Verfasser folgende Verse ein:

„Bendita sea la potente mano,
que llenó sus colinas de verdura,
de agua los valles, de arboleda el llano,
de amantes ruiseñores la espesura,
de campesino aroma el aire sano,
de nieve su alta sierra, de frescura
sus noches pardas, de placer sus dias,
y todo su recinto de armonía.“

zu deutsch:

Gepriesen sei die allmächtige Hand,
Die ihre Hügel mit Grün erfüllt,
Mit Wassern die Thäler, mit Bäumen die Ebnen,
Mit liebenden Nachtigallen die Gebüsche,
Mit den Düften der Fluren die gesunde Luft,
Mit Schnee ihre hohe Sierra, mit Frische
Ihre dunklen Nächte, mit Freuden ihre Tage
Und ihre ganze Umgebung mit Harmonie.

und sagt dabei von dem Dichter, es scheine in ihm die Fruchtbarkeit des Lope de Vega und die Harmonie des Calderon wieder geboren zu sein!

Freilich entschuldigt den Spanier, daß er ja fast nichts weiter kennt, als seine eigenen Leistungen. Was er von ausländischer Literatur kennt, ist äußerst dürftig und beschränkt sich vorzugsweise auf Uebersetzungen bedeutender wissenschaft-

licher Werke, die ihm also obendrein eigenes Schaffen ersparen müssen.

Doch würde es ungerecht sein und unverständig zugleich, wollte man den tiefen Stand der Wissenschaften der spanischen Nation allein zur Last legen. Es geschieht ja beinahe nichts zur Hebung und Aufmunterung derselben. Von den Staatsprüfungen, die so lange wie sie und an der Stelle der Universitäten noch keine frei wetteifernde Lehrmeisterschaft haben, wenigstens gewissenhaft gehandhabt werden müssen, sollen nach spanischen Urtheilen oft nicht viel mehr als wissenschaftliche Scheingefechte sein. Professoren der Geschichte und Mathematik sind oft daneben, oder vielmehr nicht daneben, beschäftigte Aerzte. Die der Naturwissenschaften stets.

Ich weiß nicht mit welchem Recht Valencia sich auch vor Barcelona den Vorzug der Stadt der Wissenschaften zuspricht. Umgekehrt thut es ebenso Barcelona; wie überhaupt diese beiden Städte nicht gut aufeinander zu sprechen sind. Wahrscheinlich streiten sich beide blos um den glänzenderen Schein.

Deutsche, die lange in Spanien, namentlich in Barcelona gelebt haben, versicherten mich, daß es in großen Städten eine große Menge junger Leute gebe, die mit einer kleinen Rente von täglich kaum über 1 Thaler im knappen Nichtsthun Tag aus Tag ein hinleben.

In Barcelona sieht man wenigstens ein rühriges Handels- und Fabrikleben, was auch anderwärts, Beispiele liegen mir nahe genug, den Sinn für die Wissenschaft erstickt. Aber wo auch das fehlt, wie z. B. in dem großen Murcia, da herrscht eben blos die süße Ruhe des Genusses.

Es war mir ein außerordentlich interessanter und beweiskräftiger Beleg für den langen Stillstand, in welchem sich Spanien befindet (um von dem Rückschritt seit der Maurenzeit zu schweigen), daß man, das verschwundene Gespenst des fahrenden Ritterthums abgerechnet, Spanien fast noch ganz so findet, wie es Cervantes schildert, und bei mancher Venta ist mir gewesen, als sei es diejenige, deren Besitzer zu Don Quixote sagt: „Ihr trefft in diesem Hause Gelegenheit und Anstalt, ein ganzes Jahr nicht zu schlafen, geschweige denn eine Nacht."

Ein für allemal sei es gesagt, daß man keineswegs in Spanien, am allerwenigsten in Barcelona, so eigentlich faullenzen sieht, obgleich es in Spanien mehr Faullenzer giebt als anderwärts. Der Handwerkerstand ist wie überall so auch hier fleißig und er erscheint selbst fleißiger, als bei uns, weil man ihn überall bei seiner Arbeit sieht. Die bekannte Mode der Südländer, entweder geradezu auf der Straße oder wenigstens in Werkstätten mit nach der Straße offenen Thüren zu arbeiten, findet sich auch in Spanien.

Die catalonische Nationaltracht verliert sich in Barcelona sehr zwischen der Menge den unsrigen ganz gleicher Kleidungen, welche eigentlich nur die Feld- und Handarbeiter nicht tragen. Diese unterscheiden sich auch fast nur durch die manta und montera. Ersteres ist ein großes wollenes, hier fast nur buntstreifiges Tuch, welches der Länge nach einmal zusammengebrochen und dann an einer der kurzen Seiten zusammengenäht ist. In diesem Zipfel steckt der Spanier, denn die manta ist allgemein spanisches Volkskleid, den Elnbogen des linken Armes und wirft die manta dann nach seinem Ge-

fallen bald so, bald so um sich und das Ende immer über die rechte Schulter auf den Rücken. Die Manta verläßt den Spanier selbst im heißesten Sommerwetter nicht. Die Montera ist eine lange wollene, meist rothe, doch auch oft violette, braune oder selbst schwarze Sackmütze, welche man nicht über die Schulter oder den Rücken herabhängen läßt, sondern auf dem Kopfe fast wie eine Serviette zusammenbricht, sodaß der Sackzipfel nach vorn liegt. Zur Volkstracht fehlt bei keinem Spanier über den Beinkleidern die bis 4 Ellen lange, meist rothe wollene Leibbinde, in deren Zipfel der Geldbeutel seinen Sitz hat.

Die Sandalen der Catalonier weichen von denen, die ich im Süden und zwar den antiken meist noch ganz gleich fand, sehr ab. Es sind Ledersohlen mit etwas Oberleder für die Zehen und einer Kappe für die Ferse; beide sind durch etwa 8—10 schmale Riemchen, die nebeneinander von dem Zehenfutteral nach der Ferse laufen, verbunden. Beim Anziehen werden sie einfach auseinander gebogen, fünf nach rechts, die andern fünf nach links und der Fuß schlüpft leicht in diese leichte und mittelst der sich beiderseits an ihm anschmiegenden Riemchen doch festsitzende Bekleidung.

Reich ist Barcelona an eleganten Caféhäusern, von denen einige den Parisern vielleicht nichts nachgeben, besonders das cafe del recreo, das gràn cafe, cafe de las delicias und einige andere. Sie werden viel besucht und namentlich habe ich in denen von Barcelona die toreros (Stierkämpfer) eine große Rolle spielen sehen. Viele machen sich ein besonderes Vergnügen, vielleicht auch eine kleine Ehre daraus, mit einem Helden dieser scheußlichen Spiele sich zu unter-

halten. Man erkennt den Torero stets an einem kleinen Haarbüschel im Nacken, während übrigens das Haupthaar kurz geschnitten ist. Das seit einiger Zeit überall grassirende Spiel, das Domino, wird auch hier stark gespielt und wenn um mich herum an vier, fünf Marmortischen, deren ich nirgends so viele wie in Spanien gefunden habe, Domino gespielt wurde, hätte ich des verwünschten Geklappers wegen manchmal davon laufen mögen.

Anstatt der in spanischen Restaurationen fehlenden Concerts, trifft man häufig, namentlich in den Café's, gute Pianofortes, auf denen ein officieller Vorspieler, zuweilen recht gut, musicirt.

Verwundert war ich, in den Café's von Barcelona sehr viel Bier, und zwar weder schlecht noch theuer, trinken zu sehen. Es war aus der Bierfabrik, fabrica de cerveza, wie der Spanier eine Brauerei nennt, eines hier angesiedelten Deutschen hervorgegangen.

Schon in Barcelona hatte ich vielfältige Gelegenheit zu einer Wahrnehmung, die mich nachher auf meiner ganzen Reise begleitet hat, und die mir um so eher und beschämender auffallen mußte, als sich in Deutschland davon nichts findet.

Ich habe die Rambla schon als die Lieblingspromenade der Barcelonesen bezeichnet. Hier sieht man täglich zu gewissen Stunden, welche nach der Jahreszeit wechseln, ein buntes Treiben von Spaziergängern aller Classen. Zwischen den elegantesten Toiletten erblickt man fast eben so oft die Nationaltracht, natürlich auf dem Leibe des Arbeiters oder Dieners. Es sind nicht etwa zufällige Geschäftsgänge, welche die guten Leute über die Rambla führen. Wie der Spanier überhaupt,

ohne so geschwätzig zu sein, wie der Franzose, die Unterhaltung liebt und außer dem Geschäfte nicht gern allein ist, so gehen auch hier z. B. ein Paar Arriero's, die vielleicht morgen mit ihren Eseln wieder in's Land hinausziehen, dort drei plaudernde Moza's (Dienstmädchen) Arm in Arm mit demselben Anstand auf der Rambla auf und ab, wie der reiche Kaufmann und seine Gattin, der jenen heute früh seine Waaren anvertraute und bei welch letzterer eine von diesen im Dienst steht. Hier läßt sich ein eben unbeschäftigter Arbeiter, um sich bequemer seinen cigarreto drehen zu können, an den Fuß einer der Akazien nieder, denn seine Beinkleider haben dabei nicht viel zu verlieren. Er streckt seine Beine gerade aus in die Allee hinein und, da die Rambla eben sehr besucht ist, so belästigt er dadurch einigermaßen die Spaziergänger. Seine Minutencigarre ist fertig, er springt auf und hält sans façon einen eben an ihm vorübergehenden Herrn fest und greift mit der einen Hand nach dessen Cigarre, indem er mit der andern grüßend seinen Hut berührt. Er hat an der ihm willig überlassenen Cigarre die seinige angebrannt und giebt sie stumm nur mit einer graciösen Handbewegung, die hinlänglich und für Jedermann ohne Worte verständlich ausdrückt „mil gracias, señor", zurück. Beide gehen dann mit einer leichten grüßenden Bewegung, jeder seinen Weg. Oder wir sitzen im gran café. Aller Luxus solcher Orte ist hier verschwendet. Glänzende Toiletten und goldstrotzende Uniformen schimmern überall. Aber mitten unter ihnen schlürft hier ein bestäubter Arriero seine kühlende Limonade; und dort traktirt ein Tischlergesell zwei Mädchen „aus seinem Orte" mit süßem helado (Gefrornen).

Wie würden unsere L—er Kaufmannsdamen die Nase rümpfen, wenn ihnen etwas Aehnliches zustieße im Café français oder bei Bonorand!

Das aber ist eben die mir beschämend auffallende Erscheinung, daß die jämmerliche Schroffheit der Ständeunterschiede in Spanien sich nirgends so breit macht, wie in Deutschland, wenigstens im mittleren und nördlichen Deutschland.

Der gemeine Spanier hält etwas auf sich und der Vornehme zollt auch dem Gemeinsten, selbst dem Bettler, eine gewisse Achtung und äußere Anerkennung.

Bei uns ist im Allgemeinen der niedere Mann ein unterthäniger Diener, der es gar nicht wagt, diejenigen geheiligten Orte zu betreten, wo eben seine hohen Kunden und Herrschaften zu promeniren geruhen.

Bei dieser größeren Annäherung zu einander verlieren die sogenannten höheren Stände in Spanien keineswegs etwas. Der niedriger Gestellte vergißt im persönlichen Umgange mit höher Gestellten nicht, daß er eben nicht auf gleicher Staffel mit ihm steht; aber er steht auf der seinigen ebenso gerade und aufgerichtet wie der andere. Kein Spanier wirft sich weg wie ein Deutscher.

Trage ich kein Bedenken, hierin einen Charakterzug des Spaniers zu erkennen, so will ich auch nicht leugnen, daß durch mancherlei Ursachen die verschiedensten Stände der Gesellschaft in Spanien zu einander hingedrängt werden, während diese Ursachen in Deutschland nicht vorhanden sind.

Von dem erheblichsten Einflusse ist hier etwas, was in anderer Anwendung den spanischen Zuständen zu größtem Vorwurf gereicht. Ich meine die Hülflosigkeit, welcher, hier mehr,

dort weniger, der Spanier ohne Ausnahme verfällt, sobald er — eine längere Reise antritt; begreiflicherweise der verwöhnte Vornehme noch mehr als der gemeine Mann.

Oft habe ich im südlichen Spanien in der einsam liegenden Venta an demselben Feuer, auf denselben lehnenlosen Espartosesseln Eseltreiber (Arriero's) und Grafen und reiche Kaufleute und vornehme Damen beisammen sitzen sehen und über der bunten Gesellschaft schwebte sichtbar der brüderliche Gedanke: wir müssen uns Alle hier in einander schicken und das wenige mit einander theilen, was diese armselige Venta bietet.

Wenn am andern Morgen die Gräfin ihre elegante galera oder tartana besteigt, so kann sie gar nicht wissen, ob diese nicht vielleicht nach einer halben Stunde schon in einem Kothsumpfe des Weges festsitzt und länger als sie Geduld und Zeit dazu hat, festsitzen würde, wenn nicht der carretero (Karrenführer), der gestern Abend neben ihr am Feuer saß, mit seinen fünf voreinander gespannten Mauleseln hinterher gefahren käme und sie dienstfertig aus der Klemme der spanischen Wegebaukunst erlöste. Von diesem Gefühl der Abhängigkeit von der Nächstenliebe ist selbst der nicht frei, der in Abrahams Schooße, in der behaglichen Ecke einer diligencia sitzt. Man muß, wie ich zwischen Granada und Malaga — also auf einer Hauptroute — vor einer solchen veinte cuatro bestias — 24! Zugthiere — gesehen haben, um das zu begreifen. Bei Regenwetter ist es in Spanien auf vielen Reiserouten ein Beweis von großem Leichtsinn, wenn man so in den Tag hinein sagt, ich will heute bis da- oder bis dorthin fahren. Das kann kein Sterblicher wissen.

Man wird mir ohne Zweifel Recht geben, wenn ich diese gemeinsame Noth für ein mächtiges Annäherungsmittel zwischen Vornehm und Gering erklärte.

Ich glaube aber auch darin eins finden zu müssen, daß der Spanier, der vornehme wie der gemeine, mehr wie viele andere Nationen, in der Erinnerung lebt. Er hat in der Gegenwart fast nichts, worauf er stolz sein könnte. Aber Jedermann weiß, daß Spanien einstmals groß gewesen ist. So bildet sich denn in jedem Spanier eine Phantasienwelt und die Phantasie hebt stets hoch über die Gemeinheit empor.

Ich werde später mehrmals Gelegenheit haben, die würdevolle Haltung bei Personen aus den unteren und untersten Classen des spanischen Volkes durch Beispiele zu belegen.

Am 26. März früh war ein Schiff der Compagnie navegacion y industria, der Mercurio, von Marseille her im Hafen von Barcelona angekommen, mit dem ich meine Reise zur See weiter fortsetzen wollte. Ich hatte nämlich meinen Platz von Marseille aus bis Alicante bezahlt und war daher an diese Compagnie gebunden. Seitdem ist durch die Concurrenz einer französischen Gesellschaft der Fahrpreis sehr gefallen. Ich mußte für die erste Kajüte von Marseille bis Alicante noch 122 Franks zahlen. Jetzt macht man die Fahrt weit billiger und es sind mir Beispiele erzählt worden, daß die Leute sehr mit sich handeln ließen, wenn man drohte, noch ein paar Tage warten und mit einem Schiffe der anderen Gesellschaft fahren zu wollen.

Am Nachmittag lud mich Herr v. S. ein zu einer Parthie nach dem Tividavo, dem höchsten Punkte der Hügelkette, auf deren Fuße die schon geschilderte, nach der Vorstadt-

schaft Barcelona's sehnsüchtige Gruppe kleiner Ortschaften liegt. Bis San Gervasio fuhren wir in einer Tartane und stiegen dann länger, als die vom Thale aus ziemlich unerheblich erscheinende Höhe vermuthen ließ.

Sahen wir auf der Spitze auch den Monserrat nicht, wie ich erwarten durfte, so ersetzte mir das, was mir ihn eben entzog seine Entbehrung doch reichlich. Unstreitig ist die Aussicht vom Tividavo eine der schönsten an der fast überall schönen spanischen Küste. Sie theilt sich in zwei von einander ganz verschiedene Halbkreise. Der südöstliche zeigt das friedliche heitere Bild einer fruchtbaren, lebenvollen Ebene, aus der am Saume des fast das ganze Bild begrenzenden Meeres das große Barcelona mit seinem Nachbar, dem Monjuy, hervortritt, überragt von den hohen Schornsteinen der Dampfmaschinen seiner zahlreichen Fabriken. Rechts vom Monjuy breitet sich die weite Ebene aus, durch welche der Llobregat über weite Sand- und Sumpffelder sein Wasser in das Meer sendet.

Eine Wendung des Kopfes nur, und man überschaut eine großartige Gebirgslandschaft, ohne eine Spur von der Anwesenheit menschlicher Hände, welche dem anderen Bilde die Spuren ihrer Thätigkeit so tief aufgeprägt haben. Vor mir lag die wilde Ruhe der Gebirgsnatur. Einzelne grelle Sonnenblicke, Regenschauer und tief herabhängende Wolkenmassen verliehen der großartigen Landschaft eine wirkungsvolle Manchfaltigkeit. Solche Standpunkte und solche Witterungszustände mögen sich wohl selten so günstig zusammenfinden, wie es hier der Fall war. Ich hatte noch niemals vorher den überraschenden Genuß gehabt, auf einem und demselben Stand-

punkte, indem ich blos die Himmelsgegend zu wechseln nöthig hatte, bald eine sonnbeleuchtete lachende, vom Meere begrenzte, Ebene, bald eine düstere, fast finstere Gebirgslandschaft zu sehen. Sonderbar, ich kam der Natur durch Kunst zu Hülfe, um mir ihren Genuß zu erhöhen. Ich dachte mir nämlich, ich stehe hier oben in einem finsteren Thurme, der blos zwei, eins ums andere mir geöffnete Fenster habe; eins nach Südosten, und das andere in entgegengesetzter Richtung. Nachdem ich erst aus dem einen Fenster geschaut hatte, öffnete ich das andere, d. h. drehte mich mit geschlossenen Augen plötzlich herum, und blickte aus dem anderen. Ich konnte nicht müde werden, mir diese köstliche Täuschung zu wiederholen.

Ueberhaupt, warum soll man nicht im Schwelgen des Naturgenusses raffiniren — ich weiß augenblicklich kein ganz dasselbe ausdrückendes deutsches Wort — wie der sinnliche Schwelger raffinirt? Indem dieser dadurch nur seine Gemeinheit steigert, steigert Jenes ohne Vorwurf den reinen Genuß.

Für mich ist es eine Art Studium, eine lebendige Landschaft anzuschauen; und je öfter ich mich diesem Studium hinzugeben pflege, desto höher ist mein Genuß geworden, wenn ich gute gemalte Landschaften anschaue.

Ein gebildeter Geschmack ist eine Quelle von Genuß für den, der ihn besitzt; und eine Zierde für ihn und eine nicht unwichtige Lehrbefähigung Anderen gegenüber.

Sehen heißt nicht blos, die Bilder der Außendinge sich auf der Netzhaut seines geöffneten Auges abmalen lassen. Aber leider ist es eben bei Vielen nichts weiter als dies.

Unsere Erziehung thut leider viel zu wenig, beinahe gar nichts, für die Bildung der Sinne, weil Alles auf das Ueber-

sinnliche gerichtet ist, was gar oft dicht neben dem Unsinnigen liegt. Sind ja doch unsere Sinne die Fenster zu unserem Innern, zu welchem durch sie das rechte klare Tageslicht der wirklichen Außenwelt nicht eindringen kann, wenn sie schmal und trüb sind; so daß gar mancher deshalb sich bereden läßt, anstatt sie zu erweitern und aufzuhellen, sich einer düstern jene 5 Fenster selbst noch anschwärzenden Oellampe zu bedienen, bei der er eben nicht mehr als die Finsterniß im eigenen Innern sieht und zuletzt meint, außen sei es auch finster, und er müsse auch da mit seiner Lampe nachhelfen.

Ich nahm mir beim Herabsteigen von dieser prachtvollen Höhe noch manchen Vorgeschmack der meiner harrenden südlichen Pflanzenwelt mit; denn in den zahlreichen Schluchten, welche den vielfältig eingeschnittenen Abhang durchziehen, sah ich mehr als in der unmittelbaren Umgebung um Barcelona. Die Feigen- und andere Südfruchtbäume, so wie Pita und Chumbo, wie der Spanier die Agave und Opuntie nennt, in üppiger Entfaltung.

An deutsche Eisenbahnpünktlichkeit gewöhnt, eilte ich am anderen Morgen, den 27. März, Punkt 8 Uhr nach dem Mercurio. Ich hatte aber noch volle 2 Stunden Zeit, von dem Verdeck aus mir das schöne Bild von Barcelona recht tief einzuprägen.

Das Wetter war schön und hell, aber die Luft recht nördlich kalt, so daß ich mich gegen meinen Wunsch und meine Erwartung nach Deutschland versetzt fühlte. Das Dampfschiff nahm seinen Kurs anfangs ziemlich dicht die Küste entlang, die einen ununterbrochenen Wechsel von schönen in vielfachen Farbentönen abgestuften Bergumrissen darbot, aus denen

lange Zeit der leicht zu erkennende Umriß des Monserrat das Ganze beherrschend hervortrat, sich immer gleich und unveränderlich, mochten auch zu seinen Füßen die näher liegenden Höhen in ewigem Wechsel einander verdrängen und verdecken. So ragt aus dem bunten wechselvollen Toben der Tagesgeschichte das feste ernste Bild des Zeitgeistes wandellos über Alles hinweg und dient dem aufmerksamen Schiffer auf dem wogenden Meere des Völkerlebens als fester Leitstern.

Gedanken und Vergleiche wie dieser finden im Geiste eines Seereisenden, wenn er ihnen überhaupt zugänglich ist, einen besonders fruchtbaren Boden. Ohne Macht, seinen gepriesenen freien Willen auch nur ein Haar breit über den kleinen Raum thätig auszudehnen, welche ihm Gesetz und Brauch des Schiffes vorschreibt, bleibt ihm eben nichts übrig, als der Gedanke oder — die Langeweile. Nirgends tritt es mehr zu Tage, was im Menschen steckt, als auf dem Verdecke des Schiffes: ja er hat hier eine neue Gelegenheit, seine eigene nähere Bekanntschaft zu machen.

Wie ist es doch gekommen, daß ein so mächtiges Wort wie Zeitgeist, aus zwei so mächtigen Gliedern zusammengesetzt, im Munde so Vieler eine verspottende, ja höhnende Bedeutung erhalten hat? Ich glaube, das sei unschwer zu sagen.

Wenn der Gewittersturm über die Wipfel der Wälder und Gärten hinfährt, daß er da manchen Ast und manche Frucht herunterbricht und seine Blitze in manches Haus zerschmetternd fahren — ist denn da auch nur Einer so dumm, erboßt zu sagen, das sei eben so das Thun und Treiben, das sei das Wesen, der Zweck des Gewittersturmes? — Niemand weiß von wann er kam; aber Jeder weiß er mußte kommen;

denn er kam noch immer, so lange die Welt steht; Niemand kennt noch zur Stunde genau die gesetzliche Nothwendigkeit, die ihn heraufbeschwört; aber auch ohne sie zu kennen, ist Jedermann vom Bestehen derselben durchdrungen.

Alle Welt fügt sich in die Zeit der Gewitterstürme und sucht sich zu wehren, so gut man kann; und hinterdrein freut sich alle Welt über die reinere, frischere Luft und über das neu gekräftigte Gedeihen alles Lebens.

Der Zeitgeist schreitet auch manchmal unter Donner und Blitz einher. Warum macht man es hier zu dessen Wesen, da man recht gut wissen kann, daß es hier eben so wenig wie dort das Wesen ist?

Oder wenn er wie Gulliver durch die liliputanischen Gärtchen altfranzösischen Geschmacks schreitet und hier und da ganze Beete niedertritt — warum sieht man da blos auf das Werk seiner Füße und schaut nicht an ihm empor, um zu sehen, was er vorhat, was er denn eigentlich sei; denn das Zertreten der Pflänzchen unter seinen mächtigen Tritten wird doch kein Vernünftiger für seine Arbeit halten?

Und doch giebt es viel solche Unvernünftige! Wahrlich sie sind dem Zeitgeiste gegenüber was die Herren Doktoren der alten Schule dem Patienten gegenüber sind. Sie halten dessen Kopfweh und Seitenstechen, Bauchgrimmen und Fieberschütteln für die Krankheit, da sie doch blos untergeordnete Begleiter der Krankheit sind. Diese selbst bleibt ihnen unbekannt. Und nun doktern sie auf diese Begleiter, die Krankheitssymptome los, bis ihnen der Patient unter den Händen stirbt, oder trotz ihnen gesund wird.

So springt man mit Krankheiten und mit dem Zeitgeiste um! Freilich ist der Zeitgeist keine Krankheit!

So hatte mir auch aus weiter Ferne der Monserrat, der fast zu zeitig am Himmel meiner Reise aufgegangene Stern erster Größe, seinen geistigen Gruß herübergesendet auf das Verdeck des Schiffes.

Ich glaube schon mehrmals das Schiff mit einem Gefängniß verglichen gehört zu haben. Die Aehnlichkeit ist auch wirklich eine große. Dabei denke ich weniger an die allzunahliegende Absperrung des Körpers. Treffender und ich möchte sagen gewaltiger ist die beiden gleiche Einwirkung auf die geistige Hälfte des Menschen, obgleich gerade beide besonders dazu geeignet sind, darzuthun, daß diese beiden Hälften untrennbar sind.

Draußen in der Freiheit ringen ohne Unterlaß tausend verschiedene Eindrücke um den Sieg über die empfindende Wahrnehmung des Menschen. Er selbst weiß, daß er unausgesetzt der Kampfspreis dieses Ringens ist und doch vergißt er es stets unter dem Einflusse der Alltäglichkeit. Zuletzt glaubt er, das, was jene äußerlichen Mächte in ihn hineingetragen haben, sei ihm ureigenthümlich, sei in ihm geworden. So bildet sich, als Frucht des hochmüthigen Vergessens jener äußeren Gewalten in ihm ein souveräner Wille aus, der Aberwitz sein würde, wenn er von jenen unabhängig und sogar trotz ihnen bestehen wollte.

Darum müssen wir uns im Getümmel des Lebens absichtlich bemühen, uns darin nicht zu verlieren. Wir nennen dies recht bezeichnend „sammeln"; denn wir müssen uns, die Stücke,

die unser geistiges Ich ausmachen, aus der erdrückenden Masse der Außenwelt zusammenlesen, sammeln.

Anders im Gefängnisse und auf einer längeren Seereise, die für einen Denkenden dazu gar nicht eben sehr lang zu sein braucht.

Seinem Ich — ich meine nicht das wesenlose abstrakte Ich der bodenlosen Philosophie — daher besser ihm steht nur das Wenig von der Außenwelt gegenüber, was innerhalb seiner kleinen Welt — sei diese ein Schiff oder die enge Zelle eines Gefängnisses — Raum hat; und zwar immer dasselbe, heute wie gestern, Tag für Tag.

Der Kampf der Außendinge um Geltendmachung in unserem Innern wird ein anderer. Es ist nicht mehr das bunte Gewühl von tausend Einzelheiten, von denen nie eine der andern den errungenen Sieg lange ließ.

Wir alle wissen, auch die noch auf keinem Schiffe, noch in keinem Kerker eingeschlossen waren, wie beschränkt der Kreis der Dinge ist, unter deren Einfluß wir hier stehen. Es sind wenigere aber großentheils neue Außendinge, welche, unbeeinträchtigt von anderen, sich unserer bemächtigen, ich muß es gerade so nennen: auf uns los gehen. Wir können ihnen nicht entfliehen und uns willkürlich einen anderen Kämpfer aufsuchen. Es fehlt der Prometheus, um das Ungeheuer zu erlegen, das uns alle Tage unsere Leber aus dem Leibe reißt.

Es kommen die Gedanken, immer dieselben, weil die Außendinge dieselben sind. Wehe dem, der gegen sie nicht den Schild eines geistigen Schatzes vorhalten kann.

Er verfällt auf dem Schiffe der tödtlichsten Langeweile

und körperlichem Mißbehagen; aber im Kerker geht er oft ganz zu Grunde.

Der Feldherr wird vor ein Kriegsgericht gestellt, welcher seine Soldaten tollkühn einem überlegenen Feinde zutreibt. Was geschieht dem Gerichtshofe, der leichtsinnig Hunderte in den Kampf mit den furchtbaren Mächten des Kerkers stößt?

Diese Gedanken wogten durch meinen Kopf, wie unter dem Kiele des Schiffes die Wogen des Meeres; hier wie dort das Eine die nothwendige Folge des andern. Richtiges Denken ist ein wogendes Meer.

Die Gedanken des Meeres wurden allmälig immer düsterer und grollender, bis sie zuletzt zu kühnen Gedankensprüngen eines Aufgeregten wurden.

Der Himmel hatte sich in den Nachmittagsstunden ganz in ein gleichmäßiges Grau gekleidet, und ich sah aus den oft wiederholten prüfenden Blicken des Kapitäns auf Himmel und Meer, daß es nicht ganz in der Ordnung sei.

Da zeigte der Steuermann auf ein kleines helles Fleckchen dicht über dem Horizonte des Meeres am südlichen Himmel, etwas links von der Küste, die wir bis jetzt nie aus den Augen verloren hatten. Aber nun schien es dem Kapitän gerathener, mehr die hohe See zu nehmen und bald verlor ich die spanische Küste aus dem Auge.

Ich merkte bald aus einigen Vorbereitungen, daß ein Sturm im Anzuge sei. Er ließ auch nicht lange auf sich warten. Bald kämpften die Schaufelräder des Schiffes mit einem ganz respektabeln Aequinoctialsturme. So erheblich er war — denn meine Freunde in Barcelona waren darob meinetwegen in Sorge gewesen — so will ich doch zu den

tausend Seesturmbeschreibungen nicht noch eine hinzu machen. Uebrigens ist's doch vielleicht nicht so arg gewesen, denn ich fühlte noch nicht die gründliche Herzensangst, wie sie so oft geschildert wird. Meine Reisegefährten waren für mich kein Maßstab, denn die lagen längst ächzend oder vielleicht auch angsterfüllt in ihrer Kajüte.

Da der Sturm unsrem Kurs unmittelbar entgegenstand, so behielt das der Maschine noch gehorchende Schiff, obgleich die Räder immer abwechselnd in der leeren Luft wirbelten, eine stete Bewegung. Aber jede anprallende Woge machte es in seinem Innersten erbebend.

Zuletzt mußte auch ich unter Deck, weil die Wellen von demselben alles nicht Niet- und Nagelfeste hinwegzuspülen droheten. So unbehaglich mir Anfangs in meinem Bett das Krachen und Knacken des Schiffes war, als müsse es nun mit dem nächsten Wogenstoß auseinander gehen, so schlief ich doch bald und fest ein.

V.

Vor dem Grao de Valencia; Ankunft in Alicante, Lage der Stadt, trostlose Trockenheit der Umgegend, Alameda, Ausflug in die Umgebung und nach dem Kastellberge, Naturwissenschaftliches, Besuch beim englischen Consul, Gang nach seinem Landgute; Einfluß des Mangels der sommergrünen Bäume; naturwissenschaftliche Excursion; Wein; Abreise auf der Diligencia nach Murcia; Postwagen; Palmenwald von Elche.

Am Mittag des folgenden Tages, den 28. Mai, kamen wir auf der Rhede von Valencia an. Da es aber um 6 Uhr

Abends wieder fortgehen sollte, so blieb ich an Bord. Die meisten Passagiere aber gingen ans Land. Ich mochte den „Garten von Spanien" nicht im Winterkleide kennen lernen und für dies kurze sehr zweifelhafte Vergnügen gegen zwei Thaler bezahlen. Denn da die See noch ziemlich hoch ging, so ließen sich die vom Ufer ankommenden Ausschiffungsboote es doppelt so hoch wie gewöhnlich bezahlen, die Reisenden durch die Brandung des Hafens in's Trockne zu bringen. Es muß ganz vollkommen ruhige See sein, wenn in Valencia das Aus- und Einschiffen ganz ohne Gefahr, wenigstens ohne große Unbehaglichkeit sein soll.

Aus den 6 Stunden wurden aber 30, und zwar unbestritten die 30 langweiligsten meiner ganzen Reise.

Da heute irgend eines Heiligen Festtag war, so waren weder hinlängliche Boote zum Aus- und Einschiffen der Waaren zu bekommen gewesen, noch war es den Herren von der aduana (Zollamt) genehm gewesen, ihre lästige Pflicht zu thun. Beides geschah erst am folgenden Tage.

Eine halbe Stunde vom Lande, denn näher kann kein Schiff heran, in einem fast leeren, unaufhörlich in schaukelnder Bewegung sich befindenden Schiffe, der Sprache des ohnehin schweigsamen und mürrischen Kapitäns fast unkundig, ziemlich uninteressante unbekannte Ufergegenden vor mir — freilich noch lange nicht die Qual einer Windstille unter dem Aequator — aber gerade genug für meine Sehnsucht nach naturwissenschaftlichen Reiseabenteuern.

Von Valencia konnte ich vom Schiffe aus fast nichts sehen. Es liegt noch eine gute halbe Stunde tiefer landeinwärts, und dazwischen hart am Meere liegt der Grao de Va-

lencia, wie ein kleiner Hafenort heißt, der so ziemlich als die Hafenvorstadt Valencias gelten kann.

Drei Monate später würde mir die Zeit nicht so lang geworden sein; denn dann wären mir alle Uferpunkte alte liebe Bekannte gewesen, bei denen allen ich in Gedanken noch einmal eingekehrt wäre. Jetzt strengte ich vergeblich meine Augen und meine Einbildungskraft an, um hinter der langweiligen Küste nur einen Schein von Grund zu dem Entzücken zu erforschen, womit jeder Reisende von Valencia spricht.

Fast ebenso vergeblich forschte ich in den wenigen Ueberresten meiner kläglichen Gymnasialbildung nach so viel „alter Geschichte", um damit das fast in gleicher Nähe mit Valencia doch mehr nördlich vor mir gelegene Murviedro, das alte tapfere Saguntum auszustaffiren.

Doch es ist ein zu gewagtes Unternehmen, eine langweilige Situation kurzweilig zu schildern. Um 11 Uhr Vormittags des 30. Mai erwachte ich in meiner Koje, wie der Müller vom Stehen seiner Mühle, vom Stillstehen der Dampfmaschine, als das Schiff bereits im Hafen von Alicante lag; so daß ich kaum Zeit hatte über Hals und Kopf meine sieben Sachen zusammen zu packen und beinahe kein Boot für mich übrig geblieben wäre.

Das schöne Bild von Alicante wurde mir geradezu unvermittelt an den Kopf geworfen. Ich bedaure dies heute noch, denn die Lage der Stadt und des Hafens ist zwar buchstäblich kahl und ohne Spur von Grün, aber durch malerische Felsenberge, die rechts davon unmittelbar aus dem Meer aufsteigen, von großer Wirkung. Auf dem höchsten und nächsten

derselben, welcher aussieht, als habe ihm weit und breit alle Welt seit Jahren bis heute ihren Bruchsteinbedarf entnommen, liegt das den Hafen schirmende Kastell. Es giebt aber nicht viel zu schirmen in einem Hafen, wo es eben fast keinen Handel giebt.

Die Stadt liegt dicht an der Küste und zeigt hier ihre freundlichste Seite; da es aber die schmalste ist, so sieht sie nicht eben groß aus, was sie auch nicht ist. Da der Hafen fast ganz offen ist, so hat man einen etwa 200 Schritt langen Molo hinausgeführt, der den Schiffen, deren eben niemals gar viele sein mögen, wenigstens einigen Schutz gewährt. Ziemlich am Ende desselben, über welches nach bereitliegenden ungeheuren Quadern zu urtheilen, noch hinausgebaut werden soll, liegt der schlanke gußeiserne Leuchtthurm.

Mein Gepäck mußte erst ziemlich lange auf die Spürhand des aduanero warten, und als sie sich endlich desselben bemächtigte ein so penibles Durchstöbern erdulden, daß ich fast in Verzweiflung gerieth und ich zu aller Welt Gelächter mit meinen hunderterlei Dingen, unter denen ein Mikroscop, Bestecke, Bücher und Fläschchen und Gläschen eine Hauptrolle spielten, mir selbst vorkam wie ein reisender Tabulettkrämer oder Wunderdoctor, der seine Waaren und seine Kunst feil bietet. — Es ist mir nie wieder passirt. Vier Realen, auch blos zwei, sind eben eine Realität, gegen welche die Idealität des sogenannten Gewissens nicht immer aufkommt. Als ich wegging, lächelte mich's aus dem einen Gesichte an: „ob denn dem señor extranjero jetzt nicht besser gedient gewesen wäre, wenn er eine halbe Peset opferte, anstatt seine Sachen aufwühlen zu lassen?“ Das Gesicht hatte ganz recht, denn mir lag daran gar nichts,

daß ich keine Mauth zu bezahlen hatte. Ehrlich gesagt: ich schämte mich damals noch dieses „Geschäftchens."

In der Fonda del vapor blieb ich nur so lange, bis ich meine Sachen untergebracht und mich der Reisespuren entäußert hatte; dann trieb mich's mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus in die Umgebung der Stadt.

Alicante — welch wohlklingender, volltönender Name! Einmal den feurigen Alicant-Wein getrunken zu haben gilt in Deutschland schon für etwas, und nun vollends in Alicante selbst leibhaftig zu sein! Ich kam mir in dem ersten Augenblicke fast wichtig vor, einer der sehr wenigen bevorzugten Deutschen zu sein, denen das Loos fällt, nach Alicante zu kommen. Als ich aus meiner Fonda trat, träumte ich von nichts als rebenbedeckten Hügeln, die ich nun zu sehen bekommen solle.

Aber es folgte eine Enttäuschung auf die andere.

Als ich aus dem Hause trat befand ich mich auf der Alameda. Fast jede spanische Stadt hat ihre Alameda. Wörtlich bedeutet es eine Allée, im weiteren Sinne jeden auch in anderer Weise mit Bäumen und anderen Gewächsen bepflanzten und mit Spazierwegen versehenen Ort. Die Alameda von Alicante ist eine breite, doch nicht eben sehr lange Straße, welche in der Mitte, beiderseits von Ufermauern getragen, einen saubern etwa 12 Schritt breiten Spazierweg hat, zu dessen beiden Seiten also eine ziemlich schmale gepflasterte Fahrstraße führt. Der mittlere blos für Fußgänger bestimmte Weg endigt nach dem Meere zu in eine elegante breite Treppe und stößt hier an einen ziemlich ansehnlichen Marktplatz. Er ist mit Silberpappeln, Akazien, Ulmen und Melien (Melia

Azedarach) eingefaßt, vor denen beiderseits die ganze Alameda entlang eine steinerne Bank verläuft und hinter denen ein schmales Beet voll Blüthengebüsche und auf der begrenzenden Mauer steinerne Vasen mit bereits blühenden Gewächsen angebracht sind. Die genannten Bäume waren aber alle noch laublos. So hatte ich denn auch hier noch keinen Lenz, oder eigentlich das sonderbare Mischlingswesen aus Winter und Frühjahr vor mir, was hier als Frühling gilt. Die Melien, Bäume wie unsere Ebereschen, erinnerten mich, daß ich bereits ganz im Süden sei. Noch mehr thaten das an einigen Häusern einige Mittagsblumen (Mesembrianthemum), welche von den Altanen ihre immergrünen Behänge lang herabhängen ließen, im Vereine mit einigen anderen Saftpflanzen aus den Gattungen der Fackeldisteln (Cactus), Hauslaube (Sempervivum) und Fettkraut (Sedum).

Hier erschienen mir die zahllosen Altane an ihrem Platze zu sein, die ich freilich eben so allgemein schon in Barcelona gesehen hatte. Eigentliche Fenster nach unserer Art sind im südlichen Spanien eine Seltenheit. Fast alle sind Thüren, welche auf einen kleinen mit Eisengeländer versehenen Altan führen. Noch aber fehlte ihnen der später jeden verhängende Vorhang, denn noch war die Sonne nicht lästig.

Ich wendete mich auf gut Glück und ohne zu fragen in dem Meere entgegengesetzter Richtung, in der Voraussetzung, daß ich schon ein Thor finden werde. Am oberen Ende der Alameda traf ich einen wasserlosen Springbrunnen. Ein unerfreuliches Anzeigen dessen, was mich erwartete. Ich fand auch bald das gesuchte Thor, welches mich durch in Stand erhaltene Festungswerke ins Freie führte.

Das Herz fiel mir vor die Füße, als ich vor mir alle Anzeichen des unbedingtesten Wassermangels sah. Tiefer Staub bedeckte die in der Richtung nach Alcoy führende Straße. Vor mir lag ein weiter Halbkreis von näheren und fernen, einander überragenden Bergen, in blaugrauen und violett grauen Tönen sich von einander abhebend; aber kahl, ohne Spur von Bewaldung. Bald traf ich auf Getreidefelder. Es war fast nur Wintergerste (Hordeum vulgare hibernum). Sie war bereits gelb und der Sichel gewärtig, aber ich fand nur wenig Körner in den mehr nothreifen Aehren. Nirgends, so weit das Auge reichte, auch nur eine grüne Linie, die den Lauf eines Bächleins angedeutet hätte. Nirgends ein Tropfen Wasser. Ich ging wohl eine halbe Stunde auf der Straße hinaus, aber es wurde nicht anders. Einige Palmen, die ersten die ich sah, vermochten doch nicht, das traurige Bild in ein lebensvolles zu verwandeln.

Rechts am Wege sah ich, die darf freilich bei einer Stadt von Alicantes Bedeutung nicht fehlen, ein stattliche neugebaute plaza de toros, das Theater für die Stiergefechte. Ueber dem sichtbaren Eingange las ich mit großen Buchstaben: entrada a la sombra, Eingang zum Schatten. Das war also der Eingang in dieses Himmelreich der spanischen Volkslust für die Gebenedeiten zur Rechten, für die Reichen; auf der entgegengesetzten Seite befand sich demnach die entrada al sol, für die zum Schwitzen in der Sonnehitze Verdammten, für die Aermeren.

Ich wendete mich nun von der Landstraße ab, nach rechts um einen Weg nach dem Kastellberg zu suchen. Ueberall dieselbe Unfruchtbarkeit der dürren Felder. Etwas erfreulicher

schaute es über die Mauern eines großen Gartengrundstücks hervor, an dem ich vorüberkam. Große Feigenbäume darin fingen eben an ihr Laub zu entfalten.

Da sah ich plötzlich vor mir die erste Azulejoskuppel. Azulejo heißt, von azul blau, die Kornblume und davon übertragen der kornblumenblau glasirte Dachziegel; doch werden auch anders gefärbte und zuletzt auch jede glasirte Thonplatte, Fries, zum Belegen der Wände und Fußböden, azulejo genannt. Die Azulejoskuppeln sind ein Schmuck, den die spanischen Landschaften vor den deutschen voraus haben. Diese Ziegel wie überhaupt alle Dachziegel in ganz Spanien, sind sogenannte Walm- oder Forstziegel, rinnenförmig gewölbt. Daher strahlt eine von der Sonne beschienene Azulejoskuppel wegen der Wölbung der Ziegel von weitem in blendendem Glanze. Die meisten der zahllosen Kloster- und Kirchthürme haben solche Kuppeldächer.

Die Azulejoskuppel gehörte einem ehemaligen Kloster an, an welchem mich mein Weg vorüberführte. Jetzt schien es einem weltlichen Zwecke zu dienen.

Am Fuße des Kastellberges fand ich zwischen den losen Kalksteinen, welche ihn bedecken, eine schon ziemlich reichhaltige Flor derjenigen Pflanzen, welche sich eben mit so überaus magerer Kost begnügen. Darunter namentlich vorherrschend eine Affodille (Asphodelus fistulosus) mit kleiner düster rosenrother Lilienblume und eine schöne gelbblüthige Hauhechel (Ononis Natrix). Vor allem aber entzückte mich das eleganteste unserer südeuropäischen Gräser, die schöne Goldlamarckie (Lamarckia aurea), deren saftig grüne niedrige Rasen sich in die Winkel der Felsspalten duckten, um wenigstens einigen Schutz vor den

verdorrenden Sonnenstrahlen zu haben. Als botanische Seltenheit und Eigenthümlichkeit Südspaniens erfreute Polygala fruticosa, deren zarte Büschchen ihre Wurzeln tief in die schmalen Felsspalten hineingesenkt hatte, um dort den letzten Rest von Feuchtigkeit zu schöpfen.

Schnell ward ich zum sammelnden Naturforscher. Aber meine Hauptaufgabe der Reise, die Schneckenwelt fand hier leider noch wenig Beschäftigung. Nur die schöne pyramidenförmige Schnirkelschnecke, Helix pyramidata, hatte ihr Winterlager verlassen und bereits ihr sonderbares Sommerleben begonnen. Anders als unsere deutschen Landschnecken, die nur auf kurze Zeiten ausruhen, indem sie an einem schattigen Orte sich in ihrem Gehäuse mit einer Schleimhaut festhängen, besteht bei den südeuropäischen Landschnecken ein großer Theil des Sommerlebens darin, daß sie, den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt, sich an Zweigen und Halmen festspinnen, denn so möchte man es nennen; indem sie, sich in das Gehäuse ganz zurückziehend, dasselbe fest aufkitten, so daß es bei vielen einiger Gewalt bedarf, es loszubrechen. So hing die genannte Schnecke, scheintodt, zu tausenden an den Pflanzen, namentlich an den dürren vorjährigen Stengeln und anscheinend am liebsten an der genannten Affodille.

Unter Steinen fand ich noch schlafend die zierliche Helix lenticula mit ihrem braunen linsenförmigen scharfgerandeten Gehäuse, welches noch mit dem schneeweißen pergamentartigen Winterdeckel verschlossen war. Mit ihr die schöne weizenkorngroße Cionella folliculus, deren polirtes goldgelbes Gehäuse auch noch hinter dem Winterverschlusse lag, der aber hier ein zarter porcellanartiger Deckel ist.

Die Nähe der afrikanischen Küste verkündigte mir eine algiersche Kreismundschnecke, Cyclostoma mammillare. Zu hunderten lagen die kreideweißen leeren Gehäuse umher, aber die lebendigen steckten noch tief unten in ihren Winterquartieren, in den Rissen und Spalten der klüftigen Kalkfelsen.

Dieses seltne Thier, was wahrscheinlich noch kein Einwohner Alicantes kennt, denn ich konnte nicht erfahren, daß sich hier Jemand mit der Naturwissenschaft seines Landes befasse, prägte der Oertlichkeit, wo ich mich befand, sofort einen wissenschaftlichen Reiz auf, welcher eben jedes Reisen dem Naturforscher durch einen neuen Genuß erhöhet, ohne daß er dadurch, wenn er nicht eben ein bornirter für Alles andere blinder Sammler ist, einen anderen Reisegenuß entbehrt. Er ist offenbar dadurch vor jeden anderen Reisenden im Vortheil. Der blos des Vergnügens wegen Reisende, der Alterthumsforscher, der Baukünstler, der Landschaftsmaler — oft müssen sie tagelang reisen, ohne auch nur auf etwas Bemerkenswerthes zu treffen. Das begegnet dem reisenden Naturforscher nicht leicht. Ihm fehlt es nie an Unterhaltung. Daher möchte ich sagen, der gebildete Naturforscher ist der glücklichste aller Reisenden. Gewöhnt, Alles schärfer anzusehen, damit ihm hinter einem alltäglichen Scheine etwas ungewöhnliches Neue oder Seltene nicht entgehe, blickt er auch auf das, was nicht in das Bereich der Naturwissenschaft fällt, meist mit aufmerksameren Augen.

Sehen und Sehen ist eben zweierlei.

Trifft der Naturforscher auf erhabene Werke der Baukunst, so ist es nicht blos das vielleicht erreichte Ideal des Schönen, nicht blos die Geschichte der Kunst, nicht blos die darin sich abspiegelnde Sitten-, Religions- und Völkergeschichte, die aus

ihm heraus zu ihm spricht; — er beachtet auch den Stoff an sich, der hier zu schöner Form belebt, vielleicht bereits zur Ruine verfallen, vor ihm steht. Nur der Naturforscher konnte zuerst den Stoff würdigen lernen, und in neuester Zeit zum Prediger der Wahrheit werden: „Der Stoff ist unsterblich."

Unter den Ringmauern des Kastells sah ich mich um. Welch eigenthümliche Gegend! Landeinwärts die schon bezeichnete dürre bergumgürtete Ebene. Im Rücken, nördlich, nahe herantretende Hügel, eben so kahl, wie der auf dem ich stand, und ebenso wie dieser ihren Fuß in das Meer tauchend, von dem zwischen zweien derselben ein dunkelblaues Dreieck ausgespannt war. Vor mir nach Südwesten lag die Stadt, so weit sie der Fuß des Kastellbergs nicht verdeckte, von Festungsmauern umgürtet. Ueber sie hinaus stieg die Linie der Küste hoch empor, links das Meer, rechts die weite unfruchtbare Küste. Doch konnte ich von hier auch endlich einige kleine grüne Flächen sehen. Es waren mühselig aus tiefen Brunnen halbsalzigen Wassers bewässerte Weizenfelder, durch kleine Gräben gartenmäßig in Beete abgetheilt. Es fehlte der Landschaft nicht an Reiz, aber an Leben und Annehmlichkeit. Die drei Palmen und die Azulejoskuppel gaben ihr einen morgenländischen Anstrich.

Auf einem näheren Wege den Berg nach der Stadt herabsteigend sollte ich auch schon einen Begriff von der Romantik spanischer Armenwohnungen erhalten. Mit Benutzung des Felsens als Hinter- und wo möglich auch noch zu einer Seitenwand waren aus der nächsten Nachbarschaft große und kleine Steine herzugeholt und aus diesen mit weiser Benutzung einiger Stecken und sonstiger Holzstücke war eben ein Wohnraum

gebildet, der nach deutschen Begriffen kaum den Namen einer Hütte verdiente, mit einem Hause aber keine entfernte Aehnlichkeit hatte. Solcher Wohnungen standen mehrere auf der Höhe, kaum tausend Schritt von der reinlich, ja in vielen Theilen elegant aussehenden Stadt. Es sind anscheinend Wohnungen aus dem Stegreife, und doch sind sie mehr; die fenster- und thürenlosen Häuser von seßhaften Menschen. Doch fehlte es selbst ihnen nicht an Poesie. Oder mußte es mir nicht hoch poetisch vorkommen, über einer solchen zur Rechten am Wege stehenden Hütte einen Opuntiabusch seine aneinander gereiheten Riesenglieder in malerischer Wildheit breiten zu sehen? An einer anderen Hütte hatten die Bewohner ein bereits mit hunderten seiner dunkelpurpurrothen Blüthen prangendes Lavaterabäumchen (Lavatera arborea) gepflanzt; wenn es nicht früher hier gestanden hatte, als der bewohnte Steinhaufen, denn diese prachtvolle strauchartige Malve wächst hier wild.

Von dem eigenthümlichsten Eindrucke erfüllt, kehrte ich in die Fonda zurück. Dort sagte mir der Wirth, Don Daguino, ein schlauer Genueser, auf mein Erstaunen über das dürre Aussehen der Gegend: „ja, wir haben seit 9 Jahren keinen Regen gehabt!" Dies wurde mir Tags darauf von Andern mehrmals wiederholt. Seit 9 Jahren keinen Regen! Konnte das natürlich auch nicht ganz buchstäblich zu nehmen sein, sondern nur sagen sollen, keinen durchdringenden, der Pflanzenwelt nachhaltig zu Gute kommenden Regen, so ist das schon mehr, als ein Deutscher es in Europa für möglich halten kann. Aber weit und breit war über die ganze Gegend die Beglaubigung in Staub geschrieben.

In der Mittagsstunde ging ich aus, um dem englischen

Consul mein Empfehlungsschreiben abzugeben. Durch Vermittelung des Secretärs der geologischen Gesellschaft von London, meines sehr verehrten Freundes Sir W. J. Hamilton Esq., war ich im Besitze von Empfehlungsschreiben des englischen Ministeriums des Auswärtigen an die englischen Consule derjenigen Hauptorte Spaniens, die in meinem Reiseplane lagen. Bin ich auch glücklicherweise nie in die Verlegenheit gekommen, einen nachdrücklichen Gebrauch von diesen Empfehlungen zu machen, so war mir es immerhin ein Gefühl einer gewissen Sicherheit, kein schutzloser Deutscher, sondern unter den mächtigen Schutz des britischen Cabinets gestellt zu sein; und aus der respektvollen Haltung, mit welcher die Herren das amtliche Siegel und innen im Briefe die Unterschrift betrachteten, konnte ich abnehmen, daß ihre Aufforderung mich ihrer Dienste eintretenden Falles zu bedienen, eintretenden Falles gewiß keine leere Versicherung geblieben sein würde. Ohne das übermüthige Auftreten vieler reisenden Engländer liebenswürdig finden zu wollen, so begriff ich doch wenigstens das stolze Sicherheitsgefühl der Söhne Albions, ja ich theilte es sogar einigermaßen während meines Aufenthaltes in Spanien.

Colonel Barry empfing mich mit viel zuvorkommender Freundlichkeit. Er lud mich zum Mittagsessen ein und nach demselben ging ich mit ihm nach seinem vor der Stadt gelegenen Landgute. Ich war sehr gespannt auf dieses Landgut; im Voraus noch ehe ich es sahe bereit, darin alles das erreicht anzunehmen, was sich hier erreichen lasse; denn die Meisterschaft der Engländer in der Anlegung behaglicher Landsitze ist ja allgemein bekannt und anerkannt. Ich fand keineswegs eine meine Erwartung Lügen strafende angenehme Enttäuschung.

Vor der Stadt, die wir in südlicher Richtung verließen, gingen wir bald rechts von der Straße nach Orihuela ab querfeldein über Fluren, welche genau das Gepräge deutscher abgeernteter Aecker im November hatten. Ehe ich es merkte, waren wir in der hacienda des Herrn Barry; denn die vermehrte Sorgfalt der Arbeit stand in keinem Verhältniß mit der Vermehrung des Bodenertrages. Das Haus zeigte keine Spur von dem englischen Comfort, der hier in der schattenlosen dürren Umgebung sofort als eine lächerliche Ungehörigkeit erschienen sein würde. Vor demselben, recht bezeichnend für das Clima, sah ich den ersten Radbrunnen, deren ich nachher so viele gesehen habe. Ein altes Pferd ging mit verbundenen Augen im Kreise herum, um ein senkrecht stehendes Rad zu drehen, an dessen Umkreise töpferne Gefäße angebunden waren, welche aus einem tiefer liegenden Wasserbehälter das Wasser heraufschöpften in ein kleines Becken, von welchem nach allen Theilen des Grundstückes Bewässerungsgräben liefen. Es war aber kein Trinkwasser; es hatte einen wenn auch nur schwachen Salzgeschmack. Zu sehen war nichts als eben der Mangel an Allem, was wir an einem solchen Orte zu finden gewöhnt sind. Ich glaube nicht, daß es in der schönen Jahreszeit, wenn es eine solche hier geben sollte, hier viel besser aussehen wird.

Während der Consul sich mit seinen Arbeitern beschäftigte, durchsuchte ich die Grenzen seines Grundstückes, wodurch dieses aber keineswegs mißtrauisch eingehegt war, nach naturwissenschaftlichen Dingen. Ueberall fand ich den Boden von dem grauweißen Diluvialschutt gebildet, der dicht daneben eine kleine Anhöhe bildete. Ein kleiner, in einem kaum eine Elle breiten aber viel tieferen Bette mehr stehender als fließender Bach war

ebenfalls schwachsalzig und die üppigen ihn einfassenden immergrünen Kräuter waren sämmtlich Salzpflanzen. Wie heute Vormittag, so bemühete ich mich auch jetzt hier vergebens, um eine Schnecke zu finden, welche von Alicante ihren Namen trägt, eine Schnirkelschnecke, **Helix alonensis**. Erst später erfuhr ich, daß sie nur eine Bergbewohnerin und als carocol serrano (Bergschnecke) die gesuchteste bei dem Volke ist, welches alljährlich viele Millionen Landschnecken verzehrt.

Ich kehrte mit der Lehre nach der Stadt zurück, daß ein deutscher Naturforscher bei einer Reise nach dem südlichen Spanien seinen deutschen Maßstab zu Hause lassen müsse, wenn er sich nicht gewaltig enttäuscht sehen will.

Es zeigt sich hier ein Unterschied in den Bodenverhältnissen, der wohl den meisten, wenn nicht allen Nichtnaturforschern entweder ganz entgeht oder wenigstens nicht so sehr ins Auge fällt. Er ist aber nicht unerheblich und selbst von einigem Einfluß auf die Feuchtigkeit und also Fruchtbarkeit des Bodens. Letzteres ist freilich nicht so zu verstehen, daß die gleich näher zu bezeichnende Erscheinung einen wesentlichen Antheil an der Dürre des südspanischen Bodens habe.

Der von mir bereiste Theil Spaniens, also das südöstliche Dreieck, dessen Spitzen Barcelona, Cartagena und Malaga sind, entbehrt fast aller sommergrünen Laubhölzer, wie ich zum Unterschiede von den immergrünen diejenigen nennen will, welche im Herbst ihr Laub verlieren. Diese sommergrünen Bäume sind es, unsere Eichen, Buchen, Hainbuchen, Eschen, Linden, Ulmen, Ahorne, Erlen, Birken, Weiden, Obstbäume und viele Sträucher, welche alljährlich ungeheure Mengen von Material zur Humusbildung durch ihren schnell verwesenden

Laubfall an den Boden abgeben. Dasselbe ist im Kleinen, wo es aber noch mehr in die Augen fällt, mit unseren Hecken und niederen Gebüschen der Fall. Wir sehen immer, daß sich unter dem Schutze derselben besonders üppig und zahlreich eine Menge von Gräsern und Kräutern ansiedelt, für die eben der hier laubbedeckte Boden eine sich feucht erhaltene immerfließende Nahrungsquelle ist.

Die immergrünen Bäume Spaniens verlieren zwar auch alljährlich einen Theil ihrer älteren Blätter, aber deren immer starre, saftlose Masse liegt ohne zu verwesen um so länger am Boden, als es dem Himmel am nöthigen Regen gebricht, um sie aufzulösen und zur Verwesung zn bringen. Ich habe unter immergrünen Eichengebüschen fußhohe Schichten von zwar nicht mehr grünen, sondern braungrauen, aber sonst völlig unveränderten Blättern gefunden, die kraus und gekrümmt eine lockere gegen die austrocknende warme Luft dem Boden keinen Schutz bietende Decke bildeten.

Eine solche Bodendecke ist in Deutschland eine Welt von zahllosen Insekten und andern niedern Thieren und das Bett für Tausende von Pflanzenkeimen. In Südspanien sind es aber blos die Kotakomben von Millionen trockner Blättermumien.

Dieser Umstand ist von sehr bedeutendem Einfluß auf den landschaftlichen Anstrich einer Gegend. Jeder deutsche Baumtrupp erhebt sich auf einem kleinen grünen Teppich von Gräsern und Kräutern mancherlei Art; jeder Busch hat einen blumengestickten Saum an seinem Umfange. In Spanien erheben sie sich unvermittelt aus dem kahlen Boden und stehen wie Verirrte auf einem ihnen fremden Orte. Beide Erscheinungen

bewirken die liebliche Einheit unserer und die Zerrissenheit süd-spanischer Landschaften.

Das Bedingende dieser Erscheinung, des Mangels an Laub-hölzern, machte sich mir schon am ersten Tage meines Aufent-haltes in dem zwar nicht mit Unrecht, aber ohne Sachkenntniß und übertrieben gepriesenen Spanien. Dabei habe ich wohl kaum nöthig zu wiederholen, daß ich blos von dem kennen ge-lernten Theilen des südöstlichen Spanien rede, und daß ich selbst hier einige, freilich sehr wenige Ausnahmen von dieser einem Deutschen so sehr auffallenden Regel zugebe, deren einige wir später kennen lernen werden.

Als ich wieder zu dem Consul zurückkam, fand ich einen deutschen Landsmann bei ihm, einen Eisenbahn-Ingenieur, der nach fünfjähriger Beschäftigung als solcher in Amerika hier an der bis Madrid beabsichtigten Eisenbahn den Trakt von Alicante bis Almansa zu bauen hatte. Englische Schie-nen hatte ich schon auf dem Molo liegen sehen, ich sehe aber nicht ein, wo in Spanien das Geld dazu herkommen soll, und, wenn dennoch fertig gebaut, der Ertrag der verwendeten Sum-men. Ich entnahm aus dem Gespräch der beiden Herren und nachher auf dem Heimwege zwischen dem Consul und einigen zu uns stoßenden Spaziergängern, daß sich auch hier persönliche Vortheile um die Legung der Eisenbahn streiten.

Am Thore begegneten wir dem Consul von Bremen, einem Hamburger, der mir mit vieler Freundlichkeit seine Dienste an-bot. Ich erwähne das, um dafür hier meinen Dank auszu-drücken und um nach Alicante reisende Deutsche auf diesen freundlichen Landsmann aufmerksam zu machen.

Den folgenden Tag verwendete ich zu einem größeren

Ausfluge in die Umgegend. Meine wissenschaftliche Ausbeute war aber auch diesmal noch sehr gering. Doch fehlte es nicht an einzelnen Pflanzen, welche mir den südlichen Charakter der Lage recht nachdrücklich verriethen. Am meisten überraschte mich auf einem Schutthaufen bei einer Ziegelei das wunderbare Eiskraut (Mesembryanthemum crystallinum), welches mir als Knabe mit seinen großen glashellen blasigen Drüsen auf Stengel und Blättern immer so viel Vergnügen gemacht hatte, wenn ich es hier und da einmal als Topfpflanze gezogen sah. Es ist eine der seltneren südspanischen Pflanzen und eine von denen, durch die sich am bestimmtesten eben das südliche Clima ausspricht. Auch fand ich hier zum ersten Male eine Pflanze, die mich nachher bis Malaga fast immer begleitete, eine Winde mit großen scharlachrothen Blumen und graugrünen behaarten zerschlitzten Blättern (Convolvolus althaeoides). Sie ist hier die schönere Stellvertreterin unserer schlichten Ackerwinde (C. arvensis), die ich aber doch einigemal in ihrer Gesellschaft angetroffen habe.

Ein Vorgeschmack dessen, was mich am anderen Tage deshalb um etwas weniger überraschte, war fern von der Stadt nicht weit vom Meeresufer ein Palmengarten, denn offenbar war der Ertrag der Datteln die Rente desselben. Ich war überrascht an den einen der Reife ganz nahe Früchte, auf anderen erst die Blüthen zu sehen. Ich hatte am Abend vorher in der Fonda hiesige Datteln gegessen, aber sie leider viel weniger süß als die aus der Berberei gefunden. In vielen war auch der Kern verkrüppelt, vielleicht ein Beweis, daß hier doch noch nicht recht die eigentliche Heimath der Dattelpalme ist. Man sieht ihr dies freilich nicht an, denn namentlich am fol-

genden Tage und später in Murcia sah ich Palmen von riesiger Höhe und wahre Bilder üppiger Kraft in Fülle.

Wenn ich aber sagte, daß offenbar die Datteln die Rente dieses Gartens geben, so gilt das bei dem unfruchtbaren Clima und namentlich an diesem Orte sehr unfruchtbarem Schuttboden buchstäblicher als es an anderen Orten gegolten haben würde. Anderwärts aber habe ich, vor allem in den bewässerten Vegas, mich überzeugt, daß selbst eine dichte Baumbeschattung dem Boden nichts von seiner Fruchtbarkeit für Getreidepflanzen aller Art nimmt, so daß man einschließlich des Ertrags der Bäume — Oel-, Orangen-, Feigen-, Maulbeerbäume oder Dattelpalmen — eine drei- ja vierfache Ernte im Jahre hat. In Deutschland habe ich es nur in wenigen Strichen für den Getreidebau ohne Nachtheil gefunden, wenn auf den Aeckern Obstbaumreihen standen. In der Regel zeigt sich das Getreide, gleich viel ob Halm- oder Hackfrüchte, im Bereiche jedes Baumes dürftiger. Das ist in den fruchtbaren Strichen Südspaniens nicht der Fall. Man kann sich kein anschaulicheres Bild der üppigsten Fruchtbarkeit denken, als z. B. die Vega von Murcia, wo die flach gezogenen Kronen der Maulbeerbäume auf den über mannshohen Weizenhalmen zu ruhen scheinen, weil ihre Stämme von diesen vollkommen verhüllt sind.

Mit dem Weine würde es wahrscheinlich den meisten Deutschen in Spanien ergehen wie mir. Ohne ihn wie die spanischen Datteln bemäkeln und dem Vino generoso von Alicante — wie man die edleren Weinsorten nennt, — seinen Ruhm streitig machen zu wollen, so wurde ich seiner doch bald satt und, so sehr mich nach der anstrengenden Monserratwanderung der catalonische Wein in dem Kloster und in

Pedro's Posada erquickte, so habe ich selbst diesen nicht mit jenem Vollgenuß getrunken, mit welchem wir bei einer guten Mahlzeit ein Glas guten deutschen Weines in vollen Zügen leeren. Daß wir Deutschen in Deutschland den spanischen Wein in Spanien — ich hebe diesen örtlichen Standpunkt ausdrücklich hervor — falsch beurtheilen, hat sich mir nach meiner Rückkehr oft bestätigt, wenn man, um meine Reisefreuden mich beneidend, hinzusetzte: „und nun vollends den spanischen Wein!" Man vergißt dabei, daß man dort fast allein einen dicken schweren entweder süßen, vine dulce, oder alcoholreichen — vino seco — vorgesetzt bekommt. Was würden wir sagen, wenn wir bei einem Gastmahle nur Malaga, Jerés und Alicante vorgesetzt erhielten? Etwas Anderes ist es, wenn wir zum Nachtisch ein Gläschen davon kosten und es natürlich delikat finden. In Murcia komme ich noch einmal auf diese Weinfrage zurück, bei einer Gelegenheit, wo ich in Gesellschaft eines Deutschen und eines Engländers durch ein halbes Wunder — einer Flasche edeln Rheinweines theilhaftig wurde.

Am 1. April, der mich nur zuletzt noch ein ganz klein Bischen foppte, übrigens mit Entzücken überschüttete, fuhr ich früh mit dem Morgengrauen mit der Diligeance ab nach Murcia. Mein Mittelplatz auf einer der dreisitzigen beiden Längsbänke des Interior war sehr unbequem. Der Fahrpreis für eine zwölfstündige immer sehr fördernde Fahrt, ist allerdings billig, nämlich 38 Realen oder 2 Thaler 16 Silbergroschen. Der Wagen, welchem ich später alle im Wesentlichen gleich fand, stand ungefähr um etwa 20—30 Jahre hinter unseren bequemen preußischen und sächsischen Eilwägen

zurück, doch war er im Ganzen von demselben Ansehen. Die Diligeancen, und wenn ich nicht irre auch die correos (Briefposten), sind nur Privatunternehmungen, aber ebenso pünktlich und geregelt wie unsere öffentlichen Posten. Während wir auf einem öffentlichen Postwagen den Schaffner und Postillon haben, hat eine spanische diligencia den mayoral und zagal. Ersterer ist Schaffner und Postillon in einer Person; letzterer ist sein Gehülfe als Postillon. Später werden wir in dem delantero noch einen dritten Rosselenker kennen lernen, welchen diese Post zwischen Alicante und Murcia nicht hatte.

Wo es der Weg irgend zuläßt wird rasend schnell gefahren. Wir hatten vier tüchtige Maulesel, von denen mir später der Mayoral sagte, daß sie auf der Lunge fester seien als die Pferde und besser aushalten. Der Zagal, der links auf dem drei- oder viersitzigen Bocke sitzt — zwischen ihm und dem Mayoral ist immer noch für einen oder für zwei Reisende Platz — macht stets den halben Weg springend zu Fuß; denn alle Augenblicke springt er während des dahinbrausenden Fahrens vom Bocke, um den vorderen Thieren mit seiner kurzen Riemenpeitsche einige recht nachdrückliche Ermahnungen zu geben, die dann wohl oft lustig hinten nach ihm ausschlagen. Ein Zagal muß ein tüchtiger Läufer sein, denn schon sein Hinabspringen gilt den Thieren als wohlbekanntes Zeichen zum schnellsten Lauf und der Zagal erreicht oft erst nach mehreren hundert Schritten des rasendsten Laufes das vorderste Paar. Oft macht so der Zagal mindestens die Hälfte der ganzen Reise zu Fuß. So ging es über Stock und Stein in dem Morgengrauen, lange Zeit ziemlich nahe an der Küste hin. Man findet trotz des ewigen Antreibens nicht so viel

Ursache zum Mitgefühl für die stets gut aussehenden Thiere wie ich es oft auf deutschen Posten empfunden habe, wo man es auf manchen Stationen in lesbarer Frakturschrift auf den magern Leibern der Pferde geschrieben findet, daß der Herr Posthalter seine Pferde das ihm vom Staate gezahlte Fahrgeld bei magerer Kost sauer verdienen läßt.

Den in der berlina (Cabriolet) oder neben dem Mayoral auf der silla Sitzenden wird die Zeit nicht lang; denn Mayoral und Zagal führen fast ohne Unterbrechung eine kernige und originelle Unterhaltung mit den Pferden oder Mauleseln; letztere je nach dem Geschlecht mulo oder mula. Jedes hat seinen Namen, unter denen ich zu meiner Verwunderung den des edeln Rosses des ruhmwürdigen Don Quijote, rozinante, nie gefunden habe. Als wenn die Thiere es verstehen müßten, appellirt der Moyoral bald an ihr Ehrgefühl, bald droht er ihnen mit Schlägen oder Futterstrafen. Arré! oder arré mula! (vorwärts Mula!), mit hervorgepreßter Stimme gerufen, ist die stehende Redensart, wie das schläfrige „Hii!" unserer Fuhrleute. Da erzittert die Luft von carrájo*) und

*) Ich trage zuletzt kein Bedenken, diese beinahe einzigen zwei Fluchwörter der Spanier, ohne welche selbst Gebildete kaum ein Gespräch führen können, trotz ihrer Gemeinheit hier anzuführen, weil — kein spanisches Lexikon sie der etwaigen Neugierde meiner Leser entschleiern wird, und ich doch den Spanier zu schildern habe wie er ist, der aber ohne diese zwei Wörter — nicht gedacht werden kann. In Franceson's Wörterbuch ist caramba mit „Teufel!" übersetzt. Ich halte dies aber für eine kleine beschönigende Abweichung von der Wahrheit. Caramba und carái — die ich oft aus dem Munde von Damen gehört habe, sind sicher nichts anderes, als Ueberzuckerung von carrajo. Den Namen des diablo entweiht der Spanier ebensowenig, wie den des dios.

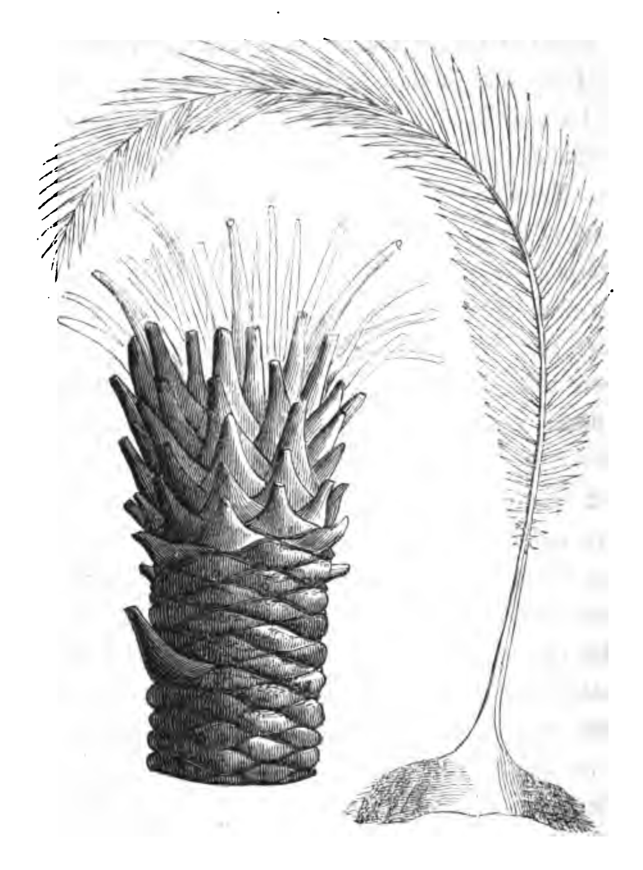
puñeta oder puñetero, daß nur spanische Damen, die daran gewöhnt sind, nicht mehr darob erröthen können. Der spanische Fuhrmann hält seine Zugthiere im Allgemeinen besser, als der deutsche, und ich erinnere mich kaum, dort solche Jammergestalten gesehen zu haben, wie bei uns.

Gegen 8 Uhr naheten wir uns Elche. Berühmt sind die Palmenwälder von Orihuéla. Ich hatte immer gedacht, das Wort Wald würde nicht so buchstäblich zu nehmen sein. Ich fand aber einen wirklichen kleinen Wald, der nur aus Dattelpalmen ohne einen einzigen anderen Baum gebildet war, ich fand ihn aber schon bei Elche, während Orihuéla zwar auch viele aber nicht so massenhaft beisammenstehende Palmen hat.

Es waren für mich unvergeßliche, erhebende Augenblicke, als wir in der herrlichen sonnenhellen Morgenstunde in den tiefen Schatten eintraten, den blos Palmen warfen, deren Wipfel sich hoch über uns zusammenschlossen. Die höchsten mochten bestimmt 50 Fuß hoch und gegen 4 Fuß im Umfang des Stammes sein. Abgesehen von der bekannten, von der aller unserer Bäume so verschiedenen, Palmengestalt gewinnt ein Wald von Dattelpalmen noch dadurch ein eigenthümlich fremdartiges Ansehen, daß man darin keine jungen Palmen im Sinne unserer jungen, d. h. schwachen, dünnen Bäumchen sieht. Junge Palmen sind blos kürzer. Nach wenigen Jahren hat eine junge Palme einen zwar kurzen aber ziemlich ebenso dicken Schaft und eine ebenso volle Krone wie eine alte. Dies macht es erklärlich, daß auch ein Palmenwald, der doch nur aus langen kahlen gekrönten Stämmen besteht, einen dichten Schatten geben kann, indem sich die tieferen Kronen der jungen mit denen der älteren höheren zur Schattenbildung vereinigen.

Der einfache ungetheilte Stamm, der durchaus von unten bis oben von gleichem Durchmesser, ja oben oft dicker als unten ist, und der ohne Zweige oben die eine majestätische Blätterkrone trägt, giebt der Palme das Ansehen einer edeln Ruhe und einfachen Bestimmtheit, wie es kein anderer Baum hat. Die Blätter, die man gemeiniglich sehr unrichtig Palmenzweige nennt, umfassen an ihrem Ursprunge rundum den Schaft mit einer kastanienbraunen starren Haut, welche ganz das Aussehen eines groben Gewebes hat. Aus ihr verschmächtigt sich allmählig der 4—5 Ellen lange Blattstiel, an dem zu beiden Seiten einzeln oder zu je 2 oder 3 die schmalen bis 8 Zoll langen Blättchen sitzen, die aber erst etwa 1 Elle von unten anfangen. So hat das Blatt eine Aehnlichkeit mit einer riesigen Vogelfeder. Es ist ein durchaus anderer Ton, als er in unseren Laub- oder Nadelwäldern vorkommen kann, wenn der Wind durch eine Palmenkrone fährt. Er läßt sich nicht wohl bezeichnen; doch scheint mir Rascheln mehr als Rauschen dafür zu passen. Ich möchte sagen, er sei größer, erhabener, als die Töne aus den Wipfeln anderer Bäume. Den eigenthümlichsten Zug aber hat die Dattelpalme in ihrer Rinde, wenn man hier von einer Rinde reden kann. Denn eine sich ablösen lassende Rindenschicht wie unsere Bäume hat die Dattelpalme gar nicht. Wenn das Palmenblatt sein Lebensziel erreicht hat, so scheint es nicht sofort abzufallen, — wobei es leicht einen Menschen erschlagen könnte — sondern es mag lange dauern, ehe es von den Stürmen zerzaust und zerschlissen herunter gefegt wird. Die Blätter unserer Laub- und Nadelhölzer sind bekanntlich mit dem Blattstiele so an dem Zweige befestigt, daß man sie, wenn auch unbeweglich,

daran eingelenkt nennen könnte. Das abgefallene Blatt hinterläßt dann am Zweige immer eine regelmäßig gestaltete Stelle, die man Blattstielnarbe nennt. Gewöhnlich sieht man an der Palme ein oder zwei der ältesten Blätter geknickt herabhängen. Dabei blieb es mir immer noch räthselhaft, auf welche Weise zuletzt der Palmenstamm die meist so schöne regelmäßige rautenförmig gegitterte Oberfläche erhält, was den so treffenden Vergleich mit dem schuppenbedeckten Leibe einer Schlange veranlaßt hat. Wo der Stamm dieses Ansehen hat, da ist eben jedes Blatt ganz unten an seiner breiten rautenförmigen Grundfläche abgelöst worden. Aber an vielen Palmen habe ich neben dieser gänzlichen Ablösung der Blattstiele an demselben Stamme, und zwar eben so oft unten, in der Mitte wie oben unter der Krone, von jedem Blattstiele zuweilen bis fußlange Stummel stehen geblieben gefunden, was dem Stamme ein struppiges Ansehen giebt. Ich weiß nicht, ob diese Stummel nach und nach vollends abfallen und zuletzt jeder Stamm das glatte schlangenhautähnliche Ansehen bekommt; oder ob sie stehen bleiben, und also vielleicht aus unbekannten Ursachen die Blätter bald ganz, bald mit Hinterlassung eines Blattstielstummels abfallen. Das alte verwitterte Aussehen dieser Stummel läßt mich mehr das letztere annehmen. Ich schalte hier eine Zeichnung ein, welche dies anschaulicher machen wird. Sie stellt das Kronenende eines Stammes dar, von welchem sämmtliche Blätter weggeschnitten gedacht sind. Unter den nur leicht skizzirten Stielen derselben stehen die zurückgebliebenen Stummel der abgefallenen Blätter; tiefer zeigt der Stamm das regelmäßige schlangenähnliche Ansehen. Das daneben abgebildete Blatt soll die breite Basis desselben veran-



schaulichen, mit welcher es am Schafte, ihn umfassend, angeheftet ist, und welche theilweise einem groben Gewebe gleicht.

Wie bei Alicante so fand ich auch hier Blüthen, junge und ziemlich reife Früchte zugleich, jedoch nie auf einem Baume vereinigt. Der Blüthenbüschel erscheint zwischen zwei geraden messerscheidenartigen über einen Fuß langen Hüllen eingeschlossen, welche sich wie zwei Scheerenblätter öffnen und die ungeheure

Fülle von Blüthen austreten lassen. Bekanntlich ist die Dattelpalme zweihäusig, d. h. ein Baum trägt blos weibliche, d. h. fruchtbringende Blüthen, der andere blos männliche oder staubfädenenthaltende Blüthen. Beide sind sehr klein und unscheinbar und sehr zierlich wie Kügelchen an langen fadenförmigen Stielen ringsherum angesetzt. Der ganze Blüthenbüschel ist dottergelb. Etwa eine Elle lang ist er einfach und ungetheilt, dann theilt er sich plötzlich in drei oder vier Arme, von denen jeder wieder sich in 10—15 etwa 12—16 Zoll lange dünne fadenförmige Stiele theilt, die in der beschriebenen Weise die Blüthen tragen. Anfangs stehen die Blüthenbüschel zwischen den Blattstielen der Krone ziemlich aufrecht; mit der zunehmenden Schwere der Früchte aber senken sie sich allmählich und bilden zwischen und unter der Blüthenkrone einen sehr zierlichen dottergelben Kranz. Solcher Büschel zählte ich im Durchschnitt 6—10. An einem hat man zu heben, wenn er seine sämmtlich reifen Früchte noch hat.

Natürlich sieht man weit mehr weibliche als männliche Dattelpalmen. In Murcia erzählte man mir, daß viele Landleute blos weibliche Palmen in ihren Gärten haben und zur Zeit der Blüthe derselben anderwärts männliche Büthenbüschel kaufen, die sie dann in die Kronen ihrer Palmen hängen, um deren Blüthen bestäuben zu lassen. Noch lange ehe Linné sein berühmtes Geschlechtssystem des Pflanzenreichs erfand und die Wissenschaft überhaupt von der Nothwendigkeit des Blüthenstaubes zur Samenbildung etwas wußte, war dies den Arabern bekannt, welche oft weit her die Büschel mit dem befruchtenden Blüthenstaube holen, um dereinst von ihren Palmen Datteln pflücken zu können. Vor einer am Boden

liegenden männlichen Palme stehend, von der jetzt ein Stamm-stück meine Naturaliensammlung ziert, erzählte mir Guirao einige Tage später, daß die Landleute eine unglaubliche Behendigkeit im Erklettern der Palmen hätten, um diese befruchtenden Behänge in die Krone der weiblichen Palmen zu bringen. Allerdings ist der ganze Stamm so zu sagen mit kleinen Stufen für den Kletterer versehen.

Das Holz der Dattelpalme ist keineswegs so fest und dicht als das mancher tropischen Palmen, was wir auf mancherlei Art verwendet sehen; ja es verdient kaum den Namen von Holz. Es besteht lediglich aus dünnen Gefäßbündeln, von der Dicke eines sehr feinen Bindfadens, welche in zahlloser Menge in einer zelligen weichen Grundmasse eingebettet sind. Guirao sagte mir, daß zwei Männer einen ganzen Tag lang über 2 Sägeschnitten durch den Stamm zugebracht haben, bis es ihnen beim dritten erst einfiel, hinter der Säge einen Keil einzutreiben, um dieser den freien Spielraum zu erhalten; wo es dann etwas schneller gegangen war. In der That hat der Stamm der Dattelpalme eine große Aehnlichkeit mit einem ungeheuren aber ungedreheten Ankertau.

Höchst eigenthümlich ist die Wurzel beschaffen. Ohne einen einzigen dicken Wurzelast oder gar eine Pfahl- oder Herzwurzel besteht sie blos aus zahllosen Wurzelfasern, welche sich wie ein ungeheurer Pinsel im Boden verbreiten, und dennoch fähig sind, den Koloß vor dem Sturme zu halten.

Dem Palmenwalde schließt sich unmittelbar die Stadt Elche an*) und die Posada, wo wir die Mulas wechselten

*) Siehe unser Titelbild.

und unser köstliches Chocolatenfrühstück einnahmen, liegt fast noch im Schatten desselben.

Die Posada, oder vielmehr der Parador, gehörte zu den besten, die ich getroffen habe; vermochte aber doch nicht, mich in dem netten reinlichen Zimmer zu halten. In dem großen geräumigen Hofe schon forderte mich überall spanische Sitte und spanische Natur auf, sie zu beachten.

In der Mauer waren in regelmäßigen Abständen Widderhörner eingemauert, als ganz zweckdienliche Mittel, die Pferde, Esel und Maulesel daran zu binden. Vor den Ställen befanden sich statt der Thüren ungeheure Vorhänge von Esparto, jenem wunderbaren Grase, welches für diese Theile Spaniens geradehin unentbehrlich ist, und das wir in unzähligen Verwendungen als den Stellvertreter des Eisens, Holzes, Leders u. s. w. kennen lernen werden.

In einer Ecke des Hofes fand ich einen Haufen Brennholz liegen. Es war blos Maulbeer-, Feigen- und Orangenholz; also blos der Ertrag einer forstlichen Nebennutzung aus den Feldgärten oder Gartenfeldern der Vega, wie man lieber will, denn Garten oder Feld allein wäre nicht ganz bezeichnend.

Der Zagal ging hier mit seinen Mulas zurück und wir fuhren anstatt mit 4 nun mit 6 weiter.

Ich hatte mit dem neuen Zagal das Abkommen getroffen, daß er sich auf den Himmel des Wagens verfügte und mir den Mittelplatz des Bockes überließ, gegen den er seinen linken Eckplatz einem Engländer bereits abgetreten hatte. Trotz dieser großen Erschwerung der Ausübung seines Amtes unterließ er dennoch nicht, dann und wann mitten im schnellen Lauf des Wagens auf- und abzuklettern.

Hinter Elche wird die Gegend offen und frei, aber ziemlich einförmig. Links nach dem Meere zu, das höchstens eine bis zwei Wegstunden entfernt sein mag, bemerkte ich noch sehr viele Palmen. Mehrere Stunden lang zog sich rechts die lange ausgezackte buntfarbige Sierra de Crevillente hin in etwa zweistündigem Abstande von unserem Wege. Fast beständig war der holperige Weg mit noch unbelaubten Büschen eingefaßt, die manchen Weidenarten einigermaßen ähnelten, die mir aber der Mayoral als Granatbüsche deutete. Unabsehliche Oelbaumpflanzungen waren wenig geeignet, die ziemlich öde weite Landschaft zu verschönern, da ihre traurige grüngraue Farbe, namentlich jetzt, wo sie noch keine jungen Blätter getrieben hatten, sie im Gegentheil nur noch düsterer erscheinen ließen. Ueberhaupt möchte ich den gepriesenen Oelbaum fast den unschönsten nennen, den ich kenne. Sein schwarzbrauner knorriger Stamm theilt sich meist vier oder fünf Fuß über der Wurzel in zwei oder drei weit von einander abstehende Aeste. Wenn man sie in so ungeheurer Menge sieht, wie mir es begegnet ist, so fällt es Einem bald auf, daß sie im Profil eine fast viereckige Gestalt und immer gleiche Höhe haben, mit oben geradlinig abgestutzter Krone, was ihnen obendrein ein steifes Ansehen giebt. Es ist die Folge des Schnittes, unter dem man sie hält. Die Blattform ist bekanntlich fast ganz die mancher Weidenarten, oder noch mehr des Ligusters (Ligustrum vulgare), der ja auch ein Familienverwandter des Oelbaums ist. Der Silberglanz seiner Blätter ist nicht bedeutend genug, um ihm das angenehme Ansehen des Oleasters (Elaeagnus argentea) oder des Sanddorns (Hippophae rhamnoides) zu geben, sondern er ist gerade nur dazu fähig, die grüne Farbe

zu beeinträchtigen und den ganzen Baum eben in ein mattes Grüngrau zu kleiden. Der Oelbaum ist übrigens bescheiden in seinen Bodenansprüchen und deshalb findet man ihn fast nur in mageren Gegenden angebaut, mit denen er dann die Verwünschungen des gelangweilten Reisenden theilen muß.

VI.

Venta de Albatera, Pita, Sierra de Callosa, Coj, la Granja de Rocamora, Wirkung der Bewässerung, Callosa, Orihuela, Sombrero calanes, Fuhrwerk, Bettelei, spanische Frauenschönheit, Eintritt in die Vega von Murcia, Rio Segura; Ankunft in Murcia, ein murcianisches Haus.

Nach einer ziemlich kurzen Station wurden bei der einsam, aber nicht weit von der gleichnamigen Stadt liegenden Venta de Albatera die Maulesel gewechselt. Wie in der elendesten Venta fast immer, so fanden wir auch hier außer Wein etwas, wonach einem Reisenden in Deutschland in solchen Gasthäusern zu fragen gar nicht einfallen würde — Biskuit, bizcocho. Es sind viereckige Stücke eines sehr zarten Kuchens, die mit einer Zuckerkruste überzogen sind. Bizcocho ist aber auch der Name des Zwiebacks, der dem unsrigen oft ganz gleich ist, den man aber viel seltener bekommt. Zuckergebackenes ist überhaupt in Spanien ein sehr gangbarer Artikel.

Man handelte in der Venta mit Stricken, welche man aus den Fasern der Agaveblätter bereitet und ich will hier einschalten, was ich eigentlich erst fast 3 Monate später an derselben

Venta auf der Rückreise darüber wahrnahm. Es fiel mir auf, im Garten neben einer Pitahecke — pita ist der spanische Name der Agave — einen Mann in der Stellung und Beschäftigung eines Gerbers zu sehen, der auf dem Schabebaum die Haare von den Fellen schabt. Ich sah hinzutretend Folgendes: Der Mann hieb mit einem messerartigen Beile hinter sich ein Blatt etwa von 3 Fuß Länge ab und schlug es zunächst auf einem Steine mit einer kleinen hölzernen Keule zu Brei. Diesen Brei brachte er nachher auf seinen Schabebaum und sonderte mit wenigen schabenden Strichen die Fasern (Gefäßbündel) von dem zelligen und saftigen Fleische des Blattes. Auf einer Pita-Leine aufgehängt war es von der Sonnenhitze nach wenigen Minuten getrocknet und wurde von der schwarzäugigen muchacha, seiner Tochter, zu einem Stricke verflochten. Man konnte hier in buchstäblichster Wahrheit einen an unserem Geschirr zerrissenen Strick, der auch ein Pitageflecht war, durch einen neuen ersetzen, der eine halbe Stunde vorher in der Form von Agaveblättern grünte! Ich kenne kaum eine fördersamere Verwendung eines Gespinnst-Rohstoffes, und es wird wohl auch kaum eine geben! Man fängt in Spanien neuerdings an, zu mancherlei Verwendung die Pitafaser zu gewinnen. Sie scheint mir den neuseeländischen Flachs, Phormium tenax, weit zu übertreffen, da sie geschmeidiger und dennoch äußerst haltbar ist. Wenn es durch ein chemisches Verfahren gelingt, die Bastzellenbündel in ihre einzelnen sehr langen Zellen zu zerlegen oder wenigstens aufzulockern, woran nicht zu zweifeln ist, so muß ein Gewebe daraus herzustellen sein, was zwischen Seide und Leinen in der Mitte stehen würde. Der Anbau der Agave hat fast gar keine Schwierigkeiten und

würde noch auf ganz dürren felsigen Stellen einen bedeutenden Ertrag geben; und die Gewinnung der Faser ist zehnmal leichter als bei Flachs und Hanf.

Zwischen zwei sich aus der weiten Ebene erhebenden Felsenhügeln hindurch führte der Weg als müßte es über die Sierra de Callosa hinweggehen, die sich quervor legte und uns ihre finstere braune Schattenseite zukehrte. Schon von weitem winkten uns wieder zahlreiche Palmen entgegen. Nach etwa einstündiger Fahrt folgten sich für Spanien auffallend schnell die Städte Coj*), la Granja de Rocamora und Callosa. Ich weiß jetzt kaum noch, welche von ihnen mich beide Mal, jetzt und auf der Rückreise, mehr entzückt hat. Es waren nicht die Einzelnheiten der Ortschaften, denn die waren ziemlich unansehlich, sondern es war der Palmenreichthum und der eigenthümliche morgenländische Anstrich aller drei Ortschaften. Vor allem schön ist der kleine unbedeutende Ort Coj, wo zwischen den Häusern zahlreiche Palmen ihre schlanken Gestalten hervorstreckten, die blitzende Azulejoskuppel der kleinen Kirche hoch überragend. Wir überschritten bei Coj den östlichen Fuß der Sierra de Callosa, wobei sich auf dem vom Wege abgeschnittenem Stücke der Sierra, von abenteuerlichen Opuntie-Pflanzungen umlagert, ein malerisches Kastell aus der Maurenzeit erhebt.

Mit schnellen Schritten eilten wir nun, dicht am süd-östlichen Abhange der genannten Sierra hinfahrend, nach Callosa, wo für mich der Anfang, eigentlich aber das Ende jenes gesegneten Gartens ist, hervorgezaubert vom Rio Segura,

*) Sprich: Koch, la Granghcha.

der nicht weit von hier den wenigen Ueberrest seines Wassers in das Meer schüttet, welcher nicht von den Millionen Pflanzen aufgetrunken ist, an denen er, sie tränkend, vorüber eilte.

Wahrlich, wer die Bedeutung des Wassers noch nicht würdigen gelernt hat — in Spanien ist die Gelegenheit geboten, diese Würdigung bis zu bewunderungsvoller Begeisterung zu steigern. Er kann mit einem Schritte von der harten, jeden Anbau hartnäckig verweigernden, Scholle auf üppiges Gartenland hüpfen, indem er einen nur fußbreiten Graben überschreitet, der aber jene vielleicht nur wenige Zoll höher liegende Scholle in seinem das Ebene liebenden Laufe nicht ersteigen konnte. Spanien ist das Land der Contraste durch und durch, aber in keiner Beziehung mehr als hinsichtlich der Fruchtbarkeit.

In der Hand des Mauren war das Wasser flüssiges Leben, was er überall hinzuführen wußte, und sollte er Felsen durchsprengen, oder ihm, wie bei Castellon de la Plana, stundenweit unterirdische Bahnen brechen. Und wer noch in fanatischem Glaubenshaß die Erfolge Ferdinand's und Isabels lobpreist, der lerne in den spanischen Vega's, ohne Ausnahme die Werke der Mauren, dieses Volk bewundern und bedauern; unterlasse aber auch nicht, Cordoba, Granada und viele andere spanische Städte aus der maurischen Vergangenheit und aus der spanischen Gegenwart vergleichend kennen zu lernen.

Mit jedem Schritte bekommt von Callosa an das fruchtbare Land über das unfruchtbare mehr die Oberhand. Bei Callosa sahe ich die Palmen, aus fruchtbeladenen Orange-

dickichten emporragend, eine bisher noch nie gesehene Höhe und Stärke erreichen.

Wir kamen nach Orihuéla, am Fuß der nach ihr benannten Sierra, welche sich rechts nach Murcia zu hinzieht und mit immer neu benannten Sierren sich zu einer langen Bergkette verbindet, welche mit den nach Osten gegenüber liegenden Bergen, die aber bloße Montañas bilden, die Vega's von Orihuéla und Murcia einschließt; von einem Gefäßsystem von Bewässerungsgräben durchzogen, welches dem Ansehen nach keine geringe Aehnlichkeit, aber der Wirkung nach eine gleiche Bedeutung hat mit dem unseres Körpers.

Orihuéla, vom Volke meist Oriola ausgesprochen, ist eine bedeutende Stadt, von über 26,000 Einwohnern. Sie ist die südlichste des Königreichs Valencia und liegt ziemlich nahe an der Grenze des Königreichs Murcia.

Es wurde hier Mittagsstation gehalten. Aber ich war viel zu sehr von der Schönheit der zuletzt durchreisten Strecken erfüllt, als daß ich das materielle Gefühl des Hungers hätte haben können. Ich setzte mich mit einem Reisegefährten, einem sehr gebildeten Kaufmann aus Marseille, vor die Thür eines Kaffeehauses an einem freien Platze und ließ eine Stunde lang spanisches Leben und Treiben an mir vorüberziehen.

Die Hitze, die heute zum ersten April schon sehr lästig war, zeigte mir das Leben einer spanischen Landstadt, was Orihuéla doch nur ist, so ziemlich im Morgengewande.

Die Landleute hatten ihre Manta abgelegt und sahen in ihrer Tracht fast wie Seiltänzer und Luftspringer aus. Sie tragen bis an das Knie, welches nackt bleibt, weiße leinene Hosen, deren Beine aber so weit sind, daß ich im ersten Augen-

blicke glaubte, es sei eine Art kurzer Weiberrock, der zwischen den Beinen mit einigen Stichen zusammengeheftet sei. Die Schienbeine bedeckt ein Strumpf ohne Fuß, und an den Füßen tragen sie ganz antike Sandalen. Unter einer dunkelfarbigen kurzen Tuch- oder Sammetjacke tragen sie eine sehr buntfarbige Weste mit großen an Kettchen hängenden kugelförmigen silbernen Knöpfen und übergeschlagenen Hemdkragen; um den Leib die gewöhnliche rothe Binde. Als Kopfbedeckung sahe ich den sombrero calañes und mehrere Spielarten desselben, dessen am weitesten von dem Thema sich entfernende Variation eine Art schwarzer Zipfelmütze von Filz war, deren untere Hälfte als Krämpe wieder in die Höhe geschlagen war. Der sombrero calañes (sombrero heißt Hut überhaupt) ist der echte spanische Nationalhut und verdient deshalb eine ausführliche Beschreibung. Wer von meinen Leserinnen und Lesern eine blecherne Tortenform kennt, der denke sich genau so diesen Hut. Der eigentliche Hutkopf ist höchstens 3 Zoll hoch und hat ohne etwas spitzer zuzulaufen eine vollkommen senkrechte Wand. Von ihm läuft unten vollkommen horizontal, ebenfalls 3 Zoll breit die Krämpe herum, die sich dann in einer scharfen Kante wieder um genau 3 Zoll hoch senkrecht erhebt, also mit dem Hutkopf glatt abschneidet. Der ganze Hut ist von schwarzem Filz, aber der aufrechtstehende Theil der Krämpe und der Hutkopf ist mit schwarzem Sammet überzogen, und links sitzt oben am Rande der Krämpe und der entsprechenden Stelle des Kopfes eine schwarze Quaste. Dies ist dieser sonderbare Hut, der aber etwas nach dem linken Ohre so recht unternehmend auf dem Kopfe eines andalusischen Stutzers sitzend um so mehr gefällt, da er eben eine durchaus eigenthümliche nationale Form hat.

Freilich würde er sich für unser Clima schlecht eignen, denn ein starker Regen würde bald den rinnenförmigen Raum zwischen Krämpe und Kopf mit einer Wassermasse füllen, mehr als ausreichend um einen Durstigen damit zu tränken.

Ganz zu meinen Hutstudien passend, befand sich meinem bequemen Kaffeesitze gegenüber eine große sombrereria*), auf deren Aushängeschilde wenigstens acht — ich übertreibe nicht — Mittelstufen zwischen der beschriebenen Urform und der vorhin geschilderten weitesten Abirrung davon abgemalt waren, welche auf einem allmäligen Hervortreten des etwas zugespitzten Hutkopfes und einem Zurücktreten der Krämpe beruheten. Orihuéla ist berühmt durch seine Hutmanufaktur.

Dicht neben mir und dann noch einmal wenige Schritte vor mir wurde ohne Unterlaß gesotten und gebacken, was mich immer in eine nicht sehr angenehme Atmosphäre von Oelgeruch einhüllte. Man bereitete ein Lieblingsbackwerk der Spanier in Form von kleinen Ringeln, die in Oel gesotten wurden. Der Ofen neben mir, der dazu diente, war frei auf der Straße und zwar gemauert, also eine ständige Verunzierung der Stadt!

Spanien, wie überhaupt alle Länder mit schlechten Straßen ist das Land der zweirädrigen Karren. Ich glaube, daß ich außer den Postwagen kaum 20 vierräderige Wagen überhaupt gesehen habe. Durch Verminderung der Reibung, indem man die der 2 fehlenden Axen vermeidet, durch sehr großen

*) Mit den Schlußsilben eria macht der Spanier aus dem Namen der Waare den Namen des Geschäfts, mit ero dessen Meister; reloj Uhr: relojeria Uhrmacherei, relojero Uhrmacher. Doch giebt es Ausnahmen, z. B. sastre der Schneider ist ein Wurzelwort, er ist Original, wie so oft auch im Leben, sastreria Schneiderwerkstatt.



Umfang der 2 Räder und durch eine sehr sorgfältige Beobachtung des Gleichgewichts beim Befrachten vor und hinter den Rädern erleichtert man den Zugthieren — sehr häufig Ochsen — ihre Aufgabe bedeutend. Nach und nach passirte eine ganze Musterkarte von verschiedenen carros an mir vorüber. Die Ochsen sind stets paarweise, Pferde, Mulas und Esel fast immer einzeln vor einander gespannt; oft das ganze Geschlechtsregister, d. h. an der Spitze ein Esel, dann zwei Pferde und dann noch zwei Maulesel. Ja bis sechs und sieben habe ich in einer langen Reihe hinter einander gesehen. Die Ochsen ziehen mit dem Kopfe, indem das Joch, ein starkes Querholz hinten an die Hörner befestigt ist. Immer haben sie als Kopfputz und als schützendes Kissen an der Stirn zwischen den Hörnern ein aus Esparto geflochtenes bunt gefärbtes rundes Geflecht; denn der Spanier liebt es, seine Zugthiere zu putzen.

Es gehörte einige Beharrlichkeit dazu, meinen Platz vor dem Andringen der Bettelei zu behaupten, einige Beharrlichkeit und nicht wenige cuartos. Die Bettelei ist fürchterlich arg überall in Spanien. Ich konnte auch hieran merken, daß ich mich nun im specifischen Spanien befinde. Dabei bekommt man Musterbilder weiblicher Häßlichkeit zu sehen, wie sie in Deutschland zu den Seltenheiten gehören. Spanien ist auch hierin das Land der Contraste.

Ich benutze diesen Anlaß, und denke damit einem vielleicht von manchem meiner Leser und Leserinnen gehegten Wunsche nachzukommen, mein Urtheil über die gepriesene spanische Schönheit auszusprechen. Ohne meinen Landsmänninnen eine Schmeichelei zu sagen — auf die ich mich überhaupt schlecht verstehe — bin ich glücklicherweise in der Lage, sie darüber beruhigen zu

können, daß sie keineswegs im Nachtheil sind. Um die Sache wissenschaftlich und parlamentarisch zugleich anzufassen, muß man eigentlich die Frage spalten und fragen: gefällt mir die spanische Frauenschönheit überhaupt mehr, als die deutsche? — denn zwischen beiden ist ein Unterschied — und wo giebt es mehr Inhaberinnen derselben?

Die erste Frage liegt in dem häkeligen Gebiete des Geschmackes, auf welchem ja nicht gestritten werden soll. Darum will ich auch nicht streiten, sondern blos andeutend beschreiben. Schöne echt spanische Frauengesichter sind in der Regel sprechender als deutsche; aber das was sie sprechen sagt wohl einem deutschen Manne in der Regel nicht zu. Es ist ein fast keckes Herausfordern oder ein gluthvolles Verlangen, meinetwegen blos nach Anerkennung; oft doch wohl noch mehr. In diesem kühnen Bogen der scharf gezeichneten schwarzen Augenbrauen, in dieser geschwungenen Linie der feinen Nase und vor allem in dem scharf markirten Munde, über dem gar nicht selten — und nicht eben zur Unzier — der Schatten eines angehenden Schnurrbärtchens lagert, habe ich oft Weiblichkeit vermißt. Man würde übrigens sehr irren, wenn man glauben wollte, daß nun eben jedes Frauengesicht oder wenigstens die Mehrzahl einen specifisch spanischen Ausdruck haben müßte. Das ist im Gegentheil ganz entschieden, wenigstens wo ich gewesen bin, die Minderzahl. Nur in Andalusien bilden sie vielleicht die Mehrzahl. In der großen Mehrheit, namentlich in den unteren Volksschichten sieht man Gesichter, die ich Allerweltsgesichter nennen möchte, weil sie in Europa überallhin passen würden. Selbst schöne Gesichter sind oft ganz entschieden deutsch. Ich erinnere mich mit Vergnügen einer Stunde,

während welcher ich der stumme Zuschauer einer Scene war, wobei drei junge Spanier, darunter zwei liebe Freunde von mir, einer solchen deutschen Schönheit den Hof machten. Es war auf der Eisenbahnstation Catarroja bei Valencia. Das blonde blauäugige Mädchen bekam für mich immer mehr — ich sage es nicht blos in Scherz — ein anthropologisches Interesse, weil sie mich an eine verstorbene Jugendfreundin nicht blos durch Gesichtsbildung und Gestalt, sondern auch durch alle ihre Manieren und Bewegungen erinnerte. Sie war mir ein neuer Beleg zu der gar oft von mir gemachten Beobachtung, daß Aehnlichkeit im Gesichtsausdruck sich sehr häufig auf die ganze übrige äußere und innere Persönlichkeit erstreckt.

Was nun die zweite Frage betrifft, so muß ich wieder eine Unterabtheilung machen, um sie beantworten zu können. Jedermann und hoffentlich auch jede Frau und jedes Mädchen, wird mir darin beistimmen, daß man zwischen Schön und Hübsch wohl unterscheiden muß; reizend kann daneben doch beides sein; ja Letzteres mehr als Ersteres. Hier muß ich nun sagen, daß schöne Gesichter, ich möchte sagen klassische Schönheiten, in Spanien wohl etwas häufiger, aber deswegen doch immer noch nicht eben häufig zu sehen sind. Aber hübsche Gesichter haben wir in Deutschland entschieden viel mehr. Ich habe mich in großen Kreisen von jungen Mädchen und Frauen des Volkes, namentlich wenn Sonntags im Freien die Nationaltänze getanzt wurden, oft fast vergeblich, aber im Namen der hübschen deutschen Mädchen triumphirend, nach hübschen muchachas umgesehen. Klingt nicht schon muchacha*)

*) Man vergesse nicht, mutzschatzscha auszusprechen.

viel häßlicher als unsre „Mädchen", selbst als das schwäbische „Mädle" oder das steyrische „Deandl?"

Es ist also mit der „spanischen Schönheit" nicht so gefährlich.

Doch es waren frische Pferde vorgespannt und nach wenigen Minuten befand ich mich in dem Königreich Murcia, der für afrikanisch geltenden heißesten Provinz Spaniens. Allerdings fand ich heute schon, am ersten Tage des verrufenen April, eine brennende Hitze.

Bald kamen wir an die Ufer des Segura, des Wohlthäters. Sein Wasser, was er nun bald an das Meer abgeben wollte sieht trüb und schlammig aus, denn es war ja eben aus zahllosen kleinen Gräben heimgekommen, wo es sich mit der feinen braungrauen Erde vermischt, und dafür seine befruchtende Kraft darin zurückgelassen hatte. Der Segura behält noch etwas für das Meer übrig; später lernte ich um Burriana und Almazora im Rio Mijares einen Fluß kennen, von dem kein Tropfen ins Meer kommt, außer wenn durch ihn im Frühjahre die Sierra de Javalambre ihr Schneewasser herunterschickt.

An den hohen Ufern des Segura kamen eben die Schossen des riesenmäßigen Schilfrohres (Arundo Donax) hervor, gegen welches das unsrige schwache Grashalmen sind. Die Feigenbäume entwickelten an ihren sonderbar schlangenartig gewundenen Zweigen ihre jungen Blätter und auch der Weinstock, der in den Gipfel des Feigenbaumes hinaufkletterte, that schon ein Gleiches. Die Silberpappel, ein Lieblingsbaum der Murcianischen Landleute, glänzte mit ihren jungen noch durchsichtig gelbgrünen Blättern herrlich im Sonnenscheine und ihre Rinde

zeigte sich in diesem milderen Clima viel glatter und reiner als bei uns, beinahe fleckenlos grünweißlich.

Nach einer Stunde befanden wir uns mitten in der Vega von Murcia, wo der Landmann, ich möchte fast behaupten, Alles bauen kann, was er nur immer will. Die Vega ist eine große vollkommen tischgleiche Ebene mit einem vollkommen gleichmäßigen jedes Steines entbehrenden milden sandigen Lehmboden. Weit und breit würde man vergeblich nach einem Steinchen suchen; Alles ist blos aufgeschwemmtes Land und am steilen Ufer des Segura sieht man von oben bis unten denselben Boden und darin oft die verkalkten Gehäuse von denselben Schneckenarten, die jetzt noch in der Vega leben. Ich hatte hier also eine echte Alluvialbildung vor mir. Die Freiheit von allen Steinen erstreckte sich leider auch auf den Weg, denn Niemand fällt es ein, denselben kunstgerecht in Stand zu halten. Tief ausgefahrene Löcher wurden mit Erdklösen ausgefüllt, die man mit der Hacke von dem Platze dicht daneben hineinzog. Glücklicherweise ist hier Regen eine Seltenheit. Zum Wachsthum bedarf es ja dessen nicht. Er könnte also höchstens die Wege verderben und die Regierung zwingen, von den Bergen dicht daneben einige Steine herschaffen zu lassen. Die spanische Regierung läßt sich aber zu so etwas nicht gern zwingen! Freiwillig thut sie es freilich auch nicht. Der Spanier ist geduldig und fährt — Schritt. Nur die Posten fahren schnell, um jeden Preis, selbst um den der Rippen der Reisenden. Für mich als Deutschen gab es in Spanien nichts Komischeres und zugleich Langweiligeres, als im Schritt — spazieren zu fahren, was man in Spanien jeden Tag sehen kann.

Bald sahen wir vor uns den sehr hohen Thurm der Kathedrale von Murcia. Dies dauerte Stunden lang und täuschte mich sehr über die Nähe der Stadt. Darin gleicht es Wien, dessen ungeheurer Stephansthurm auch viele Meilen weit sichtbar ist.

Plötzlich hieß es parar un poco! (halt ein wenig!). Es hatte sich eine unter dem Wege weggehende Schleuße verstopft und man hatte die Steinplatten aufdecken müssen. So hänselte mich der 1. April dicht vor meinem Reiseziele doch noch ein wenig; denn aus dem un poco wurde eine halbe Stunde. Doch ließ ich mir diesen Aufenthalt gern gefallen, denn ich war bereits so sehr von Achtung der maurischen Bewässerungssysteme erfüllt, daß mir jetzt Ungeduld ebenso lächerlich vorgekommen sein würde, als Ungeduld über ein Naturgesetz.

Gegen 5 Uhr endlich fuhr ich im heißen Sonnenschein zwischen üppigen Feldfluren, mit zahlreichen Palmen geschmückt, in der großen stattlichen Provinzialhauptstadt Murcia ein, wo mich ein Freund in seinem Hause gastlich aufnehmen wollte; was nach kurzer Zeit auch in die freundlichste Erfüllung gegangen war.

Mein Aufenthalt in Murcia vom 1—19. April und später vom 1—11 Juni gehört nicht nur zu dem angenehmsten Theile meiner Reise, sondern bot mir auch die manchfachste Gelegenheit, echt spanisches Leben kennen zu lernen. Denn Murcia ist wohl unter den großen Städten Spaniens diejenige, welche am wenigsten mit anderen Ländern in Beziehung steht, und ist trotz seiner bedeutenden Größe und Großstädtischkeit in den höheren Zirkeln und trotz seiner 40,000 Ein-

wichtige Einrichtung anzusehen. Durch einen Raum, in welchem einige Ackergeräthe aufbewahrt wurden, treten wir in ein Gemach, in welchem vier ungeheure irdene Töpfe, jeder wenigstens eine Ohm fassend, stehen, jeder mit einem reinen Leintuch zugedeckt. Sie enthalten Segurawasser, welches man darin sich absetzen und klären läßt; denn Murcia hat keinen Tropfen anderen Trinkwassers. Solch' ein Topf heißt tinaja. In Totana, wo man sie besonders häufig verfertigt, hätte ich später von weitem die zum Trocknen verkehrt aufgestellten Tinajas, wäre es in einem andern Welttheile gewesen, für Indianerhütten gehalten. Als ich sie in der Nähe betrachtete, konnte ich nicht über sie hinwegsehen und drei Männer hätten sich in einem verbergen können.

Das erste Stockwerk bestand strenger geschieden als gewöhnlich in Deutschland aus Prunkgemächern und den schlichteren Wohnzimmern. Letztere lagen um den kleinen Hof herum und hatten daher kaum nothdürftiges Licht. Die Prunkgemächer verdienten diesen Namen; und doch unterschieden sie sich sofort, was ich in Südspanien als Regel gefunden habe, von deutschen durch die blos blendendweißen Gypswände ohne alle und jede Malerei oder Stukkatur. Tapeten würden in dem heißen Clima viel zu sehr ein Versteck der Wanzen abgeben, gegen welche selbst die musterhafteste Reinlichkeit nicht immer schützt.

Das Clima erklärt es vollkommen, daß man in keinem Gemache breterne Dielen, die ich selbst in Barcelona nicht gesehen habe, sondern nur Steingetäfel sieht. Namentlich in Valencia giebt es viele und große Fabriken von gemalten glasirten Fließen, wie schon erwähnt auch azulejos genannt,

mit denen die Zimmer der Reichen belegt sind. Sie bilden aneinandergefügt entweder ein kattun- oder tapetenartig sich wiederholendes Muster oder gesonderte Zierrathen von oft sehr gutem Geschmack. Sie geben einem Zimmer ein äußerst nettes und reinliches Ansehen und kühlen angenehm. Im Winter, wo sie letzteres nicht sollen, werden große Espartomatten, estera, darüber gedeckt. Sie sind aber theuer. Mein Freund sagte mir, daß ihn das Stück bis auf den Platz über 2 Realen (gegen 5 Sgr.) koste. Da eine nur 7 Zoll ins Geviert groß ist, so berechnete ich, daß die Fußböden der Zimmer dieses Hauses mehrere tausend Thaler kosteten. Auffallend ist es mir bei dieser Eleganz der Fußböden gewesen, daß ich nirgends Spuckkästen gefunden habe. Dafür wird aber alle Morgen stundenlang das ganze Haus, auch in den Gemächern, wohin für gewöhnlich Niemand kommt, gefegt und ausgestäubt, als geschehe es aus einer ganz besondern Veranlassung.

Selten hat ein Zimmer mehr als ein, aber auch desto größeres Fenster mit dem nothwendigen Altan. An ihnen ist die Vertheidigung gegen die Hitze der Sonnenstrahlen förmlich in ein System gebracht. Dadurch kann man vollkommene Finsterniß in dem Zimmer herstellen, oder Licht ohne oder mit Luftzug. Statt der leichteren Leinengardinen außen an den Fenstern finden sich im Süden fast allgemein dicke schwere Espartomatten angebracht, welche aufgerollt oben am Fenster ein ungeheuerliches walzenförmiges Packet bilden.

Wie überhaupt der Vornehme in Spanien so gut wie anderwärts sich das Leben behaglich zu machen versteht, so zeigt er dies namentlich auch in dem Nachtlager. Freilich ist ein deutsches Bett wohl auf der ganzen Welt der bescheidenste

Ausdruck des Begriffes. In meinem murcianischen Bett konnte ich, durch Fliegenvorhänge geschützt, wohl zehnmal fortrücken, ohne an die Grenze seines Gebietes zu kommen; ja ich konnte mich ganz nach Belieben ebenso gut quer hineinlegen. Sein Centrum ist mir, Dank sei es meinem ruhige Schlafe, zuletzt auch ebenso unbekannt geblieben, wie das Centrum von Neuholland den Reisenden.

In Erwägung, daß das Bett ein sehr nützlicher Gegenstand für das menschliche Leben und für manchen Geplagten der einzige Zufluchtsort ist, wo er noch einige Ruhe findet, kann ich es wirklich nicht unterlassen, eine Form dieses nützlichen Dinges zu beschreiben, die ich in Spanien sehr verbreitet gefunden habe, die in Deutschland aber noch sehr wenig bekannt ist; umsoweniger mag ich es unterlassen, als sie den unwillkommenen Mitbewohnern aus der Insektenwelt möglichst wenig Schlupfwinkel darbietet. Dies Bett ist nichts weiter als ein mannslanger Sägebock, der, wenn er aufgestellt ist, etwa 8—10 starke Gurtbänder ausspannt, auf welche die erforderlichen Matratzen oder Federkissen gelegt werden. Es ist der Erfindungsgabe des Schlafkünstlers viel Spielraum gelassen, sich ein solches Bettgestell so recht nach seinem Gusto einzurichten; neben allen daran angebrachten Verfeinerungen bleiben ihm unter allen Verhältnissen ein gewisser Grad angenehmer Federkraft, außerordentlich bequeme Tragbarkeit und sehr leichte Reinhaltung vor Ungeziefer. Ich habe in Spanien meist in solchen Betten geschlafen, und mich nur das erste Mal besorglich in dem bettlosen Zimmer umgesehen, was nach fünf Minuten fix und fertig dastand. Obendrein sind diese Bettstellen viel gesünder als unsere kleinen Verschanzungen,

in denen man im nicht gelüfteten Zimmer sehr bald selbst „auf vermodertem Stroh" liegt, nachdem man, vor Einschlafen in einem schlechten Romane lesend, den armen im Burgverlies „auf vermodertem Stroh" liegenden Gefangenen bejammert hatte.

In das Haus meines Freundes zurückkehrend finden wir im zweiten Stock eine bedeutende Verringerung der Grundfläche, indem die Scheidewände des ersten Stockes nun als Umfassungsmauern des folgenden hervortreten und ein Dach die nicht höher fortgeführten äußern Gemächer jenes bedeckt. In gleicher Weise verjüngte sich in zwei weiteren Stockwerken das Haus abermals, so daß das letzte nur eine kleine thurmartige Plattform, eine torreta, war. Von dieser unregelmäßigen Uebereinanderstellung ungleicher Stockwerke sind fast die meisten südspanischen Häuser. Man befolgt eben nur die Eingebungen des Bedürfnisses, dafern nicht ein Haus besonders zum Vermiethen erbaut wird. Blickt man von einer Torreta über die umliegenden Häuser, so weiß man sich, selbst wenn man sie von unten genau kennt, in dem Gewirr von unterbrochenen Stockwerken, flachen und geneigten Dächern, Thürmchen und Giebeln schwer zurecht zu finden. Man thut dabei aber sehr oft einen unterhaltenden Blick in das häusliche Leben der Nachbarsleute, da man eine Menge platte Dächer überschaut, auf denen in den kühlen Abendstunden manchmal viel munteres Leben ist.

Ich habe manche Abendstunde ganz allein auf dem kleinen Dache der Torreta meines Freundes zugebracht und in einer Aussicht geschwelgt, welche zu den allerschönsten gehört, welche ich in meinem Leben genossen habe. Mehrere, welche

die berühmte Vega von Valencia genau kannten, nicht Murcianer, stimmten mit mir überein, daß die von Murcia noch schöner sei, ja sie ist vielleicht eine der schönsten Parthien der Welt, die umsomehr überrascht, weil das ganze Königreich Murcia und großentheils mit Grund, in dem Rufe entsetzlicher Dürre und Unfruchtbarkeit steht. So wie man den Fuß über den letzten Bewässerungsgraben der Vega hinaussetzt, steht er freilich auf einer öden Wüstenei. Es rücken aber fast rings um die Vega die Berge so nahe heran, daß kaum ein schmaler Rand unfruchtbaren Landes zwischen beiden übrig bleibt.

Das Haus meines Freundes liegt ziemlich nahe an dem nördlichen Rande der Stadt, also ganz nahe der Vega, die man betritt, so wie man den Fuß aus den Thoren setzt. Von dem Thürmchen sah ich also nach dieser Seite die Vega ganz nahe; nach der entgegengesetzten die sehr ansehnliche Stadt. Die Vega zeigte sich mir wenige Tage nach meiner Ankunft als ein buntes Gemisch aller Töne des üppigsten Grün, aus welchen sich das Gelbgrün der Orangengärten und am äußersten Saume der Vega das Graugrün der Oelbaumpflanzungen besonders deutlich hervorhob. Ueber die mit den verschiedensten Getreide- und Gemüsearten bestellten Fluren breiteten die zahllosen Maulbeerbäume einen duftigen Schleier eines dunkleren Grün, da man sie nie sehr groß werden läßt und tüchtig unter dem Schnitt hält. Aus grünem Meere erhoben sich meist in der Nachbarschaft der fast ganz unter großen Feigenbäumen und Silberpappeln versteckten Bauerhäuschen zahlreiche Palmen, von denen drei in meiner unmittelbarsten Nachbarschaft in einem Garten standen. Offen war die Vega für den schwei-

senden Blick nur nach Osten, den Lauf des Segura bezeichnend. Von dieser Oeffnung des Thales links rings herum bis zu derselben zurück rechts ist die Vega von wenigstens zwanzig verschieden benannten Sierras und Montañas umschlossen, theils an sich von verschiedener Farbe ihrer Gesteinsmassen, theils durch die Luftperspektive nach ihren verschiedenen Abständen verschiedentlich violettgrau gefärbt. Während sich links von der Thalöffnung die Sierra de Orihuéla in graue Ferne, aber immer noch imposant genug, zurückzog, traten die Montañas de Fuensanta, de la Luz und del Puerto de Cartagena mit ihren schroffen Felsenzacken im Süden in größere Nähe heran und Abends wurde im Westen die Sierra de Carrascoy und die Sierra de Espuña von der dahinter untertauchenden Sonne in duftiges Schiefergrau gehüllt, während die von ihren Scheidestrahlen beleuchteten Berge in Farbentönen glänzten, welche auch nach dem Zeugniß anderer Reisenden in Spanien besonders manchfaltig und brillant erscheinen. In dieser Beleuchtung trat dann zu den Füßen der nordwestlichen Bergumgrenzung vor dem Rande der Vega der Monteagudo mit den Ruinen einer maurischen Burg hervor, spitz und schroff, wie es sein Name ausdrückt, und darum doch sich geltend machend, wenn er auch, gegen die andern Berge klein, aus der Vega wie der spitze Maulwurfshügel aus der Wiesenfläche hervorragte. Alle diese genannten und viele ungenannt gelassenen Sierras und Montañas zeigen eine Manchfaltigkeit und zum Theil Kühnheit der Umrisse, wie man sie dem Maler als erdichtete Gebilde der Zügellosigkeit seiner Phantasie vielleicht nicht glauben würde.

Ich habe die Freude gehabt, drei Landsleute, die mich auf

ihrer Durchreise in Murcia besuchten, auf diese Torreta zu führen; die alle gleich mir bezaubert waren von der paradiesischen Rundschau. Und doch sollte ich später in ganz ähnlicher Weise auf der Torreta des Hauses meines Freundes Don Vicente Gonzales y Marin in Burriana in der Vega dieser Stadt eine gefährliche Nebenbuhlerin derselben kennen lernen.

Den ersten Tag in Murcia mußte ich darauf Verzicht leisten, die Vega zu besuchen; denn Don Angel würde mir es sehr übel genommen haben, hätte ich ihn nicht der Besichtigung seiner naturwissenschaftlichen Sammlungen widmen wollen, die ja in Murcia — kein Mensch sehen mochte, ja die er zuletzt vor seinen Freunden zu verbergen pflegte, denn jeder fragte ihn: „was hast Du nur davon?“ Ich will zur Ehre der Murcianos glauben, oder vielmehr der höheren Classen derselben, denn von diesen allein handelte es sich, daß mein Freund, durch die Geringschätzung seines begeisterten Pflegens der Naturwissenschaft erbittert, selbst ungerecht geworden ist; aber bezeichnend bleibt es immer, daß er es mit bitterem Lachen als eine unnütze Mühe entschieden ablehnte, als ich mich später erbot, einem Kreise seiner Freunde und Freundinnen einmal mit meinem schönen Mikroskop einige wissenschaftliche Unterhaltungsstunden zu bereiten. „Lieber Freund, dafür interessirt sich hier kein Mensch!“ war seine Antwort. — Später überzeugte ich mich in anderen Städten, daß diese den Murcianos von meinem Freunde schuldgegebene Theilnahmlosigkeit eben doch vielleicht nur ein besonderer Fehler dieser war und durchaus kein Charakterzug der Nation ist.

VII.

Ausflug nach der Montana del Puerto de Cartagena; geselliges Landleben; Besteigung der Montana; maurisches Castell; Naturwissenschaftliches; die Zwergpalme; Galera des reichen Spaniers; Spaziergang in die Vega; Bewässerung; Feldfrüchte; Nahrungsmittel, habas, garbanzos, puchero, Salat; naturwissenschaftliches Arbeitsstübchen; Contrast zwischen der Vega und ihrer unbewässerten Umgebung; Jardin de Florida Blanca; Glorieta; weitere Beschreibung der Stadt; Kunst und Wissenschaft; Don Quijotes Helm; Murcias Marktplatz, Schnecken.

Auch am folgenden Tage, den 8. April, sollte ich meinen sehnlichen Wunsch noch nicht befriedigen dürfen. Es war auf diesen Tag von Guiraos Freunden, die auch politische Parteigenossen waren, eine große Landparthie verabredet worden, zu welcher ich eingeladen wurde. Ich hatte es nicht zu bereuen, denn ich that einen tiefen Blick in die Weise der vornehmen Murcianos, von denen freilich nur Einer ein wenig französisch sprach. Die Gesellschaft bestand aus den Spitzen der Moderados Murcias, die einige Tage nachher durch die berühmte Kabinetskrisis vom 9.—13. April nahe daran war, in das Lager der Progresistos überzugehen. Diese Tage gaben mir nachher Gelegenheit, auch die politische Seite des spanischen Charakters, wenigstens hier, kennen zu lernen und mir zu zeigen, daß die so oft gehörte Bezeichnung des spanischen Volkes als des loyalsten, wenn man mit diesem Worte ein ruhiges und gehorsames Hinnehmen, selbst des Drückendsten versteht, auf einem großen Irrthum und auf einer falschen Deutung eines Zuges im spanischen Charakter beruht. Ich werde später Gelegenheit nehmen, auf diesen wichtigen Punkt zurückzukommen.

In fünf Galeren und Tartanen fuhren wir um acht Uhr unter dem klaren murcianischen Himmelblau aus der Stadt ab. Alle Wagen waren Eigenthum von Theilnehmern der Parthie und bildeten eine höchst charakteristische Mustersammlung spanischen Wagen- und Geschirrgeschmackes. Während die den unsrigen ganz gleichsehenden Kutschen — kommt von diesem Worte das spanische coche her, oder umgekehrt? — eben keine Zuthat von spanischem Schmuck haben, so sind die Galeren und Tartanen im südlichen Spanien als echt spanische Fahrzeuge überall mit bunten Farben ausstaffirt. Ich habe schon gesagt, daß beide nur vorn und hinten offen und der Länge nach mit einem Dache aus Wachsleinwand, die mit fast immer heller Oelfarbe angestrichen ist, überwölbt sind. Vorn und hinten finden sich an solchen eleganten Privatwagen roth oder grünseidene, mit anders farbigen Fransen besetzte, in Bogen aufgeraffte Vorhänge und außer diesen noch lederne oder leinene aufgerollte Regenvorhänge. Man steigt von hinten über die bogenförmig ausgeschnittene niedrige Hinterseite ein. Der Boden besteht selten aus Bretern, meist aus einem dichten etwas hängenden Espartogeflecht. Die gepolsterten Längsbänke ruhen auf Druckfedern und sind mit Tuch von irgend einer grellen Farbe überzogen. Die zwei Räder der Tartane sind sehr hoch; an den vierrädrigen Galeren sind die hinteren eben so hoch, die vorderen aber kaum von der halben Höhe, was diesen Wagen ein komisches, vorzeitliches Ansehen giebt. Die Pferde, oder vielmehr in den meisten Fällen die Maulesel, sind am Kopfe und am Kummet mit dicken buntfarbigen wollenen Trobbeln und Quasten so reich behangen, daß man vom Gesicht der Thiere oft kaum etwas sieht. Es

leuchtet ein, daß unser bunter Wagenzug in Deutschland kein geringes Aufsehen erregt haben würde. Wir würden seine bunte Geschmacklosigkeit einer jubelnden Bauernhochzeit wohl nachgesehen haben; aber eben so fest bin ich überzeugt, daß jeder Deutsche, der nicht regungslos in den Banden unserer farblosen Geschmacksrichtung liegt, hier die Sache ganz in der Ordnung gefunden haben würde. Der Spanier steht eben dem Ausgangspunkte in die Bahn der Geschmacksbildung noch etwas näher als wir nördlichen Europäer, die wir auf einer schwindelnden Höhe balanciren, wo jeder seiner Narrheit Künste zeigt. Leider ist dem Spanier die Hauptsache noch nicht so recht Hauptsache; wir aber finden nur zu sehr eine Hauptsache in kindischen Nebendingen.

Wir fuhren ungefähr 2 Stunden weit bis auf den Fuß der Montaña del Puerto de Cartagena, wo wir in einem einzeln, zwischen hohen Cypressen, Feigen- und Oelbäumen stehenden Bauerngute wie hungrige Heuschrecken einfielen, aber wie ich bald merkte, wie solche, die ihre Fourage bei sich führen; denn ich ersah aus den sich in reicher Fülle entwickelnden Mundvorräthen, daß es sich um ein deutsches Pickenick handelte.

Nach und nach lernte ich die aus etwa 30 Männern bestehende Gesellschaft klassificiren. Es waren Vertreter aller Stände, vom wohlhabenden Handwerker bis zum Marques, deren wir 2 Exemplare unter uns hatten. Auch der Herr Bürgermeister von Murcia, der Alcalde, wie er bekanntlich in Spanien heißt, war unter uns. Alle lebten mit einander auf dem vertrautesten Fuße, was aber in Spanien niemals die eben nur dem Spanier so allgemein eigene persönliche

Achtungsbezeigung vergessen läßt; selbst nicht als nachher die edelsten Weine die Gesellschaft sehr begeistert hatten.

Ich wundere mich jetzt noch eben so sehr, als es damals geschah, daß kaum eine Spur von der Nationaltracht in der Gesellschaft zu bemerken war; obgleich Murcia unendlich viel mehr außer dem ausgleichenden Verkehr mit dem Auslande liegt, als Granada, wo ich später in ähnlichen Situationen die Vornehmen fast allgemein die bequeme andalusische Jacke und den sombrero calañes tragen sah. Ein junger Mann, der beides trug, fiel mir umsomehr unter den Uebrigen auf, die alle wie wir gekleidet waren. Ich glaube mir es mit dem den Murcianos anscheinend ganz besonders eigenen Bestreben, ihre provinzielle Besonderheit in allen Dingen aufrecht zu erhalten und geltend zu machen, einigermaßen erklären zu können; vielleicht ganz besonders ihrer Nachbarschaft Andalusien gegenüber, welcher die kleidsame Jacke eben eigenthümlich angehört. Man wird überhaupt in jeder Provinz auf mancherlei Weise daran erinnert, daß Spanien ein aus früher selbstständigen Gebieten zusammenerobertes Land ist, welches auch jetzt immer noch in seinen Theilen ziemlich locker zusammenhängt. Die schon früher hervorgehobene Gewohnheit der Regierung, die höheren Beamtenstellen im ganzen Lande großentheils mit Castilianern zu besetzen, ist schlecht geeignet, die Volks-Einigkeit der Staats-Einheit hinzu zu gesellen.

Einige aus der Gesellschaft schlossen sich meinem Freunde und mir an, um mit uns die Spitze der Montaña del Puerto de Cartagena zu besteigen. Diese Montaña ist nur ein im Namen sich absonderndes Glied einer langen Bergkette, welche sich in der Richtung von Osten nach Westen quer

vor die Ebene legt, welche südlich sogleich jenseits derselben beginnt und sich mit einigen unbedeutenden Hügelunterbrechungen bis an die Meeresküste erstreckt, wo die Sierra de Cartagena eine lange Bergkette beginnt, welche sich bis Mazarron längs der Küste hinzieht. Ueber diesen Gebirgspaß führt eine von den wenigen sehr guten Straßen, die freilich weder vom Regen noch von großer Frequenz sehr stark abgenutzt wird. Sie steigt sehr allmählich bergan und kurz vor ihrem höchsten Punkte wendeten wir uns bei einer am Wege liegenden Venta rechts ab, um die Spitze der Montaña vollends zu ersteigen. Ich befand mich zum ersten Male im Innern einer südspanischen Sierra. Das ist aber eben etwas ganz Verschiedenes von einem deutschen Gebirgszuge. Hier war mit Ausnahme einiger kleinen Kiefern, welche in der Nähe der Venta standen, weder von Bäumen noch von Sträuchern, selbst kaum von einigen wenigen Kräutern die Rede. Ueberall ragten blos die vielfach durch Schluchten von einander abgesonderten kahlen, mit abgelösten Steinbrocken bedeckten Kämme und Spitzen in die blaue Himmelsluft empor.

Wir kamen zuletzt auf eine abgerundete Kuppe, wo die Strahlen der Mittagssonne des 3. April mit gleicher Kraft wie bei uns im Juli aufprallten. Die umliegenden Steine waren sehr stark erwärmt und unter ihnen, wenn ich sie nach Insekten und Schnecken suchend umwendete, der Boden staubartig trocken. Dennoch fand ich hier Leben. Unter einigen kaum mehr als kopfgroßen Steinen fand ich, zu meiner großen Freude, die ersten lebenden Exemplare der schönen großen Alicante-Schnirkelschnecke (H. alonensis). Aber 100 Schritt im Umkreise war, wenn sie ihren Platz verändern wollte, kein

gleich großer Stein, der ihr den gleichen doch nur geringen Schutz gegen die Sonnenstrahlen hätte bieten können. Es ist oft schwer zu begreifen, wie so große Gehäuseschnecken, wie die genannte ist, unter so schwere platt aufliegende Steine kriechen und dann wieder unter ihnen hervorgelangen können. Man findet meist durchaus weder auf der Stelle, wo der Stein lag, noch auf dessen Sohle selbst die geringste Aushöhlung, welche den Schnecken als Ein- und Ausgang dienen könnte.

Hier und da entsproßten dem vollkommen ausgedorrten Boden, einzeln oder in Büschchen beisammenstehend, kümmerliche Zwergpalmen (Chamaerops humilis), deren starre harte Fächerblätter dennoch den Ziegen, die allein auf diesen Gebirgen leben können, zur Nahrung dienen. Ich hatte mir eine andere Vorstellung von der Zwergpalme gemacht, da wir bei dem Worte Palme fast unwillkürlich an ein schlankes Bild denken. Wenn die Zwergpalmen, wie es meist der Fall ist, truppweise beisammenstehen, so sieht man selten etwas von einem Stamme, sondern es kommen eben dicht zusammengedrängt die schönen Blattfächer fast unmittelbar aus dem Erdboden, indem der Stamm dann meist bis zur Unkenntlichkeit verkümmert ist. Nur wo die Sierras nicht von den Ziegenheerden besucht werden, was aber fast überall geschieht, findet man die Blätter als schöne Fächer oder vielmehr vielstrahlige Sterne sich entfalten. Gewöhnlich sind sie von den Ziegen verbissen, wodurch sie nicht selten ein eigenthümliches vollkommen fächerförmiges Ansehen erhalten, indem die Ziegen das junge noch saftige Blatt, wenn es aus der Spitze des Stämmchen in der täuschenden Gestalt eines zusammengeschlagenen Fächers herausgeschoben wird, noch ehe es ganz heraus ist,

an der Spitze mit Einem Biß abschneiden, und es so meist nur seiner strahlenförmigen Spitzen berauben, so daß es nachher nach seiner vollendeten Entfaltung einem aufgeschlagenen Fächer täuschend ähnlich sieht.

Auf der Höhe fand sich ziemlich häufig ein schönes Zwiebelgewächs, die ästige Affodille, Asphodelus ramosus. Die in 2 oder 3 Aeste getheilte Blüthentraube fing eben an ihre einigermaßen hyacinthenähnlichen fleischrothen Blüthen zu öffnen; der Blüthenschaft ragte über eine Elle lang aus einem reichen saftigen Strauß fast fußlanger schilfförmiger Blätter hervor. Diese Pflanze ist ein schöner Schmuck der sonst so unfruchtbaren steinigen Kuppen nicht zu hoher Berge und im südöstlichen Spanien weit verbreitet. Ich habe mich oft überrascht gefühlt, auf anscheinend ganz dürren steinigen Kuppen der Berge dieses prachtvolle Gewächs in Menge und in saftiger Fülle zu finden.

Als wir auf der höchsten Kuppe angekommen waren, welche eine ziemlich flache Bergplatte bildet, fanden wir die Ruinen eines bis auf die Grundmauern zerstörten maurischen Kastells. Es war dem Umfange nach sehr bedeutend gewesen und hat ohne Zweifel eine wichtige Bedeutung als Vertheidiger des zu seinen Füßen liegenden Gebirgspasses gehabt. So weit ich später die angrenzenden Parthien der kleinen Cordillere kennen lernte, von der, wie ich bereits bemerkte, die Montaña del Puerto de Cartagena blos ein Glied bildet, so scheint nur sie allein einen Uebergang zu gestatten und daher ihr Name als gewissermaßen zum Hafen von Cartagena (Puerto de Cartagena) gehörig leicht erklärlich.

Ich habe mir oft die Frage vorgelegt, wer eigentlich die

maurischen Schlösser, oft wie hier bis auf die letzten Grundmauern, zerstört habe; ob Religionshaß, oder Furcht vor deren Anlockung zur Wiedereroberung, oder vielleicht gar die Faulheit, die hier zu neuen Häusern bereits behauene Steine fand?

Von der Höhe war die Aussicht, wie zu erwarten stand, überaus reich und abwechselnd. Die ganze Vega von Murcia lag als großer Garten vor mir, gegen welchen die öde Ebene im Süden auf der anderen Seite des Berges grell abstach.

Belohnt durch den belehrenden Blick über diese echt spanische Situation und durch einige wissenschaftliche Ausbeute, darunter auch eine neue, erst kürzlich von Guirao entdeckte Schneckenart, aber auch wie alle meine Begleiter nachhaltig vorbereitet auf das unserer harrende Mahl kamen wir nach zweistündiger Abwesenheit bei der übrigen Gesellschaft wieder an.

Ich will nicht spanischen Appetit in meinen Lesern und Leserinnen erwecken durch Aufzeichnung des Küchenzettels, der uns in höchst leiblicher Wirklichkeit vorgesetzt wurde. Er machte den Köchinnen der Anwesenden alle Ehre. Hausfrauen darf ich nicht sagen, denn es wurde mir einmal fast übel genommen, als ich einer Spanierin ihre Küche lobte, „weil das sie nichts, sondern blos die cocinera angehe.“ Vielleicht scheint mir einmal eine spätere Veranlassung angemessener, über die spanische Kochkunst zu sprechen, diese Kunst, die doch das solide Fundament aller Künste und Wissenschaften ist und bleibt; und an welcher das Abstraktionsvermögen der transcendentalen Philosophen scheitert, weil ein Schweinsbraten „in seinem für sich

sein“ für sie alle Bedeutung verliert, wenn er nicht auch einer für sie ist.

Erwähnen will ich nur ein Gericht, welches mich anfänglich höchlich in Erstaunen setzte, mir aber zuletzt über die Maßen gut schmeckte; es war ein mit sehr viel Zucker gedünsteter und mit einer dicken Zuckerkruste bedeckter — Schinken. Aber schnöder Undank würde es sein, wenn ich des Jéres dulce und Jéres seco nicht dankbarlichst gedenken wollte, von denen mehrere der Herren kleine Batterien aus dem nicht alle Tage besuchten Winkel ihres Kellers anher gebracht hatten. Ich hatte alle meine Selbstbeherrschung aufzubieten, um den Spaniern nicht an mir einleuchtend werden zu lassen, daß die Briten gar keinen übeln Geschmack beweisen, wenn sie ihnen sieben Achtel ihres Jerés wegtrinken, der doch immer Jerós bleibt, wenn sie ihn auch Cherry taufen; versteht sich ohne Wasser! Vielleicht verdanke ich es aber diesem spanischen Mutherwecker, daß ich auf einen mir ausgebrachten Trinkspruch meinerseits einen auf die hermosa España zusammenbringen konnte, was die Herren sammt und sonders mit viel Befriedigung zu hören schienen.

In summa der Nachmittag war für mich ein höchst angenehmer und unterhaltender und auch lehrreicher, denn ich verstand doch schon von der Unterhaltung mehr, als mein Freund glaubte. Aber eben dieser Glaube meines Freundes gewährte mir dadurch viel Unterhaltung, daß ich vieles von dem verstand, was er den Herren über mich mittheilte, was in sofern für mich zugleich lehrreich war, als ich aus diesen durchaus nicht für meine Ohren berechneten Aeußerungen das Urtheil gebildeter Spanier über Deutschland und Deutsche

einigermaßen kennen lernte. Namentlich interessant war es mir, bei Allen eine hohe Meinung von der „asamblea nacional de Alemania“ zu finden, als deren ehemaliges Mitglied mein Freund vor allen Dingen nie verfehlte, mich zu bezeichnen. Natürlich, la sabia nacion, die gelehrte Nation — wie ich uns Deutsche in Spanien oft habe nennen hören, mußte ja in ihren selbstgewählten Vertretern das non plus ultra von allen Vorzügen beisammen gehabt haben! Wenn ich auch an jenem Tage mehrmals mit bitterem Lächeln mich daran erinnerte, daß eben leider die deutsche Gelehrsamkeit uns damals zu Grunde richtete, so war ich doch niemals so sehr einer von den Verspöttern der deutschen Nationalversammlung gewesen, daß es mir nicht wohl gethan hätte, wenn bei diesen Mittheilungen meines Freundes manches spanische Auge mit einer gewisser achtungsvollen Scheu nach mir blickte. Und als mich nachher einer der Herren gelegentlich nach meinem Alter fragte, für welches er dann mein Haar zu grau fand, so erwiederte er mir blos mit einem verstehenden Blicke, als ich ihm sagte, daß es in Frankfurt so grau geworden sei.

Ich glaube, daß mein Theil an der Heimkehr nicht ganz frei von Gefahr war, denn die Galera des Marques de la Torre Ottavio, in der ich meinen Platz hatte, wurde von zwei jungen feurigen Mauleseln gezogen, mit denen der Kutscher bis Murcia ohne Unterbrechung Beruhigungsgespräche führen mußte, um sie im ruhigen Schritt zu halten; denn aus einem Trab würden sie ohne Zweifel bald ein Reißaus gemacht haben. Ueberhaupt sind diese Bastarde sehr häufig bös und immer kräftig und ausdauernd und werden darum in Gebirgsgegenden den Pferden immer vorgezogen. Sie sehen übri-

gens keineswegs häßlich aus; an die langen Ohren und die Ramsnase gewöhnt man sich bald und außerdem ist ihr Körperbau ebenmäßig und körnig. Doch hat man sich vor ihren Hufen und ihren Zähnen immer in Acht zu nehmen. Maulthiere habe ich äußerst wenig zu sehen bekommen.

Auch am folgenden Tage brachte ich es erst gegen Abend in Begleitung meines Freundes und seiner Frau nur zu einem kleinen Spaziergange in die Vega. Er reichte aber hin, mir einen Ueberblick über den wunderbaren Wasserorganismus zu verschaffen, denn hier, wo es sich in der Wirkung um das üppigste Leben handelt, wird die Anwendung dieses Wortes wohl nicht unpassend sein. Man fühlt unwillkürlich eine tiefe Bewunderung für ein Werk, welches auf einer mehrere Geviertmeilen großen Ebene die Tausende von Gräben so geordnet hat, daß jeder Landmann für jeden Fußbreit seines Feldes zu seiner Zeit seinen Wasserantheil erhält. Hier! rief ich lachend in Gedanken aus, hier sind die wahren Nivellirer, die „Alles gleich machen wollen!“ — Wir kamen an einem großen Garten vorüber, der in zahllose, etwa fußhohe, wie mit dem Lineal gezogene, Dämmchen mit zwischenlaufenden noch trocknen Gräben abgetheilt war. Die Dämmchen enthielten die Samen der garbanzos, Kichererbsen, des täglichen Gemüses des Spaniers. Der Bauer schien eben mit der Einsaat und der Anlegung der Dämmchen fertig geworden zu sein; nun zog er mit zwei oder drei Zügen der großen höchst zweckmäßig geformten Hacke an einer bestimmten Stelle die Erde weg, und sofort trat aus der vorbeifließenden azequia das Wasser in das vorbereitete Adergeflecht der kleinen Gräben herein. Der Mann warf etwa eine halbe Minute lang einen prüfenden

Blick auf das Einströmen des Wassers und ging dann sorglos auf ein anderes Feld; denn er wußte, daß sein Nivellement gut sei, und daß nach einigen Stunden, denn je richtiger nivellirt ist, desto langsamer muß das Wasser einströmen, auf der ganzen Fläche das Wasser bis auf den halben Zoll überall gleich hochstehen mußte. Ich habe niemals Richtscheit und Loth anwenden sehen. Man weiß nach dem bloßen Augenmaße das vor undenklichen Zeiten gemachte Nivellement der Fläche bei der Feldbestellung zu erhalten.

Ich bin oft erstaunt, da oder dort auf einen kleinen Bewässerungsgraben zu treffen, dessen Spiegel mir viel höher oder tiefer zu liegen schien, als das System, zu dem er doch gehörte; oder wenn ich auf einer Straße der Stadt hier oder da eine Steinplatte aufheben sah, unter welcher eine verborgene Wasserader pulsirte, zu demselben ungeheuren Adersysteme zählend.

Als Hauptfrucht bemerkte ich jetzt auf den Gartenäckern Weizen und Pferdebohnen oder Saubohnen (Vicia Faba). Der Weizen ist meist eine Varietät des englischen Weizens (Triticum turgidum); er stand bereits in vollen Aehren und war oder wurde eben überall bewässert. Es überrascht uns Deutsche gewaltig, Weizenfelder unter Wasser stehen zu sehen. Man bewässert ihn zweimal. Das erste Mal eigentlich nicht ihn selbst, sondern das für ihn bestellte Feld. Der dann in das fruchtbare Land und zwar stets breitwürfig gesäete Same keimt schnell und vollständig und die Pflänzchen machen tüchtige kräftige Wurzeln, die später bei der zweiten Bewässerung, etwa zur Blüthezeit, die Pflanzen straff und aufrecht halten und vor dem Umfallen schützen; was in dem mürben fetten Boden kein Wunder sein würde. Wie ich bereits gesagt habe, findet sich

in demselben kein einziges Steinchen und ich wunderte mich deshalb nicht eben sehr, als ich in der ganzen Vega nur denselben außerordentlich einfachen Pflug fand, der dem alten römischen aratrum fast noch ganz und gar gleicht. Ich habe jedoch auch später nirgends einen anderen, mehr vervollkommneten gefunden, selbst nicht auf sehr steinigem harten Boden. Das Festhalten am Alten wird hier freilich weder von der Regierung noch von landwirthschaftlichen Vereinen durch Empfehlung und Einführung von verbesserten Ackergeräthen bekämpft. Ich glaube, wenn man auf einen Theil der Vega die Geister der maurischen und auf einem anderen die der römischen Bauern mit ihren Ackergeräthen wieder herauf beschwören könnte, mit dem sie einst denselben Boden bearbeiteten, man würde kaum einen Unterschied zwischen ihnen und den murcianischen Bauern wahrnehmen. Der Turban der Mauren, mit dem sie freilich kaum geackert haben werden, ist noch heute in der allgemeinen Sitte des gemeinen Spaniers festgehalten, stets ein buntes Tuch um den Kopf gebunden zu tragen, das man auch nicht ablegt, wenn man den Hut aufsetzt, der dadurch recht deutlich als spätere, der alten nicht Herr gewordene Bekleidungssitte erscheint.

Auch große blos mit Salat bepflanzte Fluren bemerkte ich. Salat und die schon genannten Pferdebohnen haben hier eine ganz andere viel wichtigere Bedeutung und Benutzung als bei uns. Letztere beachten wir noch viel zu wenig und doch würden sie, da sie bei uns meist sehr gut gedeihen, unseren Armen durch ihren stickstoffreichen Samen eine nahrhaftere Speise als die in Unmasse verschlungenen nahrungsstoffarmen Kartoffeln geben. Der Spanier genießt das ganze Jahr hin-

durch die Samen vieler Hülsenfrüchte. Ich weiß nicht, ob er es mit Bewußtsein ihres großen Nahrungswerthes thut; ich fand aber darin etwas, um was ich das Volk beneidete, um so schmerzlicher beneidete, je lebhafter ich fühle, wie schwer es hält, in den Sitten und Gewohnheiten und selbst in der Wahl der Nahrungsmittel durch Verbesserung und Vertauschung mit Neuem etwas zu ändern. Und doch muß in Deutschland jeder Menschenfreund Tag und Nacht darüber sinnen, wie der Nahrungsnoth seiner Mitbrüder abzuhelfen sei.

Es ist mir eine sehr auffallende Erscheinung gewesen, wie — ich muß beinahe es so nennen — der Instinkt über den Wohlgeschmack bei dem gemeinen Spanier siegt. Es giebt nichts Unschmackhafteres als blos gequellte Kichererbsen, aber unter der Pflanzenkost auch gewiß wenig Nahrungsreicheres. Jahr aus Jahr ein sieht man in Spanien auf dem Eßwaaren-Markte und in Kaufläden auf allen Straßen große Schüsseln oder Fäßchen mit frisch gequellten Garbanzos stehen, von denen sich die Vorübergehenden, man sieht unter ihnen auch Vornehmere es thun, eine Hand voll kaufen und sie im Gehen essen. Das zweite Mal findet er sie dann zu Hause gewiß in dem täglichen puchero *) oder olla. Das ist ein Gericht, welches bei dem Bemittelten aus allen möglichen Fleischsorten und Gemüsen, bei den Armen vorwaltend aus Hülsenfrüchten besteht. Wenn die Garbanzoszeit ist, d. h. wenn die Samen noch nicht hart und noch grün sind, sitzen überall Verkäufer mit ganzen Haufen von kleinen Bündchen dieser nützlichen Pflanze. Sie gleicht einigermaßen unserer Linse, hat aber einen etwa 14—16

*) Man erinnere sich, daß ch wie tsch klingt.

Zoll hohen steif aufrechten fast immer 2 oder 3-ästigen Stengel, an denen zu dieser Zeit die dick aufgeschwollenen Hülsen sitzen, in denen sich meist nur ein ausgebildetes Samenkorn befindet. Das Samenkorn gleicht einigermaßen einem Widderkopf; daher die Linnésche Benennung Cicer arietinum. Alle Welt läuft dann mit Garbanzos-Sträußchen, die im Gehen abgegessen werden. Auf der Tafel der Vornehmeren kommen sie stets zum Nachtisch. Ganz dasselbe ist es mit den Pferdebohnen, habas genannt, welche Mitte April dieselbe Rolle spielen, wie Ende Mai die Garbanzos. Auf allen Straßen Murcias begegnete ich Verkäufern und Verkäuferinnen, welche einen schwer mit Abas (denn das h wird nicht ausgesprochen) beladenen Esel vor sich hertrieben und fast ohne Unterbrechung mit Abwiegen ihrer gesuchten Waare beschäftigt waren. Dasselbe ist es mit den Schminkbohnen, habichuelas.

Gequellte ungesalzene Erbsen würden wir um keinen Preis essen mögen. Wir naschen wohl einmal ein paar süße grüne Erbsenkerne; aber wenn sie anfangen den süßen Geschmack zu verlieren und fade zu werden, dann mögen wir sie nicht mehr. Gerade dann erst fängt der Spanier an, sie zu essen; und er hat Recht, denn dann sind sie reicher an nährendem Stoff als vorher.

Die grünen Kerne der Pferdebohne wurden an Guirao's Tisch mir bald eine Lieblingskost. Man nimmt sie aus den zur beliebigen Vor-, Zwischen- und Nachkost immer auf dem Tische liegenden Hülsen heraus und ißt sie mit ein wenig Salz. Sie schmecken so ganz vortrefflich.

Ich fürchte nicht, falsch verstanden zu werden, wenn ich sage, daß viele arme Deutsche es zum Theil ihrem verwöhnten

Geschmack zuzuschreiben haben, wenn sie sich so mangelhaft ernähren. Durch Hebung des Hülsenfruchtbaues würde dem Armen besser gedient sein, als, was indem ich dies schreibe geschieht, durch Zollbefreiung des so nahrungsarmen Reises.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Nahrung des niederen spanischen Volkes viel mehr blutbildenden Gehalt hat, als die des Deutschen.

Ich erwähnte in betonender Weise vorhin des Salates und muß über ihn daher noch hinzufügen, daß in Südspanien ungeheure Massen davon roh gegessen werden. Es war mir schon aufgefallen, als ich am 1. April durch die Thore von Murcia einfuhr, einigen Leuten zu begegnen, welche mit sichtbarem Wohlbehagen grüne Blätter verzehrten, welche sie von einem großen Salatkopf abbrachen, den sie unter dem Arme hatten. Als ich ihn nachher versuchte, fand ich kein besonderes Vergnügen daran, aber halte es für sehr möglich, daß ich ihm mit der Zeit auch Geschmack abgewonnen haben würde. Er kam mir etwas süßer und zarter vor als der deutsche. Es war übrigens nicht unsere breitblättrige, sondern eine schmalblättrige Spielart, die nicht so dichte Köpfe bildet.

Ich fand überall, wohin ich in und um Murcia sah, so viel für mich Neues und Beachtenswerthes, daß ich es jetzt fast bereue, zu gewissenhaft meinen nächsten wissenschaftlichen Reisezweck verfolgt zu haben, den ich fast jeden Tag an die Spitze stellte und erst, wenn er befriedigt war, an meine Erholung dachte. Denn eine Erholung von angestrengten wissenschaftlichen Arbeiten war es mir stets, wenn ich mich allein oder in Begleitung meines Freundes in den Straßen der Stadt oder

im Freien erging, um mit überall hingerichteter Aufmerksamkeit zu beachten, was mir des Beachtens werth schien.

Ich habe freilich nie in meinem Leben ein reizenderes Arbeitsstübchen gehabt, und werde niemals eins haben, als das war, wo ich am Mikroskop und mit dem anatomischen Messer fast Tag für Tag arbeitete und präparirte. Es lag nur acht Stufen unter der oben beschriebenen Torreta und ohne vom Tische aufzustehen hatte ich aus drei Fenstern bald den östlichen, bald den südlichen, bald den nördlichen Theil dieses prachtvollen Panoramas vor Augen.

Das Bild, was mir diese so reizend gelegene ansehnliche und doch so außerordentlich selten von Deutschen besuchte Stadt in unauslöschlichen Farben hinterlassen habe ich bereits zu schildern versucht.

Von Nordwesten aus der Sierra de Segura kommend, tritt der gleichnamige Fluß bei Alcantarilla in ein weites langgezogenes Thal, welches durch ihn eben zu einem üppigen Garten gemacht wird, ohne ihn aber eine kaum anbaufähige Steppe sein würde, die es zwei Schritte hinter dem einige Fuß höher gelegenen Alcantarilla auch wirklich ist. Dieses Städtchen liegt am westlichen Anfange der Vega, die von hier aus sich nur noch wenig nach Norden verlängert, wo der Segura in sie eintritt. Auf einer Lustparthie nach Alcantarilla durchschnitt ich diesen Theil der Vega, die sich bis an die ersten Häuser davon erstreckt und dem Städtchen ein überaus anmuthiges Ansehen giebt. Ich bemerkte dies gegen Guirao, und daß Alcantarilla ein sehr freundliches Städtchen zu sein scheine. Er lächelte blos und schüttelte — bald hätte ich gesagt den Kopf — den Zeigefinger der rechten Hand. Dies ist die

sonderbare Sitte, die ich überall gefunden habe. Ich verstand bald die lächelnde Verneinung. Sie galt dem Contraste, der sich eben vor und hinter dem Oertchen aussprach. Nach dem letzten Hause des kleinen Ortes folgte gleich der traurige wasserlose Boden und seine steten Begleiter die traurigen Oelbäume. Bei **Murcia** ist der Segura etwa der Elster bei Leipzig gleich. Er schneidet eine ansehnliche Vorstadt (ein barrio) von der eigentlichen Stadt ab, die eine stattliche steinerne Brücke wieder verbindet. In dieser Vorstadt befindet sich der Jardin de Florida Blanco, ein erst seit fünf Jahren angelegter reizender Garten, der von Allem was ich hierin in Spanien gesehen habe, der sprechendste Beweis ist von der fast unglaublichen Fruchtbarkeit des bewässerten, unter einem fast afrikanischen Himmel liegenden Bodens. Oft mußte ich mir ausdrücklich wiederholen lassen, daß dieser und auch jener Baum oder Strauch wirklich erst 1848 als kleine Pflanze hierher gesetzt sei. Eine Menge capische Sträucher und andere sorgsam gepflegte Bewohner unserer Treibhäuser standen hier am Rande der Bewässerungsgräben in strotzender Blattfülle und Blüthenpracht. Die Orangenbäumchen, die bereits weit über meinen Kopf weg reichten, fingen eben an zu blühen und mit ihrem Dufte mischte sich der unseres Levkoy, der in üppiger Fülle seiner Blüthentrauben massenhaft den Gartenboden mit einem bunten Teppich überzog. Neben großen Metrosiderosbüschen mit ihren sonderbaren stengelumfassenden Bürsten carminrother Blüthen, hatte man aus der Vega, einen würdigen Nachbar, den kräftigen Akanthus (Acanthus mollis), das Blättervorbild des korinthischen Säulenkopfes, hierher versetzt, als solle er hier an den Rändern der Bewässerungsgräben, sein Standort in der

Vega, Wache halten und auf Ordnung der Bewässerung sehen. Ich halte den Jardin de Florida Blanca — dessen Statue in seinem Mittelpunkte steht — für schöner als die berühmte Glorieta von Valencia, und kein Garten hat mir so wie er den Eindruck eines Lieblingsplätzchens Flora's gemacht. An seinem Eingange stehen 6 Thränenweiden, deren Ruthen wohl doppelt länger waren, als ich sie jemals gesehen habe. Weit entfernt, einen melancholischen Eindruck zu machen, denn dicht hinter ihnen lachte ja Flora aus tausend Blumenaugen, erweckten sie mir bei jedem Besuch ein Andachtsgefühl, welches mich für den Besuch dieses himmlischen Plätzchens weihete. Ich habe auch nie die Kleinheit des Gartens beklagt, er ist nur etwa 80 Schritt breit und 200 lang; ich glaube vielmehr, daß gerade in dieser eng begrenzten Uebersehbarkeit ein Vorzug liegt. Dicht neben der Hauptstraße, die hier durch die Vorstadt nach Cartagena führt, erscheint er neben dem geschäftigen Treiben des Volkes wie eine freundliche Erholungsstunde nach eben beendeter Arbeit.

Gehen wir über die Brücke nach der Stadt, so zeigt sich uns auf der hohen Ufermauer des, unter der Brücke über ein Mühlwehr herabschießenden Segura ein stattliches Städtebild, eine Masse ansehnlicher Häuser und Paläste, überragt von der ungeheuren Säule des Thurmes der Kathedrale. Auf dem Brückenplatze sehen wir einige Kaffeehäuser, denen freilich außer Marmortischen, die in Spanien nichts Besonderes sind, aller Pariser Glanz abgeht. Rechts zieht sich das Ufer entlang ein Fahrweg um die Stadt und durch ein Thor in einer mit Schießscharten versehenen Mauer, ein trauriger Ueberrest aus den letzten Bürgerkriegen, tritt man in die Vega. Dicht an

der Brücke liegt links auf dem hohen Ufer ein schattenloser Spaziergang und rechts neben dem bezeichneten Wege die Glorieta. Dies ist ein freier Platz, etwa von der Größe des eben beschriebenen reizenden Gartens, von einem eleganten Eisengitter umschlossen, innerhalb dessen sich am Rande ein schmales Beet herumzieht, auf welchem ich auch manchen fremdländischen Strauch und Baum in wahrhaft heimathlicher Lebensfülle sah. Besonders den zierlichen Schinus molle und die Acacia Farnesiana. Rings um den sauber geebneten Platz stehen Ruhebänke von rothem Marmor. Hier und im Jardin de Florida Blanca ist alltäglich namentlich am Sonntage der Versammlungsplatz der vornehmen wie niederen Welt Murcias, und es gehen die ländlichen Schönen mit derselben grandeza auf und ab wie die vornehmen Damen, bei denen selbst schon hier der Pariser Hut die reizende Mantilla in ihrem Vorrechte anzugreifen beginnt. Es waltet hier weit mehr grandeza als in der vielbesuchten Glorieta Valencia's, wo überhaupt mehr Heiterkeit und Lebenslust zu herrschen scheint, als ich sie irgend wo in Spanien gefunden habe. Man geht eben plaudernd auf und ab und es würde gegen den guten Ton sein, sich auf einer der eleganten Marmorbänke nieder zu lassen. Sonntags sind sie von den sauber angekleideten Landleuten besetzt, die ja die ganze Woche über in Bewegung gewesen sind.

Treten wir in die Stadt, so finden wir wie in allen südlichen Städten Spaniens, die ich wenigstens kennen gelernt habe, ein ziemliches regelloses Durcheinander von selten breiten, meist aber sehr engen Gassen und Plätzen. Selbst die Plateria, die Stadtpromenade der Murcianos, ist eine ziemlich enge aber ausnahmsweise gut gepflasterte Straße. In der Plateria (Straße

der Gold- oder wörtlich Silberschmiede zu deutsch) sehen wir, daß wir weder in einer Fabrik- noch Handelsstadt sind; denn im Vergleich zu den barceloneßischen sind die tiendas (Kaufläden) der Plateria, der Hauptstraße, armselig zu nennen. Man sieht, daß der Handel fast nur auf den Bedarf der Begabewohner und Städter, berechnet ist, von denen letztere, was in das Bereich des Luxus schlägt, von auswärts beziehen müssen. Aber der Zimmerluxus scheint in Murcia sehr bescheiden zu sein. An vielen Dingen, nach denen ich meinen Freund zufällig fragte, konnte ich abnehmen, daß der Murcianische Kaufmann wenig mehr führt, als das Nothwendige. Einige Buchhandlungen auf der genannten Straße glichen dem kleinen Laden eines Antiquars. Von Kunst und Wissenschaft besteht hier kein Bedürfniß. Von dem unglaublich tiefen Stande der Kunst gab ein während meines Aufenthaltes begonnenes Werk über Murcia mit großen Lithographien, einen schlagenden, einen niederschlagenden Beweis. Als ich die großsprecherische Ankündigung las, freute ich mich über die sich mir darbietende Gelegenheit, einige Erinnerungsblätter mitnehmen zu können. Aber als ich sie sah, so fühlte ich mich in die ersten zehn Minuten nach Sennefelders großer Erfindung versetzt und ich würde es für eine Beleidigung des schönen Murcia gehalten haben, diese kläglichen Erstlingsversuche eines Anfängers in Deutschland als Bilder von Murcia zu zeigen.

Dies Murcianische Kunstprodukt bringt mich auf eine leicht erklärliche Weise auf die natürlich überall in Spanien unter Glas und Rahmen zu sehenden „Thathandlungen" des edlen Ritters von la Mancha und auf einen komischen Verstoß, den ich an allen deutschen Darstellungen dieser Großthaten

gefunden; hier freilich erst als solchen erkennen konnte. Als ich in Barcelona das erste Barbierbecken, wie bei uns seinen Meister verkündend, aushängen sah, sagte ich lachend zu meinem Begleiter: „ja, nun begreife ich, wie Don Quijote ein Barbierbecken für den Helm Mambrin's halten konnte, was ich in Deutschland immer für eine arge Zumuthung des Cervantes an seine Leser gehalten habe!" Das spanische Barbierbecken ist nicht wie das unsrige, was unsere Maler dem edeln Ritter immer auf den Kopf malen, eine flache Schale mit dem breiten Rande, sondern wenigstens viermal tiefer und gleicht gar sehr einem kleinen blechernen breitkrämpigen Hute mit ziemlich hohem abgerundeten Kopfe. Es giebt ein sehr werthvolles, wenn ich nicht irre, englisches Blatt mit dem artistischen Solöcismus, der hiermit zu Nutz und Frommen der Künstlerwelt berichtigt sei.

Von großem Interesse ist für uns mehr nach Norden Heimische das Bild eines südeuropäischen Marktplatzes, wo die stoffliche Seite des Lebens ausgekramt in buntem, zum Theil fremdartigem Durcheinander vor Einem liegt. Leider fehlte es jetzt außer vorjährigen Orangen und den ersten Erdbeeren, an allem Obste. Reicher und von der Jahreszeit mehr begünstigt fand ich den Markt von Valencia, den wir uns später auch etwas näher betrachten wollen. Wenn man sieht, daß alle Tage, den Sonntag erst recht nicht ausgenommen, Eßwaarenmarkt ist, so sollte man meinen, der Spanier sei entweder viel mehr als wir Deutsche bedürftig oder weniger mäßig in dieser trivialen Sphäre des Lebens. Man würde aber durch diesen Schluß einen Irrthum begehen, da im Gegentheil der Spanier eher mäßiger als der Deutsche ist. Die geringere

Voraussicht auf den morgenden Tag, die in jeder Hinsicht den Südländer von dem Nordländer unterscheidet, scheint sich mir auch darin auszusprechen, daß jener seinen Speisebedarf blos für den laufenden Tag anschafft, während unsere Hausmütter, wenigstens die wohlhabenden und wenigstens in gewissen Dingen, das Haus meist für die ganze Woche verproviantiren. Wenn man in den vom Marktplatze kommenden Straßen darauf achtet, so kann man in den Espartokörben der daher Kommenden sehen, was ihre bevorstehende Mittagsmahlzeit sein wird. Und das wird man so ziemlich alle Tage aus denselben Dingen bestehend finden. Nahrungsbedürfniß und Eßlust sind bei dem spanischen Volke viel weniger gegensätzlich ausgeprägt als bei uns, wo selbst die niedere Klasse bei der Wahl ihres Mittagsbrodes Abwechselung und Gaumengenuß mehr berücksichtigt als hier. Freilich vergesse ich nicht und kann ich leider nicht vergessen, die große Klasse unserer Armen in der vollen fürchterlichen Bedeutung dieses Wortes, deren ganzer Speisekreis in der runden Gestalt der Kartoffel abgeschlossen ist. Zwischen ihm und dem Mahle unseres Handwerkers findet sich eine große Kluft. Diese ist viel geringer in dem bezeichneten Umfange in Spanien. Die größere Annäherung, die freilich noch kein Zusammenfallen ist, ist eben in der bezeichneten, selbst für den Physiologen ein hohes wissenschaftliches Interesse habenden, Eigenschaft des spanischen Volkes begründet, wovon ich hier nur die besitzenden Klassen ausnehmen zu dürfen glaube: zu essen mehr um zu leben als um zu genießen.

Eine spanische Küche ist darum eine viel einfachere Stätte, als eine deutsche. Zwischen der Küche einer spanischen Venta und der eines deutschen, im Range ihr etwa gleichstehenden,

Fuhrmannsgasthofes ist ein mächtiger Unterschied. Wie letzterer beschaffen ist, wissen wir alle. In jener fehlt oft selbst ein Heerd. Ueber dem auf dem steinernen Fußboden ewig brennenden Feuer unter einem ungeheuren Rauchfange steht ein Dreifuß und die Gefäße sind einige Töpfe und einige große und kleine eiserne Pfannen. Dies und einige Teller — ist Alles. Dazu noch einige Buchsbaumlöffel und ein Paar Servietten — denn ohne die schmeckts auch dem Arriero nicht —; Messer und Gabel fehlen meist, denn es giebt in diesen Hotels nichts zu schneiden, da alles Fleisch in Stücken geschnitten mit dem Gemüse gesotten wird. Auch hat Jeder sein ungeheuerliches Taschenmesser (navaja) bei sich.

Auf den spanischen Märkten, am reichsten fand ich es in Murcia und in Valencia, sieht man eine Waare, die bei uns höchstens in einigen Städten des katholischen Süddeutschland zu finden ist, in großer Fülle und Mannichfaltigkeit: Schnecken (caracoles). Bei uns ist es nur Eine Art, die große Weinbergschnecke (Helix pomatia), die man in der Fastenzeit ißt. In Spanien habe ich 14 verschiedene Arten*) von der Gattung der Schnirkelschnecken (Helix) in ungeheuren Mengen als Eßwaaren feilbieten und essen sehen. Ich bin den Spaniern für diesen Appetit sehr verpflichtet, denn er ersparte mir manchen mühseligen halben Tag, indem ich für weniges

*) Für die Malakozoologen unter meinen Lesern setze ich deren Namen hierher: 1. H. alonensis F. und 2. H. campesina Ezq. von allen die geschätztesten; 3. H. aspersa M.; 4. H. lactea M.; 5. H. punctata M.; 6. H. pisana M.; 7. H. variabilis M.; 8. H. Arigonis Rossm.; 9. H vermiculata M.; 10. splendida Dr; 11. H. Terverii Mch.; 12. H. hispanica Partsch; 13. H. loxana Rossm.; 14. H. carthaginiensis Rossm.

Geld auf die bequemste Weise einen Theil meines wissenschaftlichen Bedürfnisses auf den Marktplätzen decken konnte. Ich bin aber auch manchmal von ihnen recht tüchtig ausgelacht worden, wenn ich die delikaten Thiere wegwarf und blos die Schneckenhäuser aufbewahrte, die sie wegwarfen.

Es war für meinen wissenschaftlichen Geschmack an diesen Thieren eine wahre Schwelgerei, hier ganze große Körbe voll der seltensten Schnecken beisammen zu sehen, von denen ich vielleicht noch gar kein oder höchstens ein Exemplar in meiner Sammlung zu Hause besaß, welche ich doch für eine der reichsten, die es giebt, halten darf. Es ist zugleich ein Beweis von dem tiefen Stande der Naturwissenschaft in Spanien, daß ich an drei Orten, in Cartagena, Almeria und in Valencia auf dem Markte, also in großen Vorräthen, 3 Schneckenarten fand, welche bis jetzt der Wissenschaft noch ganz unbekannt geblieben waren; daß man also nicht einmal diejenigen Thiere wissenschaftlich kennt, welche jährlich zu vielen Tausenden als Nahrungsmittel dienen. Mein Freund Guirao ist im ganzen Königreich Murcia absolut der Einzige, der sich eifrig und mit Erfolg der Naturwissenschaft seines Vaterlandes widmet. In Beziehung auf die wissenschaftliche Erforschung der in Rede stehenden Thiere finden sich außer ihm in ganz Spanien vielleicht noch zehn, wobei ich wahrscheinlich eher zu viel als zu wenig annehme.

Die Schnecken sind keineswegs blos eine Speise der Armen; dazu würden manche Sorten fast zu theuer sein, denn die serranos (Bergschnecken) *) werden bis zu 1 Silbergroschen,

*) Die mitgenannten beiden ersten Arten.

wenn sie häufig sind blos halb so theuer, das Dutzend bezahlt. Man dünstet sie mit sammt dem Gehäuse in einer gewürzreichen Brühe und beim Essen schlürft man das ganze Thier mit dem Munde aus dem Gehäuse heraus, was dem Deutschen, namentlich wenn er die ganze anatomische Beschaffenheit des Thieres kennt, allerdings einiges gastronomische Bedenken erregt.

Uebrigens kann ich nicht umhin, die Schneckenliebhaberei der Spanier zu einem Gegenbeweise der ihnen so oft gemachten Beschuldigung der Trägheit und des Hanges lieber zu betteln als zu arbeiten, zu benutzen. Nachdem ich manchen Tag darauf verwendet hatte, unter den äußersten Beschwerden und oft selbst mit Lebensgefahr auf den zackigen Klippen der Sierras nach Schnecken zu suchen und doch fast immer nur äußerst wenige fand, so mußte ich mich allerdings wundern, alltäglich große Körbe davon zu Markte gebracht zu sehen. Auf meine Erkundigungen bei den caracoleros erfuhr ich, daß sie noch vor dem Morgengrauen darnach ausgehen müßten und meist nur bis zu Sonnenaufgang hoffen dürften, einen einigermaßen lohnenden Fang zu halten; wobei sie immer große Gebirgsflächen zu begehen haben. Das ist mithin für Träge kein Broderwerb. Ich glaube aber, daß die Zahl der von diesem Erwerb Lebenden keine ganz geringe ist. — Ich bin natürlich weit entfernt, behaupten zu wollen, daß es in Spanien wunderbarer Weise keine Bettelei aus Faulheit geben solle; ich will nur sagen, daß sie nicht die vorherrschende Form dieses Schandfleckes unserer Staatseinrichtung sei. Wie viele Hände beschäftigt in Deutschland das Fabrikwesen, der Wegebau, der Eisenbahnbau, die Waldbewirthschaftung, die fast immer des unsicheren

Wetters wegen mit möglichst vielen Händen zu beschleunigende Erntearbeit — sind das nicht alles Dinge, die in Spanien beinahe ganz wegfallen? Ich bin überzeugt, daß in Spanien viele Arme mit Grund sagen können, daß sie gern arbeiten würden, wenn sie Arbeit hätten. Weit mehr als Bettelei aus Trägheit giebt es in Spanien, und zwar unter den höheren Ständen, Schwindelei aus Trägheit.

Das große Unglück, was es für Spanien geworden ist, Amerika und dessen Schätze aufgefunden zu haben, wirkt noch immer fort, indem es eine Bergbauwuth im Volke hervorgerufen hat, wovon wir uns schwer einen Begriff machen können, und welche die abenteuerlichsten und verwerflichsten Schwindeleien im Gefolge hat.

In der Sierra de Cartagena, dem staunenerregenden Tummelplatze dieses Minenschwindels, werden wir darauf zurückkommen.

VIII.

Naturwissenschaftliche Excursion nach der Montana de Fuensanta und de la Luz; Trockenheit, Pflanzenarmuth; Regengefangenschaft in dem Convento de la Luz; Wirkung des Regens; deutsches Gastmahl in der Fonda Francesa; was eine Flasche Rheinwein vermag; Volkstanz; Gitanos; Halbschürigkeit der Maulesel. — Antritt meiner Reise um Naturalien zu sammeln, Ramon und Paco; Weg bis Cartagena; Cartagena; naturwissenschaftliche Excursion; Bergbauwuth; Entwaldung.

Am 14. April machte ich mit Guirao eine naturwissenschaftliche Excursion nach der am südlichen Rande der Vega

liegende Bergkette, und zwar zu denjenigen Punkten derselben, welche Montaña de Fuensanta und Montaña de la Luz heißen.

Die erstere trägt ihren Namen, Berg der heiligen Quelle, von dem einzigen Quell, der den umliegenden Bergen entquillt, der aber, wie ich es versucht habe, um ein Wasserglas zu füllen fast eine halbe Minute braucht. Sobald wir aus der Vega auf den Fuß der etwa bis 1000 Fuß ansteigenden Berge kamen, befanden wir uns in einer trostlosen Dürre, die dies Jahr größer als gewöhnlich war, da der vorige Herbst und Winter ohne Regen gewesen war. Einige meinem Freunde genau bekannte Schluchten, wo er im vorigen Jahre genau an derselben Stelle und zu derselben Zeit eine Menge seltner Pflanzen gefunden hatte, fanden wir ohne jede Spur von Pflanzenwachsthum, so daß wir, namentlich ich, trüben Sinnes und mit getäuschter Hoffnung zwischen den außerordentlich malerischen und phantastischen, aber für uns ebenso unergiebigen Felsen umherkrochen. Nur hier und da erfreute mich eine seltene Pflanze, z. B. das düstere braunblumige Uropetalum serotinum, die zarte Ajuga Iva, die silberweiß behaarten steifen Stengel eines seinen Namen Lügen strafenden Convolvulus; vor allen aber der unbeschreiblich schöne Sarcocapnos enneaphyllos, dessen blaugrüne neunfach zusammengesetzte Blättchen in kreisrunden Polstern, aus denen die prachtvollen Blumen hervorragten, in dem kärglichen Naß der Felsenwände grünten, aus denen die Fuensanta herabträufelt.

Wir hofften auf der Montaña de la Luz (Berg des Lichts) glücklicher zu sein. Obgleich wir bis ziemlich zu seiner Spitze emporstiegen, wo mich wenigstens die entzückende Aus-

sicht auf die zu meinen Füßen liegende Vega einigermaßen entschädigte, so fanden wir doch fast nichts. Oben überraschten mich, hier eine Seltenheit, freilich nur einzeln stehende kleine Kiefern, die ein sehr kunstloser Gypsofen, der hier oben lag, gierig verschlang. Ein sanfter Regen trieb zu meinem Verdruß meinen Begleiter zum Herabsteigen und ich sollte und mußte ihm folgen. Der Murcianer ist das Naßwerden nicht so gewöhnt. Wir gingen bis zu dem Convento de la Luz, einem Kloster, herab, wo wir uns von dem, wenn ich recht gesehen habe, blos noch Einem alten Mönche durch die Klosterbedienung ein kleines Mittagessen spenden ließen. Die Situation war höchst komisch und wird mir immer im Gedächtniß bleiben. Mein etwas verwöhnter Freund war ärgerlich über die ganze Excursion und sonderlich über den Regen. Nachdem unser Mittagsmahl vorüber war und er über die ranzigen Oliven schimpfend doch als echter Spanier den ganzen Teller leer gegessen hatte, legte er sich auf ein in unserem Zimmer vorfindliches Bett, sich in die Manta seines Mozo (Dieners) wickelnd, der uns, wiederum echt spanisch, unsere Botanisirbüchsen tragen mußte. Paco (Zärtlichkeitsform von Francisco), so hieß der Mozo, und ich, nebeneinander auf an die Wand zurückgelehnten Stühlen sitzend und mit den Füßen baumelnd, wechselten lächelnde Blicke und, meinerseits wenigstens, einige mühselige Redensarten. Endlich hatte Paco in seiner Stellung einige Sicherheit gefunden und nickte ebenfalls ein. Ich wollte den beiden nicht widersprechen und versuchte es wenigstens auch; brachte es aber nicht weiter als zu einer unfreiwilligen Freskomalerei, welche meine nasse nicht ganz echtfarbige Mütze auf der weißen Gypswand zum Andenken

an ihren ketzerischen Inhaber hinterlassen hat. Von der Langenweile zum Humor muß zuweilen der Uebergang kurz sein; denn bald unterhielt mich meine Situation. Im Zimmer eines spanischen Klosters eingeschlossen, an dessen Wänden einige uralte, aber keineswegs von Murillo herrührende, Heiligenbilder hingen; den Blick durch das einzige vergitterte Fenster auf die finsteren Wände der Montaña gebannt; neben mir mein verdrießlicher Freund und sein Diener, beide festschlafend — das fing bald an, mich zu unterhalten und ich ließ meinen tollsten Gedanken alle Zügel schießen.

Vor meinem Fenster lag zunächst ein kleiner verlassener Hof, auf dem allerhand Zeug, zerbrochene Gefäße, Dachziegel, weggeworfene Sandalen, abgehauene Stammstücke von Oelbäumen und dergleichen mehr herumlag. Ein alter sehr großer Feigenbaum erfüllte mit seinen herabhängenden Zweigen fast den ganzen Hofraum, und über die Mauer ragten zwei schlanke Cypressen hoch empor. Anfangs gefiel es mir, wie ein echter Antiquarius, aus diesen Dingen mir eine Geschichte des Klosters zusammen zu dichten, und das Zimmer wieder mit den Vorgängen zu beleben, die in früheren Jahrzehenden, wo es wahrscheinlich gerade so wie heute ausgesehen hatte, in demselben stattgefunden haben mochten. Es bedarf nicht immer erheblicher Anläße, um die Einbildungskraft anzuregen und lange zu beschäftigen. Während ich die hunderterlei weggeworfenen Dinge, die das kleine Viereck des für gewöhnlich unbesuchten Hofes musterte — denn etwas anderes hatte ich nicht, um meine Augen zu beschäftigen — dachte ich an das sinnende Völkchen der deutschen Lumpensammler. Wüßten die nicht, wenn sie darum befragt würden und die Gabe der Beobach-

tung und Deutung hätten, ganz interessante Mittheilungen über die geheime Geschichte der Küchen und Werkstätten machen können? Dann fielen mir die Meinigen daheim im fernen Vaterlande ein, und wie sie wohl lachen würden, wenn einer der großen Zauberer, mit denen das Gehirn Don Quijotes Spanien bevölkert, ihnen plötzlich einen Blick hieher hätte öffnen können, um mich in dieser seltsamen Lage zu sehen.

Unterdessen fiel der köstliche Regen ohne Unterlaß, aber so still und feierlich vom Himmel, daß man schier dabei die Absicht erkennen konnte, jeden Tropfen da, wohin er fiel, den verschmachteten Wurzeln und Keimen recht zu Gute kommen zu lassen.

Bei jedem Umwenden fragte Guirao halbwach: „está aun lloviendo?“ (Regnet es noch?) und ebenso antwortete Paco mit geschlossenen Augen: „si, señorito!“

Ich bildete mir ein, vielleicht war es auch so, als sehe ich bereits die wohlthätigen Folgen des Regens. Die Blätterrosen des dicht vor mir stehenden Feigenbaumes leuchteten, von den erquickenden Tropfen triefend, in freudigerem Grün. Die Kiefern oben an der Bergwand traten deutlicher hervor auf dem dunkler gewordenen Grunde, wie auf einem alten verstäubten Oelbilde die Figuren wieder sichtbar werden, wenn man es benetzt. Zwischen ihren Wipfeln kräuselte sich die blaue Rauchlocke des Gypsofens hindurch. Dazu war es so feierlich still. Die Regentröpfchen waren so klein, daß man ihr Auffallen nicht hörte. Mutter Natur hatte für ihre schmachtenden Kinder ihren kleinen Vorrath in kleine Portionen getheilt, um jedem etwas geben zu können. Ein kleiner mun-

terer Vogel, der schwarz- und weißgekleidete Fliegenfänger, **Muscicapa luctuosa**, setzte sich auf einen Feigenzweig mir gegenüber und schaute mich mit seinen klaren schwarzen Aeuglein verwundert an und wippte dann wieder fort durch die erfrischte Luft und kam wieder und flog wieder fort, als wolle er mich einladen, mit ihm auf den Berg zu kommen.

Da konnte ich's denn auch nicht länger aushalten hinter meinem Gitter, sondern ging trotz des Regens hinaus und hinauf in die natürliche Freiheit. Paco mußte auf den Befehl seines Herrn gegen meinen Willen mit.

Welche Veränderung! Rings um mich neues Leben.

Auf den von der Benetzung dunkeln rauhen Steinen leuchteten mir schon von fern schneeweiße Punkte entgegen; es waren die kugelrunden Gehäuse einer schönen nur im Süden lebenden Schnirkelschnecke (**Helix candidissima**), welche bis heute geduldig in ihrem Winterlager des weckenden Regens gewartet hatte. Hier und da lagen kleine halbmondförmige Plättchen von blendend weißer Farbe umher; es waren ihre Winterdeckel, die dicht schließenden Hausthüren, hinter denen sie sich zur Winterruhe in ihrem Häuschen schlafen gelegt hatten. Nun waren sie aus der Mündung des Gehäuses weggestoßen und aus derselben streckte sich das schlanke Thier lang heraus und kroch gegen seine Gewohnheit an den Felsen empor, mühselig sein schweres Gehäuse nachziehend, als wollte es sich nach langer Ruhe wieder einmal recht lang ausdehnen und seine Kräfte neu ermuntern.

Doch ich suchte weniger diese Art; denn ich war sicher, sie an vielen Orten zu finden. Ich suchte lange, bis sie mein Auge auf dem vielfarbigen Felsenboden unterscheiden gelernt

hatte — doch endlich fand ich sie, die herrliche Alicante-Schnecke (H. alonensis), die gewissermaßen hinter ihrer Gleichfarbigkeit mit dem Boden, auf dem sie kroch, sich verbarg. An denselben Orten, wo ich vor dem Regen, nachdem ich wohl hundert große Steine umgewälzt und nur etwa 4 oder 5 in ihrem Versteck gefunden hatte, sammelte ich jetzt in kurzer Zeit 80 prächtige Exemplare. Ich stieg immer höher und höher; höher, als wir vorher gewesen waren, bis ich oben auf dem Kamme den Blick nach Cartagena zu und auf das Meer gewonnen hatte. Dort fand ich auch noch eine seltene Art der Kreismundschnecken (Cyclostoma mammillare), die ich bei Alicante blos in leeren Gehäusen gefunden hatte, in lebenden Exemplaren. Desgleichen auch die ebenfalls afrikanische Helix Dupotetiana, eine europäische Entdeckung Guiraos, der sie schon früher bei Cartagena fand. Paco half mir treulich mit sammeln und nach länger als einer Stunde kehrte ich reichbeladen zu meinem Freunde zurück, der mir schon auf halbe Höhe die Frage heraufschrie, ob ich etwas gefunden habe. Jubelnd hielt ich mein volles Taschentuch hoch in die Höhe und sprang dann vollends zu ihm hinunter.

Die Freude eines Naturforschers über einen glücklichen Fund kennt Niemand weiter als er. Indem ich, nach beinahe 10 Monaten, dies schreibe, kriechen noch viele der an jenem Tage erbeuteten Schnecken in meinem Zimmer in großen Gläsern munter herum, wenn ich sie mit warmen Wasser gewaltsam aus ihrem deutschen Winterschlafe aufwecke.

Aber an den Rückweg nach Murcia werde ich auch mein Lebtage gedenken! Der fette Erdboden der Vega war durch den Regen in einen zähen Lehm verwandelt worden, und bei

jedem Schritte schwebte ein erkleckliches Stück des Königreichs ihrer katholischen Majestät an meinen Stiefelsohlen in der Luft. Der Weg durch die Vega war eine wahre Arbeit. Solche Tage sind eine kleine Strafe für den unterlassenen Wegebau. Man erträgt sie geduldig, denn sie kehrt nicht oft wieder und der Tage sind weit mehr, an denen man zwar auf kunstlosen und holperigen aber trocknen Straßen fährt, reitet und — am seltensten — geht. Fast wie arme Sünder schlichen wir uns mit unserer kothbeladenen Naturforscheräußerlichkeit durch die Gassen der Stadt, auf denen mir die Blicke manches uns begegnenden Bekannten Guiraos sagten: da kommt der unbegreifliche Narr wieder einmal mit unnützen Dingen beladen heim! Ich amüsirte mich höchlich über Guiraos verlegene Eile, mit der er aus dem Bereiche des Straßenpublikums auf sein Haus lossteuerte.

Ein nicht minder genußreicher Tag war der 17. April, aber in ganz anderer Weise auftretend. Eine unbestimmte Zusage in Barcelona hatte sich wahr gemacht, und so war mir die plötzliche Ankunft des Herrn von G. am 16. April zwar nur eine halbe Ueberraschung, aber eine ganze Freude. Er hatte in Consulatsgeschäften nach Cartagena zu gehen, und hatte von Valencia an den Weg zu Lande gemacht. In seiner Gesellschaft war ein Engländer, Herr S., den ich schon in Barcelona kennen gelernt hatte, und der, wie er behauptete, eine große Passion für Mineralogie hatte. Am 17. April war es, wo, wie ich schon früher (S. 121) andeutete, eine Flasche edeln Rheinweines in mir von Neuem die Ueberzeugung befestigte, wie Recht Moleschott thut, indem er zur Ueberschrift des 16. seiner berühmten Briefe an Liebig, über den Kreislauf

des Lebens, den Ausspruch wählt: „der Stoff regiert den Menschen.“

Wir Drei aßen in der sehr guten Fonda Francesa ein fast vollständig deutsches Mittagbrod und um uns in unserem deutschen Geplauder nicht zu stören, aber doch auch nachdrücklichst zu unterstützen, hatte Freund Guirao die Theilnahme mit feinem Takt abgelehnt, aber statt seiner eine Flasche Rheinwein geschickt, auf welcher die mir wohlbekannte Etikette als Heimathsschein leuchtete: Rothenburger-Nackenheimer von Lauteren in Mainz. Hier in Murcia, wo jeder, auch der leiseste Anklang von Deutschland längst verklungen ist, wo es meinem Freunde eine baare Unmöglichkeit war, in irgend welch persönlicher Ausprägung einen deutschen Sprachlehrer zu finden, hier die schlanke Gestalt einer Rheinweinflasche mit der Mainzer Originaletikette vor uns auf dem Tische stehen zu sehen — das schien uns Dreien, den stammverwandten Engländer natürlich nicht ausgenommen, ein nicht viel geringeres Wunder als eine der Begebenheiten, welche dem Don Beinschiene, denn das ist die Bedeutung von quijote, den Verstand verrückt hatten. Der Wein hätte lange nicht so ausgezeichnet zu sein brauchen, wie er es wirklich war, um uns in dem Grade zu begeistern, daß in jedem Blutstropfen Deutschland in uns wogte. Nichts weniger als dem ausschließenden Nationalitäts-Princip huldigend und weniger wie irgend Einer die nicht zu Nationalstolz einladenden Zustände Deutschlands verkennend, stimmte ich doch mit Freude, mit Jubel in meines Freundes Trinkspruch ein, Deutschland über Alles! Aber in solchen Augenblicken steht das Vaterland vor uns hell und leuchtend, rein von allen Schlacken und Makeln; wie der

Silberblick blitzt es im Hohofen der Geschichte hervor durch die gluthrothe Decke des flüssigen Erzschaumes.

Ja, der Stoff regiert den Menschen. Und Moleschott schließt jenen Brief mit den Worten:

„Wenn aber Würzen die Verdauung, wenn Kleienbrod, Obst, namentlich ein Paar Feigen, denen man Morgens nüchtern kaltes Wasser nachtrinkt, die Leibesöffnung befördern; wenn Rüben, Rettig, Lauch und Vanille den heftigsten aller sinnlichen Triebe anregen; wenn Wein und Thee und Kaffee die Stimmung des Hirns beherrschen, dann ist wohl die Ueberschrift dieses Briefes berechtigt. Und wenn der Stoff den Menschen regiert, dann ist die Erkenntniß unserer stofflichen Verhältnisse eine Aufgabe, deren Lösung uns nicht dringend genug beschäftigen kann. Darum führt die Chemie in diesem Augenblick ihr Scepter über alle andere Naturwissenschaften. Die Lehre vom Leben hat es mit nichts Anderem zu thun, als mit der Chemie und Physik des lebendigen Leibes.“

Ja, die Ueberschrift ist so berechtigt, daß Jeder, wer es nur will, an seiner eigenen Person die Bestätigung kennen lernen kann. Die Wahrheit derselben leuchtet ihm entgegen aus den Gedankenblitzen, welche der Wein aus dem sonst trägen Hirn im Trinkspruche hervortreibt; sie legt sich ihm nahe in der schlafmachenden Arznei, welche auch den unbändigsten Geist in heilende Fesseln legt.

Wir erfuhren dasselbe. Wir machten nicht, wie wir uns vorgenommen hatten, einen Ausflug nach dem Monte Agudo, sondern es trieb uns hinaus in die Vega, um das Volk in seiner Sonntagsfreude zu sehen. „Baile“ war unser Losungswort; Tanzen wollten wir sehen, worin sich nimmermehr in

Deutschland, wohl aber in Spanien der Charakter des Volks ausdrückt; denn nimmermehr mag ich glauben, daß in dem Tanzboden-Rasen unserer Dorfjugend ein Charakterzug deutscher Nation liegt. Es ist vielleicht eingeschleppte fremde Waare.

Nach langem Umherlaufen und vielem Fragen führten uns endlich ein Paar Jungen in eine Vorstadt, wo allsonntäglich in dem Hofe des Palastes eines Marques Tanzbelustigungen des Volks stattfinden, von denen er ein Freund ist. Ich liebe den Mann darum, ohne ihn zu kennen.

Ich kenne nichts Poetischeres im Volksleben irgend eines Volkes, als einen solchen ländlichen Tanz, unter dem blauen spanischen Himmel, auf dem glatten Boden der Mutter Erde, die Gardinen des Ballsaales von Rebenbogen und die Säulen von Cypressen und schlanken Palmen gebildet, das Orchester beschränkt auf einige Guitarren-Akkorde und auf die sicheren Takte der Castagnetten.

In einem geräumigen Hofe, an den ein prachtvoller Südfruchtgarten stieß, fanden wir eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; der Kleidung nach meist Landleute der Vega. Man tanzte die Malagueña (nach Malaga benannt). Rundtänze nach unserer Art kennt das spanische Volk nicht. Da sieht man nichts von tänzersüchtigen Blicken. Wenn ein Paar seinen Tanz beendigt hat, so tritt eine andere Tänzerin vor, zu der sich bald ein Tänzer findet; oder umgekehrt. Hier sind die Zuschauer offenbar nicht minder betheiligt als die Tänzer, während sie bei unseren Tänzen wenig mehr als Staub und Rippenstöße und — lungenkranke Töchter und Bräute davon haben. Der Volkstanz der Spanier ist durch und durch noch innerhalb des Gebietes des Schönen, aus dem er in Deutsch-

land längst hinausgeras't ist. Die wollüstigen Geberden des Fandango kenne ich nicht, denn ich habe leider überall blos die Malagueña tanzen sehen. Aber selbst sie, wenn sie sind, wie man sagt, gehören, wenn auch in einen unsaubern Winkel, doch noch in einen jenes Gebietes. Drückt auch der Fandango Sinnlichkeit aus, so thut er es in schöner Form, während unsere Tänze Nichts in unschöner Form ausdrücken. Immer sieht man es in Spanien den Tanzenden an, daß sie sich bewußt sind, eine ästhetische Produktion zu geben. Was bewegt denn aber unsere Galoppadentänzer, von denen sich möglichst viele Paare auf einmal den Raum streitig machen? Es scheint übrigens unser unseliges Tanzen überall dahin zu folgen, wo die Poesie des Naturlebens vor der Verfeinerung der sogenannten Civilisation geflohen ist; denn die vornehmen Spanier tanzen auf ihren Bällen nur deutsche und französische Tänze.

Zuerst tanzte ein etwa vierzehnjähriges Zigeunermädchen, eine gitana, die eine Art Gewerbe daraus machen. Ihre Kleidung erinnerte mich ganz an unsere Zauber-Ballets; Alles bunt und mit silbernen Nadeln, Spangen, Kettchen, Münzen verziert. Sie trug seidene Strümpfe und seidene Schuh. Ihr Tänzer ging in der uns bereits bekannten Landestracht mit dem Sombrero calañes. Ihr folgte eine derbe Bauermagd, die unter den Sandalen nicht einmal Strümpfe hatte. Aber ihre Bewegungen ermangelten durchaus nicht der Grazie, die den spanischen Tänzen so eigenthümlich ist.

Die nun folgende Tänzerin überraschte uns im höchsten Grade. Sie war vielleicht das schönste Mädchen, was ich in Spanien gesehen habe, und gehörte offenbar einem höheren

Stande an. Ihre Kleidung, worin die Spanierin immer weit mehr als unsere Schönen ihren Launen folgen kann, aber auch weit mehr Gelegenheit hat, ihren Geschmack zu zeigen, war einfach und geschmackvoll. Ihr feines ruhiges Mienenspiel stimmte vollkommen zu der ruhigen Weise der Malagueña, welche wesentlich die, mehr im Kreise der Freundschaft und ländlichen Freude als der Leidenschaft der Liebe liegenden, Empfindungen und Gedanken eines jugendlichen Paares ausdrückt. Man sah, daß sie mit „Passion" tanzte, was freilich weit entfernt war, ihr das Aussehen einer deutschen „passionirten" Galopptänzerin zu geben.

Wie ich es immer gefunden habe, so begleiteten außer einer Guitarre und den eigenen Castagnetten noch zwei oder drei Mädchen den Tanz mit Castagnetten. Stets begleitet auch abwechselnd ein Sänger oder eine Sängerin den Tanz mit allerdings meist schauerlich klingenden Gesängen. Der Text ist nicht immer der zu dem Tanz gehörende, sondern sehr oft wird er im Augenblick von dem Singenden dazu gedichtet. Die an Reimen so reiche spanische Sprache eignet sich ganz vortrefflich zu solchen Stegreifdichtungen, wie sie freilich auch zu dem schon früher hervorgehobenen Ueberfluß an poesielosen Reimereien verleitet.

Einige Tage vorher hatte ich auf einem Spaziergange mit Guirao eine solche Improvisation von einer alten Frau gehört. Wir waren bei einem ähnlichen aber kleineren Tanzkreis stehen geblieben, und unsere städtischen Kleider hatten die Alte herausgefordert, mit ihrer ohrenzerreißenden Stimme ein Lob der ländlichen Kleidung zu improvisiren.

Wir waren leider kurz vor dem Schluß des Tanzver-

gnügens in den Hof des Marques getreten und mußten uns mit diesen drei Tänzen begnügen. Doch hatten wir es nun nicht zu beklagen, daß uns ein Paar gitanos sitzen ließen, die wir vorher im Zigeunerviertel der Stadt zu einer Tanzvorstellung in die Fonda bestellt hatten.

Wenn die Zigeunerinnen und jungen Zigeunerburschen Profession vom Tanzen machen, so ist ein anderer Erwerb dieser räthselhaften Rasse das Scheeren der Maulesel. Es ist eine allgemeine Sitte in Spanien, die Maulesel genau an der oberen Hälfte des Leibes ganz glatt zu rasiren, was mittelst einer Scheere in vollkommenster Weise bewerkstelligt wird. Die Grenzlinie läuft von den Ohren beiderseits in der Mitte des Halses die Flanken entlang bis zur Schwanzwurzel, die ebenfalls etwa 1 Fuß lang mit geschoren wird. Obgleich mich Herr von G. gewaltig auslachte, als ich den Gedanken schon in Barcelona gegen ihn aussprach, so kann ich ihn doch auch jetzt noch nicht fahren lassen, daß diese sonderbare Sitte, einen Bastard halb zu scheren, auffallend an Wort und Begriff halbschürig erinnert, von welchem mir eine sonstige Begriffsableitung nicht bekannt ist. Nie habe ich ein Pferd geschoren, nie einen Maulesel ungeschoren gesehen, deren Haare doch nicht länger als die der Pferde sind. Bei Eseln habe ich es unter vielen Tausenden etwa zwei- oder dreimal gesehen, also ist es bei ihnen offenbar blos von den Maulthieren übertragen. Zudem ist es diesen Busenfreunden Sancho Pansa's wohl zu gönnen, denn sie sind oft so zottig wie die Spitzhunde. Würden wir nicht geneigt sein, einen Maulesel, ein unbestimmtes Thier, nicht Pferd, nicht Esel, ein halbschüriges Wesen zu nennen?

Wir trennten uns an jenem genußreichen Tage, um in Cartagena am 19. April wieder zusammenzutreffen.

So kam der 19. April heran, an welchem ich meine eigentliche Entdeckungsreise, denn so kann ein Naturforscher eine Reise durch die südlichen Provinzen des noch so wenig durchsuchten Spanien wohl nennen, antreten wollte.

Meine Vorbereitung und Ausrüstung dazu machte mir ganz unerwartete Schwierigkeiten. Die nöthigen Dinge, zum Sammeln, Zubereiten und Unterbringen von Naturalien aller Art, hatte ich mir aus Deutschland nicht mitnehmen mögen, weil ich glaubte, ich werde sie ja auch ebenso gut in einer der großen spanischen Städte kaufen können. Du lieber Himmel! Hier war ich in einer solchen und immer war Guirao's Antwort: „das können Sie hier nicht bekommen"; und wenn ich ihm erwiederte, daß er es ja doch habe, so waren die Sachen entweder aus Madrid oder gar aus Paris.

Ich hatte ursprünglich die Absicht gehabt, mir zur Reise einen Maulesel und einen Esel zu kaufen, und einen Arriero als Führer und Gehülfen zu miethen. Allein Guirao redete mir es aus und rieth mir eine Tartane zu miethen. Ich glaubte seinen Rath befolgen zu müssen; habe es aber nachher bitter bereut, aus Gründen, die aus meinen Mittheilungen hervorgehen werden. Ich rathe Jedem, der nicht nur den von Diligeancen befahrenen großen Landstraßen, sondern der spanischen Natur folgen will, die keinen Wegebau kennt, sich einer bestia, gleichviel ob Pferd oder Maulesel, zu bedienen. Ein Naturforscher darf nun vollends gar nicht anders reisen! Es giebt auf der Reise nichts Schmerzlicheres, als durch kleinliche Hindernisse am Verfolg der Reise gestört zu werden. Ein

erbärmlich kleinliches Hinderniß bleibt es aber immer, wenn auch in noch so ausgedehnter Form sich geltend machend, wenn in einem civilisirten Lande ganze große Gebiete für jedes Fuhrwerk unzugänglich sind!

Ich gab für meine Tartane täglich Alles in Allem 24 Realen oder 1 Thlr. 22½ Sgr., und als täglichen Lohn einem außer dem Tartanero gemietheten Diener 12 Sgr., 6 Realen. Außerdem hatte ich nur noch für das Wegegeld zu sorgen, was aus dem sehr einfachen Grunde unbedeutend war, weil ich selten auf „Wegen" gefahren bin.

Das scheint nun zwar allerdings nach deutschem Maßstabe nicht viel. Aber da ich täglich, weil ich nie anders als Schritt fuhr, nie über 8 oder höchstens 10 Leguas, etwa 5 oder 7 Wegstunden für einen deutschen Reisewagen, vorwärts kam und dasselbe auch an den Ruhetagen zahlen mußte, so war die Reise ohne Zweifel kostspieliger, als wenn ich meinem Vorhaben gefolgt wäre, da ich die beiden „Bestien" ohne großen Verlust wieder hätte verkaufen können.

Am genannten Tage früh 6 Uhr stand meine Tartane gepackt und zum Abfahren bereit am Hause. Um etwaigen Raubanfällen gegenüber, vor denen mir mein Freund doch keine Garantie leisten wollte, einigermaßen gesichert zu sein, hatte ich erstens meinen Begleitern ihren Lohn auf einen Monat vorausbezahlt und den größten Theil meines Geldes in groben Goldmünzen — unter dem Spiegel meines Mikroskopes versteckt. „Das nimmt Ihnen kein Räuber," hatte Guirao gesagt, „das ist ihnen eine unnütze máquina (Maschine)." Ich erhielt aber glücklicherweise keine Gelegenheit, zu erfahren, ob er sich verrechnet habe oder nicht.

So trollte ich denn Schritt für Schritt zur Stadt hinaus. Manchem würde meine Lage eine peinliche gewesen sein; mir kam sie nur höchst komisch, allenfalls etwas tragikomisch vor. Nur noch schwacher Anfänger in der lengua castellana saß ich zwei Menschen gegenüber, welche kein Sterbenswörtchen anders als in dieser ihrer Muttersprache reden konnten. Anfangs beaugenscheinigten wir einander und jene Beiden mochten wohl denken, wie ich närrischer Kerl nur den Einfall haben könne, ohne spanisch zu verstehen so mir nichts dir nichts für schweres Geld in spanischen Landen herumzureisen, um — Schnecken zu suchen. Wenn ich nachher manchmal dieses Reisezweckes wegen ausgelacht wurde, so waren sie es nicht, die am wenigsten lachten.

Ramon, der Tartanero, war ein hoher Sechziger mit einem markirten spanischen Mustergesichte und besorgter Freund seiner Mula. Ueber ein nicht so bös gemeintes „arre mula!" und ein Kläppschen mit der Kinderpeitsche hinaus kam es nicht, außer zweimal, wo der Weg eine zu große Anhänglichkeit für unsere Räder zeigte, welche die Mula beide Mal allein nicht überwinden konnte. Da setzte es Hiebe und kräftigere Redensarten, bis der Zufall beidemal mit anderen Bestien zu Hülfe kam.

Paco war ein junger Mann von vielleicht 18 Jahren mit mehr deutschen als spanischen Gesichtszügen; aber in seinem kräftigen Gliederbau zeigte sich die spanische Hoheit — so kann man grandeza in den meisten Fällen getrost übersetzen — in ungewöhnlichem Grade. Leider ist er mir, der ich das Zanken und Befehlen nicht gelernt habe, wenig von Nutzen gewesen und sein Grundsatz schien der Eulenspiegels zu sein:

ich thue als ein guter Christ nicht mehr als mir befohlen ist. Er war aber ein guter Tänzer.

Meine naturforscherliche Armatur nahm, noch ehe sie sich wirksam gezeigt hatte, von allem Anfange an einen bedeutenden Theil des Platzes weg, so daß ich sechs Wochen lang alle mögliche Stellungen des in einem Wagen fortbewegten menschlichen Köpers durchprobirt habe, mit alleinigem Ausschluß der bequemen.

Bis zur Montaña del Puerto de Cartagena, über welche die Straße nach Cartagena führt, kannte ich den Weg schon und wurde also um so mehr gleich Anfangs recht nachdrücklich an die langweilige Art einer Tartanenreise gewöhnt. Wer damals meine eifrige Ungeduld, nach ergiebigen Gegenden zu kommen, und die Ungewohntheit des Deutschen anders als im Trab zu fahren, gekannt hätte, der hätte im Vorübergehen in den ersten Tagen sich den Mißmuth meines Gesichts wohl zu erklären gewußt. Als ich jenseits der Montaña auf ganz ebenem und recht guten Wege dem Ramon vorher sorgfältig ausgearbeitete und einstudirte Vorwürfe darüber machte, daß er auch hier nur Schritt fahre, antwortete er mir, mit dem verdammten Fingerschütteln: „no, señor! cada una legua una hora.“ Das hieß ungefähr soviel, als wenn ein deutscher Postillon gesagt hätte: jede Meile fahre ich in zwei Stunden. Doch nach dem Sprichwort gewöhnt sich jeder Mensch an Alles, und das Sprichwort behielt auch an mir Recht.

Von der Montaña an bis ziemlich dicht vor Cartagena war die Gegend unausstehlich langweilig. Ein bald ganz ebenes, bald wellenförmiges aschgraues Flachland brachte nur

eben soviel hervor, daß die hier jedenfalls bescheidenen Ansprüche des Landmanns wenigstens nicht ganz getäuscht wurden.

Den ganzen Tag über sah ich nur einige einzeln an der Straße liegende, wie es schien blos zur Erntezeit bewohnte Höfe und eine Venta, wo wir Mittag machten. Nicht weit von derselben wurden frische Steine aufgeschüttet. Ich wunderte mich, unsere dazu verwendeten starken, eisenbeschlagenen Kästen durch leichte Espartokörbe vertreten zu sehen. Es ist dies von den zahllosen Verwendungen dieses für Südspanien fast unentbehrlichen Grases ohne Zweifel diejenige, welche für sich schon am einleuchtendsten für die außerordentliche Zähigkeit und Haltbarkeit seiner Blätter spricht; denn diese, nicht die Halme, sind es, welche man benutzt.

Wir werden in Gegenden kommen, wo man, so weit das Auge reicht, fast nichts als Esparto sieht und ich will dann mehr davon erzählen.

Ich war überrascht, schon eine Stunde nach Ueberschreitung der Montaña links ziemlich nahe das Meer zu sehen. Meine Karte belehrte mich aber, daß es blos das Mar menor sei, ein bedeutender salziger Landsee, der durch eine schmale Landzunge vom Meere getrennt ist, mit dem er ohne Zweifel früher zusammengehangen hat. Jetzt ist nach seiner Abtrennung vom Meere sein Salzgehalt viel größer als der des Meerwassers, weil ihm durch Verdunstung fortwährend Wasser entzogen wird.

Einige Stunden vor Cartagena wurde der Boden auf einmal ein ganz anderer; er zeigte sich lebhaft braunroth und war ein grober eisenhaltiger Kiessand. Schon lange ehe man von der Stadt selbst etwas sieht, überblickt man die vielkuppige

Reihe der Sierra de Cartagena, vor welcher links auch einige Basaltkegel liegen, deren es merkwürdig wenige in Spanien giebt. Eine halbe Stunde vor der Stadt etwa fand ich die Ebene spärlich bewässert und also fruchtbarer und grün. Auch einige Palmen, mit Datteln beladen, bewillkommten mich bei meiner Einfahrt in die mit Wällen und Gräben befestigte Stadt.

Ich wollte nach der Fonda Francesa, wo ich meine Freunde wußte. Ramon hielt vor einer Fonda, auf deren Schilde ich las: Fonda de cuatro naciones, und fing an auszupacken. Da gab's gleich, also am ersten Tage schon, Zorn; denn ich argwöhnte, daß auch den spanischen Wagenlenkern die deutsche Maxime geläufig sei, sich zu Schicksalslenkern ihrer Passagiere in das ihnen genehmste Gasthaus aufzuwerfen. Ich hatte aber Unrecht, nach einigen anderweiten mehr extemporirten spanischen Redeübungen meinerseits fand sich's, daß Fonda Francesa blos der Spitzname wegen des französischen Wirthes war.

Bald war ich, ein bescheidenes Zimmer verlangend, sehr bescheiden untergebracht, so daß ich in drei Tagen nie recht dahinter gekommen bin, ob ich im ersten oder zweiten Stock gewohnt habe. Doch kürzte ich im weiteren Verlaufe meiner Reise meinem Gasthof-Maßstab immermehr, bis er zuletzt selbst in Ocaña nicht mehr zu lang war und mein Zimmer in der alten Carthago nova zuletzt unter den Sternen erster Größe strahlte.

Nicht lange nach meiner Ankunft kamen meine Freunde nach Hause. Mister S. hatte den Spleen, weil er um einen Tag den Dampfer versäumt hatte und Herr v. G. schien mit seinen Reiseangelegenheiten auch nicht recht zufrieden zu sein.

Wir machten dennoch mitsammen einen Spaziergang nach dem Hafen, der unvergleichlich schön ist und einer der besten der ganzen Erde sein könnte, wenn etwas für ihn gethan würde. Doch wozu das auch! ich zählte im ganzen Hafen nur zehn Segel, die sich darin wie zehn Meerlinsen auf einem Teiche ausnahm.

Der Hafen ist wohl zwei Seemeilen tief und etwa eine Seemeile breit, und bildet einen von hohen Bergen umschlossenen runden Busen, in welchem der ärgste Sturm draußen kein Wellchen kräuselt. Die innere Landseite, welche die Stadt bildet, ist von einer starken Hafenbatterie und die Höhen rechts und links von Festungswerken vertheidigt. Hinter der Hafenbatterie erheben sich zwischen den ersten Straßen der Stadt die umfänglichen Ueberreste eines römischen Kastells.

Hinter den am Hafen aufgestellten Kanonen läuft eine sehr lange Uferstraße, deren natürlich blos eine Häuserreihe eine prachtvolle Aussicht über den Hafen genießt. Hier fanden wir zwei Herren, denen man leicht ansehen konnte, daß es keine Spanier waren. Indem wir uns nach etwas bei ihnen erkundigten, ergab es sich, daß es zwei Engländer und zwar der eine der englische Consul war, dem ich sofort mit den gebührenden Entschuldigungen dieser Improvisation mein Empfehlungsschreiben einhändigte. Da der Consul eben im Begriffe stand nach Alicante abzureisen, so überwies er mich der freundlichen Fürsorge des anderen Herrn, dem ich nachher eine sehr kundige Führung durch den Bergwerksdistrikt der Sierra von Cartagena verdankte.

Cartagena ist eine nicht unbedeutende Stadt, der man aber überall den Verfall ansieht. Es ist mir keine spani-

sche Stadt von gleicher Größe so wenig belebt erschienen. Nur durch einen kurzen Spaziergang am Meere davon getrennt liegt links der Flecken Santa Lucia, dem die hohen Schornsteine einer Glas- und einer Silberhütte einigermaßen den Anstrich von Betriebsamkeit geben.

Wie öde Gassen sich durch Gras zwischen den Pflastersteinen von belebten unterscheiden, so der hiesige Hafen durch eine ungestörte ungemein üppige Flor der Seegewächse. Nirgends habe ich eine gleiche Reichhaltigkeit dieser oft so prachtvoll grün oder braun oder roth gefärbten abenteuerlichen Gebilde gefunden wie hier. Der ganze Hafen ist aber auch ganz geeignet für eine reiche Entfaltung derselben, denn er gleicht mehr einem ruhigen Landsee als einem Theile des Meeres. Was ließe sich aus Spanien machen, wenn seine Verwaltung besser wäre!

Zum ersten Male sah ich hier von der hohen Ufermauer der Hafenbatterie herab die klare Durchsichtigkeit, welche das Meerwasser über felsigem Grunde zeigt. Man erinnert sich nicht gleich an seinen Salzgehalt, und glaubt eine unermeßliche Fülle köstlichen Quellwassers zu sehen. Die grauweißen Kalkfelsen des Strandes täuschten mich Anfangs fast, indem ich fußhoch über ihnen stehendes Wasser seiner völlig farblosen Durchsichtigkeit wegen gar nicht wahrnahm. Schlanke maigrüne Tange schaukelten sich darin, und gleich ihnen schienen dazwischen herumfahrende kleine Fische in freier Luft zu schweben.

Jetzt beklage ich es, damals dem Gelüsten, einen Tag auf das Sammeln von Seepflanzen und Seethieren zu wenden, widerstanden zu haben. Es trieb mich vorwärts und nichts

konnte mich noch meiner nächstliegenden Reiseaufgabe entziehen. Für Botaniker sei es gesagt, daß die reizende Pflanzengruppe der Tange wohl an keinem Punkte der europäischen Küste üppiger entfaltet sein dürfte, als im Hafen von Cartagena. Er ist ein wahrer botanischer Garten für diese Gewächse.

Nachdem am andern Morgen Herr von G. wieder abgereist war, ließ sich trotz meiner Abmahnungen Herr S. nicht abhalten an einer wissenschaftlichen Excursion Theil zu nehmen, die ich mit Paeo um 8 Uhr nach den westlichen Bergschluchten antrat. Ich prophezeiete ihm, was kam, Langeweile. Mit sammelnden Naturforschern ist schlecht Spazierengehen.

Die malerischen durch vielfach gewundene Schluchten von einander getrennten Hügel von bedeutender Höhe zeigten sich mir sehr manchfaltig zusammengesetzt. Die meisten bestanden aus einem schwärzlichen weißgeaderten Marmor, dazwischen aber kamen solche vor, welche aus deutlich geschichteten krystallinischen Schiefergesteinen zusammengesetzt sind, namentlich Thon- und Glimmerschiefer. Auf jenen hielt ich eine ziemlich reiche Ernte an interessanten Schnecken, zu denen sich auch eine neue bisher noch niemals aufgefundene gesellte, die ich zu Ehren dieses Ortes **Helix carthaginiensis** getauft habe. Die Auffindung und Erkennung einer neuen Thier- oder Pflanzenart ist die größte Freude des Naturforschers. In solchen Augenblicken glaubt er plötzlich der schöpferischen Kraft der Natur näher zu stehen, wie jeder andere seiner Berufsgenossen. Er sieht hier ein Wesen zum ersten Male, was vor ihm noch nie das Auge der Wissenschaft gesehen hatte. Das Gefühl, was man da hat, gleicht einigermaßen dem, was Jemand erhebt, wenn er aus der Hand des Meisters selbst das erste Erzeugniß

einer neuen Erfindung erhielt und dann fortläuft, um der Welt die Bereicherung zu zeigen. Diese Freude ist um so größer, je mehr an sich das Gebiet schon durchforscht ist, wo es ihm gleichwohl eben doch zu Theil wurde, etwas den Forschern bisher Entgangenes aufzufinden. Ich denke mir, daß das massenhafte Entdecken in bisher unbesuchten Ländern ferner Welttheile mehr verwirrend verblüfft, während es hier angenehm überrascht.

Leider ist die mit diesen wissenschaftlichen Glücksfällen verbundene Berechtigung, das Entdeckte unter einem neuen Namen und mit einer charakterisirenden Beschreibung in die Wissenschaft einführen zu dürfen, für Manchen eine Verlockung, nach neuen Arten zu suchen oder vielmehr zu haschen. Dadurch ist die Wissenschaft mit vielen wesenlosen Namen belastet worden, weil die Arten, denen man sie voreilig gab, eben keine wirklich von allen bereits bekannten sich scharf unterscheidende, sondern blos unbedeutende Abweichungen, Spielarten, irgend einer schon bekannten Art waren.

Solche Naturforscher kommen mir vor wie ein passionirter Nimrod, der auf einem schon hundertmal abgetriebenen Revier endlich etwas zum Schuß bekommt; er legt an, zielt — pautz da liegt's! — ein alter Baumstumpf.

Reicher aber als die Thierwelt, denn von Insekten bemerkte ich nur einige sehr wenige Käfer und Skolopender unter Steinen, zeigte sich die Pflanzenwelt. Wie bei uns im Mai die Blumen des Löwenzahn (Taraxacum officinale) unsere Grasplätze wie mit Goldmünzen überstreuen, so waren hier die dürren steinigen Flächen mit denen einer Zollikofera bestreut, die obendrein recht eigentlich am Boden lagen, weil diese Pflanze

immer ganz platt am Boden liegt und ihre Stengel keinen Zoll hoch aufschießen läßt. Tief versteckt zwischen den Blättern fand ich an vielen Zwergpalmen auch die Blüthentrauben, sowohl männliche als weibliche. Zum ersten Male sah ich hier das Espartogras (Macrochloa tenacissima) und im Schutze desselben tief in den dichten Rasenbüscheln versteckt die prachtvolle Schnecke Helix lactea und das schon mehrmals erwähnte Cyclostoma mammillare. Wenn man die immer einzeln auf kleinen Erdhügelchen stehenden Grasstöcke stehen sieht, so ahnet man nicht, daß sie eine so außerordentlich große Bedeutung für Spanien haben.

Als ich eben nach einer anderen Bergschlucht gehen wollte, weil ich hier meine Rechnung wenig fand, kamen eben zwei Jungen daher mit vollen Schneckenkörben und ersparten mir den Weg, denn ich fand in ihren Körben Alles, was ich dort erwarten konnte.

Es hatte sich auch hier meine alte schon so oft gemachte Erfahrung bestätigt, daß auf Gneis, Glimmerschiefer und anderen kalkarmen Gebirgsarten die Schnecken selten sind, und selbst gänzlich mangeln wenn auch eine üppige Vegetation, namentlich eine aus Moos und faulen Blättern bestehende Bodendecke fehlt; daß dagegen der Kalk meist sehr reich daran ist. Es liegt darin nichts Auffallendes, wenn man sich erinnert, daß die Schnecken eine kalkreiche Nahrung bedürfen, um daraus ihre Gehäuse bauen zu können, die ja nur aus Kalk und etwas thierischem Leim bestehen. So spricht sich auch hier die große den Erdkreis durchdringende Erscheinung, der Kreislauf des Lebens, aus. In ewig wiederkehrendem Wechsel durchkreist das Leben den Stoff, diesen in immer neue Formen kleidend.

Unendlich kleine Mengen der mächtigen Kalkberge führte das Wasser, das Alles lösende, in die Pflanze über. Diese gab ihren Kalkgehalt mit ihren Blättern der hungrigen Schnecke, daß sie daraus ihr Gehäuse baue; und wenn diese gestorben ist, so giebt sie den nun leichter löslichen Mörtel ihres Gehäuses wieder an den Boden zurück. Dann beginnt der kleine Kreislauf des Kalkes aufs Neue. Nur die Formen sind vergänglich — der Stoff ist unsterblich und unverlierbar.

Mehr um meinen englischen Freund zu befreien, der während unseres Suchens wie ein die Feldarbeiter beaufsichtigender Herr Verwalter in schrecklicher Langeweile auf einem Felsenvorsprung saß, kehrte ich nach Hause zurück, nicht eben sonderlich erbaut von diesem ersten Besuch der Südküste Spaniens, von der ich mir so viel versprochen hatte. Mehr als ich es bereits nach Guiraos Mittheilungen hatte für mir bevorstehend halten müssen, fand ich die Küstenhügel des Pflanzenwuchses beraubt und dadurch natürlich meine Erwartungen von der Thierwelt abgekühlt, die ja überall aufs Innigste an jenen geknüpft ist.

Ich erinnerte mich an das, was mir mein Freund über den Minenschwindel der Spanier mitgetheilt und was ich darüber im Regierungspalaste von Murcia selbst gesehen hatte, und was mir schwarz auf weiß einen haarsträubenden Beweis von jenen lieferte.

Wie überall nämlich so muß man auch in Spanien sich die Regierungsgenehmigung zur Anlegung eines Schachtes einholen. In Folge dieses Gesuches macht der Gouverneur der Provinz einen öffentlichen Anschlag, und wenn nach fünf, nur fünf Tagen von keiner Seite eine Einsprache gegen das Unternehmen geltend gemacht wird, so wird der Anschlag wegge-

nommen und die Erlaubniß zu dem neuen Bergwerk ausgefertigt. Es ist also, man beachte das wohl, derjenige Theil im Regierungspalaste, der für derartige Anschläge bestimmt ist, in einer ununterbrochenen fünftägigen theilweisen Erneuerung begriffen, und dennoch fand ich auf diesem Theile, der 2 lange Wände der Hausflur einnahm, gleichzeitig allermindestens 50 derartige Anschläge!! Ich habe sie zwar blos durch einen Ueberblick geschätzt, nicht gezählt; allein ich bin gewiß, daß es eher mehr als weniger waren!

Wenn nun auch anzunehmen ist, daß lange nicht alle diese neuen Bergwerke sofort in Angriff genommen werden, — sonst müßte ja das Königreich Murcia, denn auf dieses beschränkt sich natürlich das eben Gesagte, einer von Maulwürfen durchwühlten Wiese gleichen, — daß im Gegentheil viele erst später, viele wohl auch gar nicht zur Ausführung kommen; so wollte ich eben dadurch blos einen recht augenfälligen Beweis von der Sucht gewisser Classen in Spanien geben, ohne eigene Arbeit reich werden zu wollen, was sich freilich in den meisten Fällen in das Gegentheil verkehren mag.

Zur Entschuldigung, ja vielleicht sogar zur Rechtfertigung dieser Bergbauwuth könnte man vielleicht sagen: lasse man doch die Thoren, die es wollen, sich ruiniren, sie geben wenigstens der ärmern Classe Gelegenheit zu Erwerb!

Allein man darf nicht einmal dies vorbringen, denn eine höhere Rücksicht will sich hier geltend machen.

Bekanntlich fehlt es Spanien sehr und gerade den südlichen Provinzen ganz an Steinkohlen. Was war die Folge. So lange, um hier stehen zu bleiben, die Sierra de Cartagena noch einigermaßen bewaldet war, entblößte man blindlings,

nur auf die Feuerung der einmal dastehenden Hüttenöfen bedacht, dieselbe von Allem, was brennen wollte. Guirao sagte mir, — er ist ein noch junger Mann, — er kenne diese Sierra noch mit Bäumen bedeckt — jetzt kann man einen Welttheil für ein Bäumchen von der Stärke einer Bohnenstange bieten, es findet sich keins mehr! Keine menschliche Macht ist im Stande auf diesen dürren, von einer afrikanischen Sonne durchglüheten Hügeln je wieder einen Wald hervorzuzaubern! —

Von hier reiste ich über sechs Wochen lang in Südspanien umher — mit Ausnahme der Sierra Nevada fand ich den Charakter aller Sierren dem der von Cartagena gleich: völlige Kahlheit und Entblößtheit von allem Baumwuchs!

Das Versiechen der Wässer und mit ihm die völlige Ertragsunfähigkeit des Bodens ist in diesem heißen Lande die Folge. Spanien, einst die Kornkammer der Römer, erbaut im Süden bei weitem nicht seinen Bedarf an Getreide. Die völlige Ertragsunfähigkeit und also nur durch die Einführung von Brodfrüchten ermöglichte Bewohnbarkeit ist die nothwendige Folge.

Ueberall wird es dem Reisenden, der mit dem Zusammenhang zwischen Bewaldung und Bewässerung eines Landes bekannt ist, klar, daß ganze große Distrikte Spaniens der unbedingten Unbewohnbarkeit mehr und mehr entgegengehen.

Man hat das eingesehen — wird man mir vielleicht antworten — und darum hat man zur Hebung der Forstcultur und zur Regelung der Waldwirthschaft in Villaviciosa de Odon bei Madrid eine — Forstakademie gegründet.

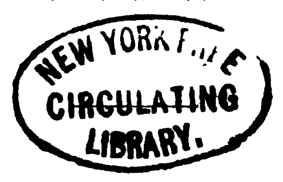
Das klingt recht beruhigend. Ich kenne die Gründung dieser Anstalt recht genau und der dortige Lehrer der Forstwis-

senschaft ist mein Schüler und mein Freund von Tharand her. Aber die Gründung dieser Anstalt verdient nur dann die Anerkennung des in die Zukunft Spaniens Schauenden, wenn Hand in Hand mit ihr eine solche Bewirthschaftung der noch vorhandenen spanischen Wälder geht, welche über ihrer möglichsten Schonung und Erhaltung wacht, wie nur die Mutter über der Zukunft ihres Kindes wachen kann; denn in der That, in dem richtigen Verhältniß zwischen Wald und Ackerboden ruht ein wichtiger Stützpunkt der Volkswohlfahrt. — Kurz vor meiner Ankunft in Spanien hatte man an Jemand, wie man mir sagte zu einem sehr billigen Preise, in der Sierra de Segura, aus dessen Quellen sich der Rio Segura zusammensetzt, ohne welchen die Vega von Murcia eine öde Steppe sein würde, vielleicht bald sein wird, eine Million Bäume auf dem Stocke verkauft. Dieser Jemand ist der Herzog von Rianzares, der Gemahl der Königin Christine!

Hatte, so möchte man wohl fragen, zu diesem Geschäftchen die genannte Forstakademie ihre Genehmigung gegeben — vorausgesetzt, daß sie gefragt worden ist?

Es fällt mir nicht ein, zu dieser Thatsache meine sehr überflüssigen Glossen zu machen.

Am andern Morgen sollte ich sehen, wie eine in den letzten Jahren erst abrasirte südspanische Sierra aussieht.



IX.

Besuch der Sierra de Cartagena, Zwergpalme, Bergbau, Hüttenwerke; Abreise nach Almazarron, Beschaffenheit der Wege, Naturwissenschaftliches, Almazarron, Ausflüge, der Alcalde; Abreise nach Lorca, Ackerwerkzeug zum Eindämmen der Felder.

Um acht Uhr fuhr ich mit Hrn. S. in Begleitung des gefälligen Freundes des englischen Consuls auf seinem Boot über das schöne Hafenbecken nach dessen äußerer linken Ecke, wo sich einige kleine Felseninseln zu noch mehrerem Schutze vor die Einfahrt des Hafens legen. Unser Begleiter hatte hier eine große Bleihütte, die aber wegen Ueberführung des Marktes seit einigen Wochen still stand. In einer kleinen tiefen Bucht vor derselben lag unmittelbar am Ufer ein Newcastler Kohlenschiff, aus welchem die Kohlen höchst bequem unmittelbar in die Hütte, kaum 100 Schritte davon, gebracht werden konnten. Der Direktor der Hütte, ein junger Engländer, sprach vollkommen deutsch und theilte mir manches Wissenswürdige über den Bergbau in der Sierra mit, der sich vorzugsweise auf Blei, dann auf Eisen und einiges Kupfer erstreckt.

Ich fand hier meine Tartane und unter Begleitung eines berittenen Hüttenbeamten als Führers fuhren wir in einem schmalen Thale etwa eine Stunde lang bis in das Bereich der Werke, wo der Fahrweg thatsächlich eigentlich aufhörte, denn es kostete entsetzliche Mühe, um die leere Tartane über einen Haufen von Hügeln hinweg auf eine Fahrstraße zu bringen, wo sie uns wieder er[illegible] sollte.

Etwas Interessanteres, Ueberraschenderes zugleich aber auch Oederes kann man in Europa schwerlich sehen, als dieses

Bergwerksgebiet der Sierra de Cartagena. Wir durchstiegen es in allen Richtungen drei Stunden lang; während welcher Zeit immer ein Bergwerk nach dem andern hinter jedem neu erstiegenen Hügel emportauchte.

Ich kann sein Aussehen nicht besser als durch eine Vergleichung beschreiben. Man denke sich etwa einen Hof mit verschieden hohen und breiten, bald langgezognen bald runden Haufen eines braunröthlichen Sandes bedeckt, die, an ihren Grundflächen zusammenhängend, zwischen sich ein Netz von kleinen Thälchen und Schluchten übrig lassen. Man hat dann das treue Modell der Sierra de Cartagena. Dieses Gebiet senkt seinen südlichen Rand unmittelbar in das Meer und ist fast ohne alle Vegetation. Blos einige Zwergpalmen und einzeln stehende kleine immergrüne Sträucher sind von dem noch übrig, was diese Sierra einst zu einer der wenigen ziemlich bewaldeten machte. Ich glaubte aus dem Ansehen der Zwergpalmen abnehmen zu können, daß die Beschaffenheit der von den Hüttenfeuern nun gänzlich verschlungenen Pflanzenwelt eine mehr als gewöhnlich kräftige gewesen sein müsse, denn sie zeigten oft einen bis drei Fuß hohen Stamm, was sie nur auf günstigen Standorten erreichen. Solche vollkommener entwickelte und von den Ziegen nicht benagte Zwergpalmen sind ungemein zierliche Gewächse. Das bis drei oder selbst bis vier Schuh hohe Stämmchen ist schwarzgrau und mit den Blattstielresten ganz und gar bekleidet, welche von der Verwitterung zerschlissen einen zottigen Pelz bilden. Oben am Ende steht der Strauß der schönen schon früher beschriebenen Fächerblätter.

Die Art und Weise, wie hier der Bergbau betrieben wird, ist in den meisten Gruben blos ein regelloses Wühlen. Da

in dem ganzen Gebiete keine einzige Dampfmaschine ist, und auch sonst die zu Bewegung von Kunstgezeugen nöthige Kraftbeschaffung ihre große Schwierigkeit hat, auch jeder Fuß Zimmerholz sehr weit hergeführt werden müßte, so ist von einer Lösung der Grubenwässer und einer Auszimmerung der Stolln und Schächte wenig oder nicht die Rede. Wenn ein Schacht, deren nur sehr wenige regelmäßig getriebene vorkommen mögen — ich habe wenigstens keinen gesehen — zuletzt zu sehr von Wassern leidet, so läßt man ihn liegen und wühlt einen neuen.

In dem eigentlichen Grubengebiet findet sich kein einziger Fahrweg. Erze, Kohlen und Holz werden auf dem Rücken von 12000 Eseln, so gab man mir in geringster Schätzung die Summe an, an die Orte ihrer Bestimmung geschleppt. Wir sind wenigstens 20 bis 30 solchen theils mit Erz, theils mit Steinkohlen beladenen Eselzügen begegnet, die aus je 10 bis 20 und mehr Eseln bestanden, welche gewöhnlich am Anfange und am Ende von zwei Jungen getrieben wurden. Ueberall sind die Wege sehr schmale Pfade, so daß die Esel einzeln hintereinander gehen müssen. Es giebt ein sehr fremdartiges Bild, wenn man, wie es mir mehrmals glückte, von einer besonders günstig gelegenen Höhe vier oder noch mehr Abhänge übersieht, an denen allen sich solche lange Eselketten entweder auf- oder abwärts bewegen. Man packt natürlich den armen Thieren auf, was möglich ist, und umsomehr ist der feste sichere Tritt ihrer zierlichen Hufe zu bewundern; denn bequem ist ihr Weg nie; sie selbst haben sich ihn nach und nach bahnen müssen. An jeder Seite des Esels hängt ein Korb von Esparto, in welchem die Last im vollkommenen Gleichgewichte vertheilt ist.

Die Zahl der in diesen Bergen arbeitenden Menschen soll über 12000 betragen und wirklich habe ich Stellen gefunden, die so ameisenartig von Menschen wimmelten, daß ich die Schätzung nicht übertrieben finde. Solche Stellen glichen freilich weniger einem Bergwerke, als einem Eisenbahnbaue; denn nur dem sehr Kundigen konnte es verständlich werden, daß es sich hier nicht um ein Abtragen eines ganzen Berges, um Raum zu gewinnen, sondern um Gewinnung von Erz handele, was obendrein häufig so arm war, daß ich nicht begreife, wie man bei seiner Zugutemachung auf die Kosten kommen kann. Arbeitfördernde Maschinen werden in der ganzen Sierra nicht angewendet und sogar die Hüttengebläse habe ich mehrmals von Menschen, sonst immer von Ochsen und Mauleseln, in Bewegung gesetzt gesehen!

Bei der unmittelbaren Nachbarschaft des Meeres öffneten sich bei dem immer sich wiederholenden Uebersteigen der Hügel oft prachtvolle Fernsichten über eine sehr eigenthümliche Landschaft, zusammengesetzt aus den kahlen phantastischen braunröthlichen von Menschen und Eseln wimmelnden Hügeln und der blauen Fläche des Meeres.

Der Mangel einer besondern Bergmannstracht bei allen Arbeitern, selbst bei den Schichtmeistern, Steigern und sonstigen Beamten, wenn es anders dergleichen nach unserem deutschen gegliederten Bergbaubegriff hier giebt, trug nicht wenig dazu bei, dem ganzen Bilde einen unbergmännischen Anstrich zu geben.

Ermüdet von dem Bergsteigen war es uns ganz willkommen, meine Tartane bei einer einsam am Fuße des Gebirges

liegenden Venta wieder zu finden, die uns bald nach der alten Römerstadt zurückbrachte.

Am 23. April machten wir uns zeitig auf den Weg. Es war meine Absicht, zunächst längs der südlichen Küste hinzugehen und dann an einer passenden Stelle mich nördlich nach Granada zu wenden. Heute war die alte an der Südküste gelegene Maurenstadt Almazarron (auch Mazarron) das Ziel meiner Tagereise. Der Weg ging lange Zeit in nordwestlicher Richtung, weil die Uferberge die Küsten für Wagen unzugänglich machten. An die Erbauung von Straßen kann man bei der spanischen Wegesparsamkeit in dieser dünn bevölkerten, unwirthbaren und alles Handels entbehrenden Gegend am wenigsten denken; und wenn wir uns unter Weg einen deutschen Verbindungsweg, — ja nicht eine Landstraße! — denken, so bin ich eigentlich von Cartagena bis Almazarron auf gar keinem Wege gefahren. Schon eine halbe Stunde vor der Stadt bemerkte ich die sonderbare Beschaffenheit des Dinges, was ich hier für Weg nehmen mußte. Wo der Boden eben und nicht zu sehr steinig war, lief ein breiter Gürtel von zahlreichen Gleisen, denen die Werthlosigkeit des Bodens keinen Zwang aufzulegen schien. Man konnte so ziemlich fahren, wo man zu fahren eben Lust hatte. Trat aber, wie es oft der Fall war, der Felsen zu Tage, da hatten die seit Jahrhunderten hier gefahrenen Wagen ihre gelegentliche Arbeit auf Einer Linie vereinigt, um ein Gleis darüber hin auszuschleifen. Es war nicht zweifelhaft, daß dies die einzige Kraft gewesen war, durch welche der Weg sich gebildet hatte. Die verschiedene Härte und die verschiedene Richtung der Klüfte des Kalksteines, denn der war es durchgängig, hatte natürlich eine reichliche

Abwechselung von Kämmen und tiefen Löchern veranlaßt. Es gewährte mir einen Zeitvertreib und zugleich eine halb wissenschaftliche Unterhaltung, hier eine neue Art der Geschiebebildung kennen zu lernen.

Geschiebe nennt man bekanntlich die abgerundeten Steine, welche lange Zeit von Wasserfluthen bewegt (hin und her geschoben) dadurch ihrer ursprünglichen Ecken und Kanten beraubt und zuletzt eben glatt und rund geworden sind. Etwas Aehnliches fand hier statt. Man mag zuweilen in zu tief ausgefahrene Löcher und Furchen einzelne faust- bis kopfgroße harte Steine werfen. Das will aber nicht sagen, daß man sie mit solchen ausfüllt. Das würde ja eine Art Wegebau sein! Diese einzelnen Steine befinden sich in einer fortdauernden Motion. Jetzt tragen sie einmal ruhig ein Rad über die Untiefe des Loches hinüber. Ein nächstes Rad aber kommt gerade zwischen den Stein und die Wand der Vertiefung und drückt jenen über den Rand der letzteren hinaus. Der Huf eines Esels stößt ihn zufällig oder der Peitschenstiel eines Carretero absichtlich wieder an seinen Bestimmungsort, wo er von dem nächsten Rade vielleicht wieder hinausgeschleudert wird. So haben diese Steine eine Art von Lebenslauf und bekommen dabei gelegentlich das abgerundete Ansehen von Geschieben. Sie gleichen gewissen Menschen, welche im Leben eine niedere, aller Welt dienende Stellung haben und dabei von aller Welt hin und her gestoßen werden und zuletzt auch eine gewisse Politur bekommen.

Je weiter wir uns von der Stadt entfernten, desto mehr ließen die Bemühungen der Leute nach, diesem dürren Felsenboden einen Ertrag abzuringen. Dennoch war die Reise nicht

ohne Annehmlichkeit, denn links dehnten sich in ununterbrochener Reihe die vielgestaltigen Uferberge und rechts vor uns ragte in weiter Ferne der graue Umriß der Sierra de Espuña über den Gesichtskreis hervor. Aber meine nächste Umgebung war öde und traurig. Der angebauete Theil zeigte eben nur sein Unvermögen und der unangebauete konnte jenem fast vorgezogen werden, denn er war mit dem nützlichen Esparto bedeckt. Dieses Gras brachte auch fast allein Leben in die Gegend. Denn von den zahlreichen Eseln, die an uns in der Richtung nach Cartagena vorüberwandelten waren wenigstens vier Fünftheil mit Stricken und Bändern aus Esparto beladen. Dann und wann saß auch einmal eine junge Frau darauf, nicht selten den Säugling an der Brust, während der Vater mit langem Stabe neben her wanderte! ein wahrhaftiges Modell zu einer „Flucht nach Egypten."

Ich habe deren viele gesehen, die einem Maler oft kaum etwas zu wünschen übrig gelassen haben würden.

Um Mittag sahen wir das erste Haus. Es war eine Venta, wo Ramon und Paco und die Mula Mittag machten. Ich fühlte aber weder Hunger noch Eßlust.

Von nun an bogen wir uns allmälig wieder südlich, um die Richtung nach Almazarron zu gewinnen. Die Scenerie blieb dieselbe, sie wurde nur noch öder und menschenleerer, weil der Weg, der bisher von den nordwestlichen Thälern hier zusammen lief, von nun an blos von Almazarron herkam. Ich ging viel zu Fuß, um den Stößen des Wagens zu entfliehen und um Einiges zu sammeln.

Dies beschränkt sich fast auf die schon auf der Montaña de la Luz genannte Helix candidissima. Sie kommt hier

gerade in so großen schönen Exemplaren vor, wie gegenüber bei Oran an der Algierschen Küste. Das Thier hat etwas Auffallendes in seiner Lebensweise. Während sonst die Landschnecken in der Hitze sich verkriechen oder sich an Bäumen und Stauden zur Ruhe begeben, habe ich diese Art immer in der größten Sonnenhitze am lebendigsten gesehen. Sie sitzt immer am Boden, in dem sie des Nachts sich zu vergraben scheint, und wenn man sie aufnimmt, so stößt sie 8—10 Tropfen eines klaren etwas nach Knoblauch riechenden Wassers aus. Wo bekommt sie das her? Ich habe sie oft auf dem dürresten Boden gefunden, wo vielleicht seit vielen Monaten kein Tropfen Regen gefallen war. Diese schöne Schnecke trug sogar zu dem Charakter der dürren Ebene etwas bei, denn ihre etwa kirschgroßen kreideweißen Gehäuse fielen weithin auf dem braungrauen fast kahlen Boden als leuchtende Punkte ins Auge. Obgleich größer als manche Art, die man ißt, und derselben Gattung angehörend, wird sie doch nicht gegessen. Ihr Knoblauchgeruch sollte sie doch dem Spanier angenehm machen!

Am Rande einer Lache mit salzigem Wasser fand ich die vielleicht interessanteste aller europäischen Pflanzen, die Hundsruthe, Cynomorium coccineum. Meines Wissens ist die Provinz Murcia für diese einzige europäische Pflanze aus der tropischen Familie der Balanophoreen oder Kolbenschosser der einzige Fundort in Europa. Es ist ein abenteuerliches Gewächs, nicht entfernt an die gewöhnliche Pflanzengestalt erinnernd. Ein fleischiger fingerdicker Stiel erhebt sich etwa acht Zoll aus der Erde, in der er auf der Wurzel einer anderen Pflanze schmarotzt; er ist dunkel granatroth und in seiner oberen Hälfte, die etwas dicker ist, ringsum mit kleinen Blüthchen dicht bedeckt, die sich

blos durch die gelben Staubbeutel zu erkennen geben. Von Blättern oder blattartigen Gebilden sieht man keine Spur. Das eine Stück, was ich leider blos fand, schien auf einer noch nicht blühenden Schmetterlingspflanze, wahrscheinlich einem Ginster (Genista), zu schmarotzen.

Um nach Almazarron zu kommen, mußten wir uns zuletzt auf schmalem Wege zwischen hohen Hügeln durchwinden, denn es liegt in einem kleinen Kessel, rings von Bergen umschlossen, etwa eine halbe Stunde vom Meere, von welchem es durch einen bedeutenden vorliegenden Felsenhügel getrennt ist.

Es ist ein höchst armseliger Ort, der an mehreren Stellen mich fast alles Ernstes glauben ließ, daß er vor kurzem von einem Feinde zerstört worden sei und nun seitdem in Ruinen liege. Halbe Straßen bestanden blos aus solchen. Freilich ist der Uebergang eines solchen Hauses in den Zustand der Ruine kein langer Weg. Es ist eben nur ein gemauertes Viereck mit einer Thüre, oft ohne ein Fenster, und mit einem platten Dache. Häuser ähnlicher Art giebt es in Deutschland nicht. Es war daher sehr vorwitzig von mir, als ich auf Ramons Anfragen, ob ich in die Posada oder in eine Casa de Pupilos (Privatwohnung) gefahren sein wolle, letztere vorzog. Wir hielten bald vor einem Hause am Marktplatze, welches zwar von der einfachen Art fast aller übrigen, aber in dieser Art wenigstens etwas ansehnlicher war. Es schien vielen Ueberlegens zu bedürfen, ob ich Aufnahme finden könne und solle. Ich wartete es ruhig ab, denn ich hatte mir vorgenommen die Feste zu feiern wie sie fallen. Endlich hieß es abajar (absteigen). Meine Wohnung war höchst — ungewöhnlich. Sie bestand aus einem Salon und einem Schlafgemach. Was wollte ich

mehr? Der Salon wurde von der Hausflur gebildet und das Schlafgemach war gerade 5 Schuh breit und 8 lang. Ein kleines Fenster, halb von Holz, halb von Drahtgitter verschlossen, natürlich ohne Glas, ging auf einen schmalen Platz hinter dem Hause, über dessen Bestimmung mich mein Geruchsinn nicht lange im Unklaren ließ. „**Gusta U. el cuarto?**" (Gefällt Ihnen das Zimmer) fragte mich meine Frau Wirthin. „**Muy bien, señora,**" (sehr gut) antwortete ich, „**me alegro,**" (das freut mich) sagte sie; „**gracias!**" beschloß ich dieses spanische Etikettengespräch. Es war wunderschön!

Nachdem meine Sachen aus der Tartane in mein Schlafgemach gebracht und das Bett aufgeschlagen war, glich es so ziemlich genau der Tartane. Ich aber entrann mit Paco dem engen Kämmerlein, um eine der benachbarten Höhen zu ersteigen.

Von dieser, wir wählten einen seitwärts hinter der Stadt sich erhebenden Porphyrfelsen, hatte ich eine vollständige Uebersicht über das Städtchen — denn trotz seiner 5000 Einwohner ist es keine Stadt zu nennen — aus welchem nur wenige ansehnlichere getünchte Häuser als Glanzpunkte hervorleuchteten. Aus seiner Mitte, näher nach dem Meere zu, erhoben sich wie gewöhnlich die Mauerreste eines Kastells und auf einem kleinen freistehenden Hügel dicht dabei, ein maurischer Feuersignalthurm, welche man längs der ganzen Südküste Spaniens sehr häufig sieht und welche zum Signalisiren berberischer Landungsversuche dienten. Ich war überrascht, dicht an der Stadt, so glaubte ich, die wenigen Ueberreste eines römischen Amphitheaters zu sehen, die sich aber am folgenden Tage in einen weiten runden Platz verwandelten, wo zahllose Schlämmbütten

im Kreise standen, um eine rothe Erde zur Bereitung von Töpferwaaren zu reinigen. Almazarron ist arabisch und bedeutet eine rothe mit Thon gemischte Erdfarbe, welche die ganze Umgebung zeigte. Sie rührt vom Eisen her, welches die ganze Umgebung durchdringt und auf welches in den benachbarten Bergen mehrere Bergwerke betrieben werden. Ich stand auf der Höhe ebenfalls vor einem Stolln-Mundloche, vor welchem noch Haufen eines ziemlich armen Eisenerzes aufgeschüttet lagen. Die Pflanzenwelt zeigte sich sehr dürftig. Sie beschränkte sich auf wenige Feigenbäume und ausgedehnte Opuntien-Pflanzungen, die bis ziemlich hoch heraufreichten. Die Thierwelt bot mir gar nichts und von Pflanzen fand ich blos eine zierliche Art der küstenbewohnenden Gattung Statice mit tiefgezähnten Blättern] deren zierliche weiße Kelche täuschend einer Blumenkrone gleichen und dieser Pflanze, wie mehreren ihrer Gattung gewissermaßen zweierlei nacheinander oder vielmehr übereinander folgende Blüthen geben.

Eine reiche Ernte an interessanten Schnecken hielt ich am andern Morgen, am Sonntag, auf dem Markte. Dagegen ließ mich ein weiter Ausflug in die Umgegend ziemlich unbefriedigt. Ich wendete mich nach Süden, und kam an eine schlanke Alcantarilla, einen hohen weiten Bogen, welcher einen kleinen Bach über das Thal hinwegleitete. In ihm fand ich in großer Menge eine vielleicht neue Blasenschnecke (Physa); ich sage vielleicht neue, denn nach dem Gehäuse allein ist es nicht zu entscheiden und die in Spiritus aufbewahrten Stücke gingen mir durch das Stoßen der Tartane später zu Grunde. Ein daneben abgeleiteter Arm des Bächleins, der zwischen uralter Mauerumfassung hinlief, war aufs zierlichste mit einem

schönen Farrenkraut, dem Frauenhaar (Adianthum capillus Veneris) eingefaßt; fast das einzige Grün, was zu sehen war. Aber auch dieses war eben nur dann zu sehen, wenn man den, wie aus Furcht vor den lechzenden Sonnenstrahlen verborgen in seinem tiefen Gerinne dahin rieselnden Wasserfaden entdeckte. Nun, nachdem man lange Zeit auf die unverantwortlichste Weise und mit gedankenloser Blindheit die Waldungen der Sierras verwüstet und den Flüssen und Bächen damit ihre Quellen geraubt hat, wacht man über dem gebliebenen kleinen Wasservorrath wie der zu spät zum Bewußtsein seiner Thorheit gekommene Verschwender über seinem letzten kleinen Kapitale.

Auf den unfruchtbaren oder vielmehr unangebaueten Stellen des schwach salzhaltigen Bodens, und das war bei weitem der größere Theil der Gegend, wuchsen eine Menge Sodapflanzen, die man barilla nannte, und die von Weibern zum wirthschaftlichen Bedarf gesammelt wurden.

Ich ging ziemlich leer aus, und beschloß von morgen an schon mich mehr landeinwärts zu wenden. Ich war eben, wie ich immer mehr bemerkte, viel zu früh gekommen.

Als ich nach meinem Hause zurückkehrte, fand ich, daß neben demselben ein Kaffeehaus war. Freilich von einfachster Ausprägung. Vor demselben saß ein Kreis von Männern, ohne Zweifel die Vornehmen A l m a z a r r o n s. Ich setzte mir einen Stuhl vor die Hausthür und ließ mir's gefallen, daß meine Nachbarn über mich ihre Glossen machten. Unterdessen gingen zwei Herren lange Zeit in tiefem Gespräche auf dem Platze auf und ab. Endlich kamen sie auf mich zu und nach einer sehr artigen Begrüßung gab sich der eine als den Alcalden der Stadt zu erkennen. Er hatte aber keines-

wegs im Sinne, mich in Untersuchung zu nehmen, weil ich schon eine Nacht in seinen Mauern zugebracht hatte, ohne meinen Paß abzugeben. Wer und was ich sei, wußte er schon, denn die Erscheinung meiner in Deutschland sehr unbedeutenden Persönlichkeit war in diesem abgelegenen Städtchen Spaniens ein Ereigniß. Ein catedratico Aleman ist fast überall in Spanien etwas sehr Großes; um wie vielmehr hier. Es war ihm ein ersichtliches Bedürfniß, mir zu zeigen, wie hoch er es achte, daß ich eine so weite Reise gemacht habe, um in Spanien naturwissenschaftliche Beobachtungen und Sammlungen zu machen. Er erzählte mir, daß hier im Gebirge viel Bergbau betrieben werde, und daß er in demselben nach Aguilas hin eine Besitzung habe, wohin er mich einlud. Ich mußte ihm, so gut es ging, von Deutschland erzählen, von dem er, so wenig es auch war, zu meiner Verwunderung mehr als tausend Spanier wußte. Unsere guten Straßen und Eisenbahnen waren ihm, wie ich es bei jedem Spanier fand, das Beneidenswertheste. Der Spanier weiß recht gut, was ihm fehlt, um empor zu kommen. Ich zweifle nicht, daß sich Spanien dereinst unter einer besseren Verwaltung bald aufraffen und schnelle Fortschritte machen wird. Aber dazu bedarf es eben vor allen Dingen der Anlegung fahrbarer Straßen. Geldmangel und Ungunst des fast überall gebirgigen Landes sind jedoch leider der Erfüllung dieses Wunsches sehr im Wege. — Ich erwähne dieser Unterhaltung mit dem Alcalden von Almazarron, um zu zeigen, wie schlecht man Spanien kennt, wenn man in so abgelegenen kleinen Städten vielleicht halbe Wilde und eine vollkommene Unbekanntschaft mit der Außenwelt annimmt. Die Tagespresse ist auch in den elendesten

Nestern Spaniens rührig und thätig, Bildung zu verbreiten. Ueberall habe ich Zeitungen gefunden und, was die Hauptsache ist, emsige Leser derselben.

Als wir am Morgen des 25. April Almazarron verlassen hatten, war zunächst ein wahres Hügellabyrinth zu passiren, zwischen welchem und dem Meere die Stadt in ihrem kleinen Thalbecken eingeschlossen liegt. Aus ihm traten wir in eine ebenso trockene, unfruchtbare Ebene, wie diejenige war, aus welcher ich von Osten her durch die Hügel mich nach Almazarron hatte hindurchwinden müssen. Sie war gegen Ost, Nord und West von mächtigen Bergketten eingeschlossen, unter denen die Sierra de Carrascoy, de Espuña und de Caño hervortreten. Mir blieb keine andere Unterhaltung, als der Wechsel in den Formen und der Beleuchtung dieser Sierren und meine eigenen Gedanken. Bis Lorca, meinem heutigen Reiseziel, sah ich nur zwei menschliche Wohnungen, eine elende Venta, wo die Mula Wasser bekam und ein kleines Landgut, hacienda, welche durch die Gunst eines kleinen Baches wie eine Oase mitten in der Wüste aussah.

In der Nähe dieses Gutes kamen wir auf eine von den zahlreichen Hauptverbindungen zwischen großen Städten, welche dennoch kaum den Namen einer Straße verdienen. Es war der Weg, der Murcia mit Granada verbindet. Ich habe in sieben Tagereisen von hier aus den ganzen Weg zurückgelegt, aber nur an wenigen Stellen auf einige Stunden seine Beschaffenheit einem guten deutschen Vicinalwege gleich gefunden.

Auf den Feldern der erwähnten Hacienda sah ich ein ebenso einfaches als zweckmäßiges Ackergeräth in Anwendung,

womit ein Mann die zu bestellenden und zu bewässernden Fluren eindämmte. Es war ein etwa 2 Ellen langer, 1 Elle breiter und 1 Fuß hoher Kasten, dessen eine lange nach vorn gerichtete Seite ohne Wand war. Der Kasten ruhete in seinem kürzeren Durchmesser auf einer Axe, deren beide Enden beiderseits des Kastens auf einem Schuhe ruheten. Der Kasten lag mit seiner vorderen offenen Seite auf dem Erdboden auf und stand hinten etwa eine Hand breit höher. An diesem höchst einfachen Fuhrwerk, oder mehr noch Schlitten, war ein Maulesel gespannt und ein dahinter hergehender Mann fuhr dasselbe auf dem vorher sorgfältig geackerten und geeggten Boden dessen Breite nach hinüber und herüber. Während der Bewegung füllte sich der Kasten durch die vordere offene Seite allmählig mit Erde und wenn er dann an der Grenze der Breite des Feldes angekommen war, so zog der Mann mittelst eines vorn am Kasten, genau in der Mitte des Bodens oder der Sohle desselben, angebrachten Strickes den Kasten vorn in die Höhe, daß er sich von vorn nach rückwärts überstürzte und seinen Inhalt unter sich ausschüttete. Indem dies durch zwei vorher an den beiden Seiten des Feldes gezogene kleine Furchen sehr sorgsam abgegrenzt war, wurde durch diesen Kasten nicht nur mit großer Bequemlichkeit und Schnelligkeit jederseits des Feldes ein schnurgerader Damm aufgeworfen, der nachher mit der Schaufel nur sehr geringer Nachhülfe bedurfte, sondern das Feld wurde zugleich sehr gleichmäßig geebnet; oder vielmehr es wurden die kleinen Unebenheiten wieder ausgeglichen, welche durch die Ackerung auf dem Felde, welches natürlich vorher eine wassergleiche Ebene sein mußte, vielleicht entstanden waren. Ob dieses oder ein ähnliches Ackergeräth

in Deutschland bereits in Gebrauch sei, weiß ich nicht; ich erinnere mich wenigstens nicht, selbst in großen Sammlungen von Ackergeräthen es gesehen zu haben. Es würde freilich in der deutschen Landwirthschaft auch wenig Anwendbarkeit finden, da die spanische Bewässerungsart, welcher dieses Instrument dient, sich für unser eher durch zu viele Nässe als durch zu viel Trockenheit sich auszeichnendes Clima sehr wenig eignet.

X.

Lorca, Vorstadtbildchen, Alameda, Wirthshaus-Gewohnheit; Abreise, Lumbreras, Rambla de Nogante, Velez y Rubio; in der Posada del Rosario.

Die letzte Strecke vor Lorca gewann schnell einen überaus malerischen Charakter. Der Weg führte mich zwischen zur Rechten liegenden grauen Gypshügeln und einer bewässerten Ebene lange Zeit an dem Hauptbewässerungsgraben hin. Im Süden stiegen, die Vega von Lorca begrenzend, die zackigen Umrisse einer Sierra empor und vor mir die schön gruppirte ansehnliche Stadt. Sie liegt amphitheatralisch zu den Füßen eines bedeutenden Hügels, des letzten einer langen felsigen Hügelkette, welche das Thal des von Nord-Westen kommenden wasserarmen Rio Claro von der Vega trennt, in die er hier sein weniges Wasser so ganz und gar vertheilt, daß ihm dann selbst nichts mehr übrig bleibt.

Ich kam schon gegen 3 Uhr in meiner stattlichen Posada de San Vicente in Lorca an. Die Wirthsleute saßen

gerade beim Mittagessen vor einer großen Schüssel voll Schnecken. Ein Blick belehrte mich, daß es eine bisher von mir immer vergeblich gesuchte seltene Art sei, und ich legte gleich Beschlag auf die leeren Gehäuse, was ein allgemeines Gelächter hervorbrachte, was mich übrigens sehr wenig kümmerte. Eine halbe Stunde darauf brachte mir auch die grundhäßliche einäugige Moza die Erbetenen und lachte mich nochmals auf ihre Faust recht ordentlich aus und an, als ich dafür einen Real verabreichte. Einen Real für die leeren Gehäuse! mochte sie denken, das kosteten sie ja lebendig nicht.

Meine absonderliche Liebhaberei wie überhaupt die Anwesenheit eines Aleman, was hier jedenfalls eine große Seltenheit sein mag, schien bald in der ganzen Calle de Carretero (Fuhrmannsstraße) ruchbar geworden zu sein, denn nach kaum einer halben Stunde brachte mir ein Mann eine große Schüssel lebender Schnecken derselben Art auf mein Zimmer. Während der nächsten Stunde waren nach und nach wenigstens 20 Männer, manchmal sechs auf einmal, bei mir. Es gab mir dies eine sehr willkommene Gelegenheit, die Art und Weise dieser Leute, es waren kleine Bürger, Arriero's, Mozos, Landleute u. s. w., etwas näher kennen zu lernen. Sie ist durchaus von dem verschieden, was sich in diesem Falle in Deutschland gezeigt haben würde; abgesehen davon, daß in Deutschland sich wahrscheinlich nicht einmal Jemand unterstanden haben würde, so mir nichts dir nichts, einen durchreisenden Fremden auf seinem Zimmer zu besuchen. Ja bei uns gilt das geradezu für Unverschämtheit, was mir wenigstens an diesen Leuten gefiel. Es war offenbar eine edlere Art von Neugierde, gewiß sogar mehr Wißbegierde, was sie veranlaßte, einer Sitte zu folgen,

die in Spanien durchaus anders angesehen wird, als in dem steifen rücksichtelnden Deutschland.

Während ich aus der Schüssel, ohne nach dem Preise zu fragen, einen großen mühsam vom Davonlaufen abzuhaltenden Haufen auslas, halfen mir bald mehrere dienstfertige Hände, nachdem ich gesagt hatte, wie die Exemplare beschaffen sein müßten, um für mich brauchbar zu sein. Der uneigennützige Verkäufer forderte mir nachher nur wenige Cuartos über den gewöhnlichen Marktpreis ab.

Nachdem dieses Geschäft beendigt war, stellte ich mich und meine Cigarren meinen sehr ehrenwerthen Gästen zur Verfügung und es begann ein vollständiges Examen über Deutschland, wobei freilich alles Wissen ganz allein auf Seiten des Geprüften war; denn wie gewöhnlich in diesen Ständen, so waren auch bei diesen Leuten die Grenzen Spaniens so ziemlich auch die Grenzen der Welt.

Obgleich ich recht gut wußte, daß viele meiner Nachrichten über Deutschland ihnen ebenso überraschend wie neu sein mußten, und ich auch bereits den Spanier so weit auffassen konnte, um es ihm anzumerken, wenn ihm etwas imponirt; so blieb doch ihr Aeußeres fortwährend in einer gewissen würdevollen Haltung und ihre Sprache ohne jene Kraftausdrücke, welche wir in solchen Lagen in Deutschland hören; ja ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich glaube, daß schon ihr Nationalstolz es ihnen verbot, Fremdländisches in auffallender Weise zu bewundern. Nur als ich ihnen eine kleine Eisenbahnkarte von Deutschland zeigte, und ihren 3 spanischen 63 deutsche Eisenbahnen gegenüberstellte, ließ sich ein „carrajo!" hören, ohne jedoch sich bis zu einem lauten Ausruf zu steigern. Desto

herzlicher lachten sie über die 36 selbstständigen Staaten Deutschlands, von denen sie blos Austria, Prusia und Sajonia dem Namen nach kannten.

Diese ruhige gemessene Haltung des niedern Volkes in Spanien habe ich nachher überall wieder gefunden. So schnell der Jähzorn des Spaniers zu tollem Lärmen zu reizen ist, wovon Cervantes so viele ergötzliche Proben erzählt, so ruhig ist im gewöhnlichen Leben sein Aeußeres. Manches Stündchen habe ich in den Ventas unter zwölf und mehr Arriero's am Feuer gesessen, und ihren ruhigen Erzählungen zugehört; und manchmal habe ich dabei im Stillen Vergleiche angestellt mit den tobenden Schänkenscenen Deutschlands.

Zuletzt machte ich aber der Sitzung ein Ende, indem ich die ganze Gesellschaft fortschickte, was die Leute ebenso natürlich fanden, als ich ihren Besuch.

Ich ging allein und aufs Gerathewohl nach dem Berge aus, an dem die Stadt liegt und der ersten ansteigenden Gasse folgend ging ich auch nicht irre.

Je höher ich stieg, desto ärmlicher wurden die Häuser, die zuletzt einzeln zwischen ungeheuren Opuntiadickichten versteckt lagen. Ich hatte diese bisher, selbst nicht in Murcia, noch niemals so colossal gesehen. Die bis 1 Elle langen und eine Spanne breiten Glieder waren mit Blüthenknospen bedeckt, welche namentlich am oberen Rande sehr dicht beisammenstehen. Ich zählte an manchen über 30 Blüthen, von denen aber noch keine entfaltet war. Mit habgierigen Blicken sah ich einige große Stämme todt und unbenutzt am Boden liegen, für die manche wissenschaftlich gepflegte Sammlung Deutschlands viel gegeben haben würde. Hier lagen sie ganz unbenutzt, denn

weder als Brennholz noch als Werkholz haben sie Werth; weil ihr sonderbar gewebtes Holz mit saftstrotzenden Zellenparthien durchflochten ist, die immer ausfaulen und dann nur wenig vom Stamme übrig bleibt. Ein so ausgefaulter und zuletzt trocken gewordener Caktusstamm läßt sich wie eine Zwiebel in so viele Schalen abschälen, als er Lebensjahre zählte. Dies sind die bekannten Jahreslagen, aus denen alles Holz besteht, und welche hier der zierlichsten Filigran-Arbeit oder einer Strickerei gleichen.

Der schmale aber lang ausgedehnte Kamm des Berges ist von einem sehr umfänglichen Kastell gekrönt, welches noch in gutem Zustande ist. Auf der zunächst der Stadt zugekehrten Spitze liegt eine kleine Kirche. Vor dieser war ein freier umfriedigter Platz, welcher mir eine Aussicht eröffnete, welche so reizend war, daß sie nicht ohne allen Erfolg mit der von der Torreta meines Freundes Guirao wetteiferte. Dicht unter mir, in ihrem äußersten Saume bis zu mir heraufsteigend, lag die umfangreiche Stadt, deren Einwohnerzahl mit 20,000 mir wohl nicht übertrieben angegeben sein mochte. Die vielen stattlichen Häuser zeigten durch ihre nicht flachen, sondern niedrigen Ziegeldächer einen weniger fremdartigen Charakter als in Murcia. Jenseits der Stadt erhoben sich die dunkeln Laubmassen der Ulmen, zwischen denen ich später angenehme Spaziergänge fand; und weit hinter ihnen umfaßte die üppige baumreiche Vega als breiter Gürtel die Stadt, am fernen Horizonte, ehe sich ferne Sierren anschlossen, in graue Oede übergehend. Links jenseit des Rio Claro lag die Vorstadt San Cristóbal, durch die ich gekommen war, und an welche sich dann die völlig kahlen grauen Gypsberge anschlossen. Rechts gewährten einige

Ausläufer des Kastellberges, zwischen denen umfangreiche Gruben eines rothen Lehmes für Töpferei ausgebeutet wurden, der Landschaft eine malerische natürlich schöne Zugabe. Auf einem derselben konnte ich, da er tiefer als mein Standpunkt lag, vor einer Kapelle auf einem kleinen ebenen Platze einen Haufen Knaben sehen, welche mich lebhaft an mein fernes Vaterland erinnerten, denn sie ließen echt deutsche Drachen in die blaue südliche Luft steigen.

Lange konnte ich mich von dem herrlichen Bilde nicht trennen. Doch indem ich mich umdrehte, versprach mir die Abendseite ein nicht minder schönes Bild. Ich hatte mich nicht getäuscht. Ich ging etwa noch 50 Fuß höher auf das äußerste Ende des Kammes und sah nun in das felsenumgürtete Thal des Rio Claro. Die Sonne ging eben in brennenden Farben hinter einem dreifach abgestuften Berge unter, den sie in ein graues Nebelbild verwandelte.

Hier lagen zu meinen Füßen einige freundliche Landhäuser der reichen Lorcanos, aus deren Gärten Cypressen und die deutlich an ihrer Gestalt erkennbaren Lorbeerbäume emporragten. Kleine Gesellschaften schwatzender Bürgermädchen mit weißen Mantillas verließen zum abendlichen Paseo die Stadt und belebten auf die anmuthigste Weise das Bild.

Der folgende Tag machte mich mit neuen Reizen der Lage von L o r c a bekannt.

Bisher hatte ich immer vergeblich in den wenigen Gewässern, auf die ich gestoßen war, nach Muscheln gesucht. Ein von dem Flusse abgeleiteter Mühlgraben schien mir dergleichen zu versprechen. Aber ich täuschte mich abermals. Mein Suchen und mein Fragen nach almejas war umsonst. Auch

sonst war mein eifriges Suchen beinahe ganz ohne Erfolg, auf welches ich in der brennenden Hitze den ganzen Vormittag in den Bergen verwendete, aus deren Mitte der Rio Claro hervortritt. Zuletzt ärgerten und höhnten mich noch die Eidechsen. Bereits wieder in die Nähe der Stadt zurückgekehrt, bemerkte ich auf dem kiesigen Ufer des Flusses und auf sandigem mit Reben bepflanzten Boden zahlreiche Eidechsen. Es war eine schöne mir unbekannte Art, auf dem Rücken braun und gefleckt, auf dem Bauche hell mennigroth mit runden bräunlichen Flecken. Zu Dutzenden saßen sie auf dem durchwärmten Erdboden, in dessen verborgnen Tiefen sie ihr Winterlager wahrscheinlich erst vor wenigen Tagen verlassen hatten. Südspanien ist sehr reich an diesen schönen Thieren, welche nur von der Unwissenheit gefürchtet und weil gefürchtet, auch gehaßt werden. Meine Eidechsen-Jagd brachte mir aber nichts weiter ein als Schweiß und die Ueberzeugung, daß diese Eidechse weit mehr als unsere gemeine deutsche Art den Namen Lacerta agilis verdient hätte, denn ihre Agilität ist wahrhaft staunenerregend. Sie glitten unhörbar in die Kreuz und Quer auf dem Boden herum, wie die launenhaften Gedanken im Kopfe einer eigensinnigen Schönen.

Schon ärgerlich über meine leeren Schachteln und Gläser und über die Eidechsenfopperei, drohete mir sogleich ein anderer Aerger, der aber sehr schnell, wie es ja überhaupt der Aerger oft thut, in sich selbstverspottendes Lachen umschlug.

Dicht an meinem Eidechsenrevier befand sich eine besonders vorgerichtete Stelle des Flusses, wo ein ganzes Heer von Mädchen und Weibern mit Wäschereinigen beschäftigt war. Diesen hatte mein vergebliches Laufen und Springen keine

geringe Belustigung gewährt, was ich nicht gemerkt hatte, da meine Augen vollauf zu thun hatten, um den Eidechsen zu folgen. Nun erst sah ich, daß ich auch noch einigen anderen Zuschauern, zu denen selbst mein amphibienscheuer Paco gehörte, ein ergötzliches Schauspiel gegeben hatte. Giebt es denn aber auch etwas Komischeres als einen Bejahrten die Kapriolen eines Kindes machen zu sehen? Ich war ja eben so und auch eben so vergeblich herumgesprungen, wie ein Kind, welches von Blume zu Blume dem Schmetterling nachjagt.

Ich setzte mich daher in der lustigsten Stimmung und mehr als sie es hatten thun mögen über mich lachend, dicht neben den Wäscherinnen nieder, um oberhalb ihrer natürlichen Waschwanne nach Wasserschnecken zu sehen. Das kam ihnen aber erst recht lächerlich vor; denn diese kleinen Wasserschnecken, die sie mich aufnehmen sahen, kann man doch nicht essen, und wozu sonst sollte denn ein vernünftiger Mensch caracoles suchen? Und nun vollends gar die abenteuerliche Ausrüstung dieses Mannes! Meine Botanisirbüchse, mein Insektennetz, ein kleines Sieb, ein Stock mit großer Hacke, zwei Hämmer an der Seite, ein grünlackirter Insektenkasten — dies Alles theils an meiner, theils an Paco's Person herumhängend, mußte die Lorcanas in ihrer kindlichen Unbekanntschaft mit den Attributen der Naturforschung nothwendig an Don Quijote und seinen Stallmeister Sancho Pansa erinnern.

Und dennoch — und dieser Bemerkung wegen habe ich diese kleine Scene erzählt — war in der Art und Weise, wie die Leute sich über meine Erscheinung belustigten, durchaus nichts, wodurch ein Empfindlicherer, als ich es bin, hätte verletzt werden können. Das kam erst in dem heißblütigeren,

übersprudelnden Andalusien, wo man oft gar keine Rücksicht nahm. Lorca gehört noch zu der ernsten Provinz Murcia.

Gegen Abend besuchte ich nochmals den Kastellberg und lernte immer mehr Reize der herrlichen Aussicht kennen. Ich wählte beim Herabsteigen einen anderen Weg, wobei ich einen überaus lieblichen Punkt entdeckte, denn ich glaube nicht, daß außer den Besitzern desselben viele Lorcaner ihn besuchen und überhaupt die Meisten ihn nur kennen werden. Das Sammeln von Pflanzen hatte mich von dem Pfade, der ziemlich dicht unter den Ringmauern des Kastells hinführte, abgelenkt und über einige fast kahle Felsenkuppen geführt, welche zwischen dem Berge und der Stadt eben diesem Theile des Bildes einen so rein natürlichen Charakter verliehen. Plötzlich sahe ich dicht vor meinen Füßen zwischen kahlen Steinklippen die Kronen von Palmen und nach wenigen Schritten sahe ich von dem Rande des Felsens unter mir eine kleine tiefe Felsenschlucht liegen, in welcher über einer Kapelle sich drei hohe Palmen wölbten. Es gelang mir, zwischen den zackigen Vorsprüngen des Felsens hinabzuklettern und ich stand dann unten in völliger Abgeschiedenheit und Stille und befand mich doch so nahe bei einer großen, volkreichen Stadt. Nur das Plätschern eines Quelles war hörbar, der aus den Grundmauern der Kapelle hervorträufelte, die vielleicht ihm zu Ehren gerade hier erbaut war. Ich sah mich mit dem Häuschen und den drei Palmen rings von Felsen umschlossen und konnte außer meiner mir ringsum überall auf vier Schritt nahen Umgebung eben nichts weiter sehen, als darüber das dunkele Himmelsblau. Aber ich täuschte mich, indem ich mich dem Genusse des behaglichen Schauers hingab, der uns ergreift, wenn wir uns in einem

solchen kleinen Heiligthum der Natur ganz allein befinden. Ich hörte plötzlich einige Griffe auf den Saiten einer Guitarre und gleich darauf trat hinter der mir bis jetzt abgekehrt gebliebenen Seite der vermeintlichen Kapelle ein kräftiger Mann, mit der Guitarre in dem Arme, hervor. Er schien eben so erstaunt über meine Gegenwart, wie ich über die seinige. Doch mochte ihm der große Strauß von Felsenpflanzen in meiner Hand eine Frage nach meinem Erscheinen in seinem Besitzthum auf so unzugänglichem Pfade überflüssig machen, denn er erwiederte freundlich und ohne weitere Notiz von mir zu nehmen mein „buenas tardes!“ als ich an ihm vorüberging.

Nun erst sah ich, daß die vermeintliche Kapelle, die sie in früherer Zeit vielleicht bis 1835 auch wohl gewesen sein mag, die Wohnung des Mannes und seiner alten Mutter war, denn ich sah in dem Raume des Hauses, der unabgetheilt geblieben war, die schlichte Einrichtung eines spanischen Landmanns und mitten drin das alte Mütterchen, wie gewöhnlich leider mehr eine häßliche als eine poetische Erscheinung. Als ich aus dem Bereich eines mächtigen Feigenbaumes trat, der für den von der Stadt Herkommenden dieses Plätzchen vollständig verhüllte, öffnete sich mir plötzlich eine wunderschöne Aussicht, wie sie sich der Maler zu einem kunstgerecht abgeschlossenen Bilde nur hätte zusammenstellen können. Ueber die pittoresken Felsmassen des Vordergrundes ragte der schönste Theil der Stadt als Mittelgrund hervor und dahinter dehnte sich die fruchtbare Vega aus, begrenzt von der Sierra, welche in der so eigenthümlichen Farbenbeleuchtung der untergehenden Sonne prangte, von welcher

einige grelle Streiflichter auf die Kuppen der Felsen an der linken Seite des Vordergrundes fielen. Ich befand mich dicht neben der gestern gesehenen weiten und tiefen Lehmgrube und stand zugleich neben der sonderbarsten Wohnung, die ich noch je in meinem Leben gesehen hatte, deren ich aber in den nächsten Tagen viele zu sehen erhielt. Es war offenbar ein armer Arbeiter jener Grube, welcher sich hier in dem bröckeligen Felsen eine Behausung ausgehöhlt hatte. Der moderne Robinson saß in seiner kaum kunstvolleren Kleidung davor und empfing eben aus dem strotzenden Euter seiner braunen Ziege seine Abendmilch.

Erst nun sahe ich, daß ich mich ganz dicht bei der Stadt befand. Es ist dies auch ein Vorzug Spaniens, daß man oft dicht neben der Verfeinerung einer großen Stadt malerische Ueberreste der Natur im Besitze der Armuth findet, welche nichts oder nur wenig an ihnen verdirbt. Eine Gasse, mit jedem Schritt näher nach der Stadt an Aermlichkeit abnehmender Häuschen, ließ mich Schritt für Schritt die aufsteigende Stufenleiter einfachen Lebensbehagens verfolgen. Ich durchschritt einige Straßen, denn mich zogen die hohen Ulmen an, die alle Häuser überragten. Ich wurde von ihnen in die Alameda geführt, wo ich eine angenehm überraschende Verschmelzung heimischer und fremder Natur fand. Blühender Flieder und Oleanderbüsche standen freundnachbarlich in Einer Hecke beisammen und neben der deutschen Ulme wölbte sich die runde Kuppel des Feigenbaumes. Aus einem dicht zur linken Hand liegenden Garten wehete mir der Abendwind die süßen Düfte eines hoch über der Mauer emporragenden blühenden Lorbeerbaumes zu und rechts standen am Rande der Vega deutsche Bohnen.

Ich fand die Alameda fast menschenleer. Nur ein Dienstmädchen führte eine kleine Landsmännin von mir an der Hand, denn so sah das kleine hübsche Mädchen, ohne Zweifel eines vornehmen Lorcanos Kind, in der vollkommen deutschen Kindertracht aus.

Es ist mir auf meiner Reise oft aufgefallen, daß am Kinde, wie in den noch weichen und unausgeprägten Gesichtszügen so auch in der Bekleidung der Unterschied der Nationalitäten meist noch nicht hervortritt. Wie im geschichtlichen Leben der Völker so prägt sich auch im Lebensverlauf des Einzelnen die eigenthümliche Besonderheit allmälig aus. Die Nachkommen der mit Cortez und Pizarro nach Amerika gezogenen Spanier sind jetzt Brasilianer, schon fast eine andere Nation, die sie nach noch weiteren Jahrhunderten ganz sein werden. Dieses kleine Kind, im Ansehen vom Kinde auf der Leipziger oder Berliner Promenade nicht zu unterscheiden, wird in zwölf Jahren eine Spanierin mit Mantilla und Fächer sein.

Liegt nicht auch hierin ein Mahnruf der Natur zu unserer ersten Pflicht, zu brüderlicher Einigung; da wir ja alle aus gemeinsamer Wurzel entspringen?

Bei meiner Heimkehr in die Posada sollte ich aber sogleich recht nachdrücklich daran erinnert werden, daß ich trotz „Käthchens von Heilbronn Fliederbusche" gar weit von deutscher Sitte weg sei. Es war sieben Uhr und an der Uhr meines Magens mochte es gar noch später sein. In der Posada war natürlich nichts vorräthig, was einem Abendessen ähnlich gesehen hätte. Eine Fonda gab es, wie man versicherte, in der Stadt von 20,000 Einwohnern nicht! Ramon führte mich in eine Casa

de Pupilos. Dort hieß es in zwei Stunden. So blieben denn mein einziger Trost einige Eier.

Wenn man Abends 9 Uhr eine Reisegesellschaft in einer großen Posada speisen sieht, so kann man darauf schwören, daß von alledem, was sie eben verzehren, vor einer Stunde noch nichts im Hause war, als höchstens Oel, Reis, spanischer Pfeffer, Salz und Garbanzos, selbst Brod und Wein nicht. Man bestellt dann nicht für so oder so viel Personen ein Abendessen, sondern von jeder Speise dieses oder jenes Gewicht. Und dann wird erst, aber auch kein Loth mehr, Alles außer dem Hause geholt.

Ehe ich mich daran gewöhnte, gleich bei meiner Ankunft mein Abendessen zu bestellen, habe ich manchmal halb hungrig zu Bett gehen müssen. Es ist den Wirthsleuten aber auch eben so ungewöhnlich, nach dem Bedürfniß des Einkehrenden zu fragen; noch weniger fällt es ihnen auf, wenn dieser mitgebrachte Mundvorräthe auspackt.

Spanien ist eben nicht Deutschland; hierin am allerwenigsten.

Lorca muß einmal eine glanzvolle Periode gehabt haben, denn an vielen Häusern sah ich große stolze Wappen in Stein gehauen. Auch meine Posada war nicht immer ein Einkehrhaus für Eseltreiber und deutsche Naturforscher gewesen, denn über dem Thore prangte ein riesiges Wappen irgend eines spanischen Granden-Geschlechtes.

Abends hielt ich mit Ramon und Paco großen Rath über die Fortsetzung unserer Reise. Es wurde beschlossen über

Velez el Rubio, Baza und Guadix*) ohne Aufenthalt nach Granada zu gehen.

Wir brachen am andern Morgen (d. 27. Apr.) in frischer Morgenfrühe auf und erreichten in westlicher Richtung, die Sierra de Lorca dicht zur rechten Hand lassend, nach zwei Stunden das kleine Städtchen Puerto de Lumbreras, an welchem von Norden kommend eine breite Rambla nach Süden vorbeiläuft. Der Fluß, dessen nun ganz vollständig wasserloses Bett diese Rambla eben ist, muß wenn er durch Bergwässer gefüllt war, etwa die Breite der Elbe bei Dresden gehabt haben. Jetzt werden die zahllosen Geschiebe höchstens im ersten Frühjahr, wenn der Schnee auf den Sierren schmilzt, durch flüchtig vorüberrauschende Wasserfluthen an die Geschichte ihrer Bildung erinnert. Heute fand ich keinen Tropfen mehr in der Rambla und Alles schien dafür zu sprechen, daß überhaupt dieses Frühjahr kein Wassertransport auf ihr statt gefunden habe könne, denn einige Vertiefungen waren so trocken wie Alles umher.

Sie führt den Namen Rambla de Nogante und dient jetzt etwa 3 Leguas lang als Fahrstraße nach Velez el Rubio. Freilich ist nicht das mindeste gethan worden, um der von der gütigen Natur unentgeltlich bereiteten Ebenheit wenigstens einigermaßen nachzuhelfen. Das müssen die Räder selbst besorgen. Wir bogen von Lumbreras an eben so mir nichts dir nichts links in dieses steinige Flußbett ein, als wenn Jemand bei niedrigem Elbstande von Neustadt-Dresden im

*) Wird gegen alle Regel Guadis ausgesprochen und ist nicht mit Cadix zu verwechseln.

trocken gewordenen Elbbette nach Meißen fahren würde. Natürlich auch kaum bequemer, denn jeder Wagen wühlt die Steine blos aufs neue um, ohne dadurch seinem Nachfolger einen Dienst zu leisten.

Auf diesem Durchzuge durch das rothe Meer, dessen Wiederkehr ich freilich nicht zu fürchten hatte, fühlte ich mich theils durch meine wirkliche Umgebung, theils durch meine mir immer gefällige Phantasie bald in die Heimath versetzt. Die hohen Uferberge zu beiden Seiten, denen auch die Reben an vielen Stellen nicht fehlten, glichen gar sehr den Uferbergen des Rheins oberhalb Bingen; meine Phantasie schaffte das schöne klare grüne Rheinwasser herbei. Die Pflanzenwelt paßte ganz und gar zu der angenehmen Täuschung. Wo der karge Boden wenigstens einige Willigkeit zeigte, fand ich ihn mit Winterroggen bestellt, der kaum so hoch war, als er um diese Zeit in Deutschland zu sein pflegt. Am Saume der Rambla standen zahlreiche Weidenbüsche, die ersten die ich in Spanien sahe, und die überhaupt im südlichen Spanien sehr mangeln. Der Esparto muß mit seinem fügsamen Blatte auch ihre nützlichen Ruthen vertreten. Zwischen ihnen, an Zahl alle anderen überwiegend, standen hohe Tamariskenbüsche, der schöne Schmuck aller Flußufer, die ich in Spanien gesehen habe. Ihre feinblättrigen Zweige waren mit den rosenrothen Blüthenkätzchen bedeckt. Sie machen ganz den Eindruck von riesiger Haide. Einzeln stand auch einmal ein mit seinen weißen Blüthenschirmen beladener Fliederbusch dazwischen. Da man die Tamarisken auch bei uns im Freien ziehen kann, so war nur die kolossale Größe der Binsen, was mich abhielt, wie die Blüthe der irrenden Ritterschaft zu glauben, es habe ein freundlich ge-

finnter Riese mich mit meiner Tartane nach Deutschland versetzt. Diese Binsenstöcke machen auf einen Deutschen einen sonderbaren Eindruck. Es sind ganz und gar unsere deutschen Binsen, nur etwa zwei bis drei Mal größer und stärker. Ich fand die schönen glatten dunkelgrünen Halme oft 3 Ellen lang und am Grunde fingerdick.

Einen Augenblick werde ich nicht vergessen, der in mir Gefühle erweckte, welche in die Classe derjenigen gehörten, mit welchen Robinson die Fußtapfen der Wilden entdeckte. Nur waren sie bei mir nicht entsetzenvoller, sondern ganz eigenthümlich angenehmer Natur.

Da das Thier- und Pflanzenreich mir durchaus nichts zu thun gab, so war ich hinter meiner Tartane hergehend damit beschäftigt, einige Handstücke von Thonschiefer zu schlagen, aus denen in zahllosen Spielarten der Farbe und des Gefüges die hohen Uferberge bestanden. Ich sah auf einmal zur Rechten einen ganz anders gefärbten Felsen, und als ich hinkam fand ich — nicht die Fußtapfen von Menschenfressern, sondern die unzweifelhaften Spuren, daß vor nicht langer Zeit ein Naturforscher das Gleiche gethan hatte, was ich jetzt that — „Steine geklopft", wie ich es von Spottvögeln oft habe nennen hören. Ja ich konnte sogar mit höchster Wahrscheinlichkeit errathen, daß es die Herren Collomb und de Verneuil gewesen waren, die wie mir ersterer in Paris gesagt hatte, die beiden letzten Sommer in Spanien zugebracht hatten, um geologische Gebirgsprofile aufzunehmen.

Das war denn auch wieder einmal so eine ganz besondere Naturforscherfreude, in die sich Ramon und Paco, denen ich sie mittheilte, nicht recht hinein finden konnten.

Wir waren bereits mehrere Stunden lang im Kies der Rambla mühselig hingerollt und hatten noch kein Haus gesehn, keinem Menschen begegnet, nur hier und da hatte sich auf den Uferbergen ein Ziegenhirt mit seiner Heerde blicken lassen.

Man fragt sich unwillkürlich, wem denn wohl die Felder gehören mögen, die hier so verlassen und doch bestellt in so menschenleerer Einöde liegen.

Da kam von rechts aus einer kleinen Schlucht ein ganz kleiner klarer Bach und gleich folgte ihm der Mensch —, ein Ventarrillo, d. h. eine kleine Venta, mit ihren Paar Feigen- und Oelbäumen und einem kleinen Gärtchen. Es war unsere Mittagsstation, wo ich mich gern mit dem was da war, drei Eiern und herrlichem Quellwasser, begnügte. Die gute Alte, die hier mit ihrem Manne wohl selten Gäste über dem Stande der Arrieros sieht, hätte mir gern mehr gegeben, doch vermißte ich selbst nichts, als höchstens das Brod. Trotz der sehr mäßigen Mittagsmahlzeit wurde ich nicht nur satt, sondern auch froh, denn die beiden sauberen Alten paßten mit ihrem Hüttchen am klaren Quell vollständig in die heilige Stille dieses Schauplatzes eines längst vorübergerauschten Lebens.

Als ich wieder weggegangen bin, habe ich ihnen ohne Zweifel ein ebenso bleibendes Andenken hinterlassen, wie sie mir, denn sie hatten bei mir, so alt sie geworden waren, zwei Dinge zum ersten Mal in ihrem Leben gesehen, die sie in hohes Erstauen setzten: die Wirkung eines Brennglases und den brennenden Spiritus einer Kafféмaschine. Ramon gab sich das Ansehen — denn er wollte kein Ungebildeter sein — als seien ihm dies bekannte Dinge, aber mein Brennglas machte ihm dazu viel zu viel Vergnügen und ich mußte ihm zu Liebe fast

meinen ganzen Feuerschwamm (yesca) verbrennen. Das ist im südlichen Spanien freilich nicht unser Schwamm, von dem bekannten Pilze gemacht. Es ist, so weit ich es habe erfragen können, der wollige Ueberzug einer Distel; vielleicht des Carduus eriophorus.

Von diesem Ventarrillo aus etwa nach zwei Stunden verließen wir die Rambla um die Sierra de las Estancias zu überschreiten. Sie ist ein rauhes zerrissenes Gebirge, vorzugsweise aus Thonschieferfelsen wie die Uferberge der Rambla de Rogante gebildet. Sie zeigte sich nicht so ganz wasserarm wie die Kalksierras und daher auch nicht so ganz kahl, wenn auch nichts weniger als bewaldet. Einige noch ziemlich frische Milagros an der holperigen Straße, Kreuze, welche die Stelle eines Mordes bezeichnen, scheuchten mich einigermaßen aus meiner sorglosen Ruhe auf.

Je höher wir kamen, desto reicher und manchfaltiger wurde die Aussicht auf die uns umgebende Hügelkette und endlich erschien im Norden die mächtige Sierra de Maria an deren diesseitigem Fuße Velez el Rubio liegt. Früher noch aber als diesen freundlichen Ort sah ich Velez el Blanco, welches höher am östlichen Fuße der Sierra nur wenige Stunden von dem „rothen" Velez liegt.

Je mehr wir uns diesem näherten, desto verwandter zeigte sich die ganze Gegend mit der Lage eines schwarzwälder Gebirgsortes wozu auch das Ansehen der Stadt ganz paßte. Den Beisatz rubio (roth) trägt sie vielleicht von einem braunrothen dicht daneben liegenden abgerundeten Hügel, dessen breite Kuppe ein sonderbares Ansehen erhält durch eine Menge etwa höchstens 30—40 Fuß hoher grauweißer Felsen, welche so auf ihr stehen,

daß sie von weitem dicht an einander gestellten Mehlsäcken gleichen.

Das deutsche Ansehen von Velez el Rubio steigerte sich bis zu völliger Täuschung, als ich in der unmittelbaren Nähe eine fast durchaus deutsche Pflanzenwelt fand. Wir fuhren auf einem Hohlwege zwischen deutschen Hecken hin, Silber- und Schwarzpappeln und hohe Weidenbäume beschatteten, von Bächen bewässerte, Grasplätze und aus den Gärten schaueten mich unsere deutschen Obstbäume, mit Blüthen bedeckt, gar freundlich als lange nicht gesehene alte Bekannte an. In den Hecken bemerkte ich viele Rosenbüsche, mit deren ersterschlossenen Blüthen sich die Mädchen das Haar geschmückt hatten. Ein alter armer Mann wunderte sich, als ich ihm unverlangt einige Cuartos gab und würde sich noch viel mehr gewundert haben, hätte er gewußt, daß er sie zum Theil — seinem abgeschabten alten echt deutschen Hut verdanke. — Das ist der Mensch — bestimmt in seinem Denken und Handeln von äußeren Dingen, oft der aller unbedeutendsten Art!

Wir quartierten uns in der Posada del Rosario ein, welche an dem jenseitigen Rande der Stadt liegt. Der Sombrero calañes des stattlichen Wirthes erinnerte mich wieder, daß ich in Spanien sei. Das ganze Haus, und also auch mein Zimmer war zwar wie immer schmucklos und schlicht, aber reinlich. Mehr verlangte ich ja nicht.

Aus dem Fenster eines Vorplatzes vor meinem Zimmer belehrte ich mich, daß die Stadt auf der Scheidelinie zwischen zwei ganz verschiedenen Landschaften liege. Vor mir dehnte sich von Ost nach West eine schmale von der Sangonera bewässerte Vega aus, über welcher sich der breite grabförmige

Körper der Sierra de Maria und rechts davon die Sierra de Velez el Blanco erhob. Sie gehört zu den höheren und aus den Falten ihres winterlichen Schneegewandes, wovon jetzt aber nichts mehr übrig zu sein schien, mag der Nordwind über die Gegend den deutschen Geist herabwehen, der mich so sehr erfreut hatte. Sie ist berühmt, wegen ihres Reichthums an seltenen Pflanzen.

Ich ging bald hinunter und erhielt eine eigenthümliche Veranlassung, in ganz anderer Richtung, Velez el Rubio mit dem Schwarzwalde zu vergleichen, und zwar zu Gunsten des ersteren. Die Wirthin, eine junge neunzehnjährige sehr hübsche Frau, saß mit ihren Mägden am Rocken und an der Weife.

In dem Zeitraum von etwa einer Stunde verfiel sie drei Mal in einen sonderbaren Krampfschlaf, der nie länger als etwa 10 Minuten dauerte. Ihr Kopf sank ihr in den Nacken, worauf immer ihr Mann oder eine Magd vorbereitet war, um ihn zu stützen; das schöne Gesicht überzog eine Leichenbläſſe ohne sonst im mindesten die Züge zu verändern. Im Gegentheil erhielten sie etwas geisterhaft Erhabenes.

Haben wir nicht in neuerer Zeit in Deutschland, in dem aufgeklärten Deutschland, mehrere Fälle erlebt, in welchen ähnliche, vielleicht viel weniger dazu einladende Erscheinungen von einer der Aufklärung abholden Parthei benutzt worden waren, einen spukhaften Popanz für die abergläubische Menge daraus zu machen?

Es wäre vielleicht ein leichtes gewesen, in dem gläubigen erregbaren Gemüthe der jungen Spanierin, die über ihre räth-

felhafte Krankheit gar keine erklärende Kunde hatte, durch mystische Verdrehung derselben eine halb willenlose Helfershelferin zu einem ganz plausibeln frommen Betrug zu wecken.

Es war Niemand eingefallen.

Der Spanier gilt in Deutschland meist für bigott und unter dem ärgsten Kirchendrucke stehend.

Beides halte ich für unrichtig. Ob letzteres nach dem Concordat vom 16. März 1851 gelingen wird, wie es angestrebt zu werden scheint, steht noch dahin. Noch bezweifle ich es.

Wie sollte denn der Spanier bigott sein?! Bigotterie kann nur aus Reibungen mit Andersgläubigen hervorgehen, sie muß immer einen Gegenstand haben. Der fehlt ihr in Spanien, wo kein anderes Bekenntniß als das römisch-katholische geduldet ist. Darum nennt sich der Spanier einen Christen; das Wort katholisch kennt er fast nur aus dem Titel der Königin und aus der Benennung, die sich die Kirche giebt.

Der Spanier liebt seine Kirche, sie ist ihm ein Bedürfniß. Er blickt aber nicht über sie hinaus auf „ihre Feinde", von denen er nichts weiß. Die Kirche und der Klerus sind ihm zwei völlig getrennte Dinge. Ob er auch letzteren liebt, darüber erlaube ich mir kein Urtheil, weil ich keine Stimme aus dem Volke darüber gehört habe. Nur eine Wahrnehmung gehört hierher, die mich in hohem Grade in Erstaunen gesetzt hat: ich habe nie einen der unzähligen Priester, die man in großen Städten auf allen Gassen sieht, vom Volke grüßen sehen. Wo es geschahe, war es ersichtlich der Gruß näherer Befreundung.

Unter den höheren Ständen herrscht nach einigen eigenen Bemerkungen und nach Versicherungen von Spaniern der radikalste Unglaube, unbeschadet eines häufigen „Mitmachens" der kirchlichen Gebräuche. Da sich aber neben dem Unglauben keine solide Wissensbildung findet, so ist leider im Spanier ein Platz leer, in dem sich um so leichter Frivolität einnisten konnte.

Nicht minder ist mir etwas aufgefallen, wovon man im katholischen Deutschland auf jedem Kreuzwege das Gegentheil sieht: der beinahe gänzliche Mangel von Crucifixen und sonstigen Heiligenbildern an den Wegen. Auch diese Erscheinung erklärt sich leicht aus dem Mangel des „ketzerischen" Gegensatzes.

Ich verlasse hier ein für allemal diese empfindliche Stelle der menschlichen Gesellschaft, wo man so leicht verletzen kann. Die unaufhaltsam vorwärts schreitende Bildung wird sie sicherlich nach und nach kräftigen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Kranke, wie ihr Mann, in mir einen fisico oder naturalista aleman, einen weisen Arzt voraussetzten und mich um meinen Rath fragten, den ich ihnen, ohne es zu sein, nach bestem Wissen ertheilte.

Bei der Gelegenheit bekam ich eine Menge yerbas (Kräuter) von der Sierra Maria mit der Frage „son buenas?" vorgelegt. Es waren fast sämmtlich starkriechende Lippenblüthler, wie sie so manchfaltig auf den Gebirgen Südspaniens wachsen. Ihre unkundige Anwendung konnte leicht, und wird es wohl schon oft gethan haben, den gehofften sehr entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen.

Nachdem der Krampfzustand überstanden war, war die Patientin munter und guter Dinge und setzte sich in der sonderbarsten Stellung von der Welt neben mich auf die Bank, indem sie, in ihrer Unschuld keine Prüderie kennend, ihre Füße auf die Bank heraufzog und die Knie mit den Armen umfaßte, eine Stellung, die man bei den Frauen der niederen Stände in Spanien sehr häufig sieht. Sie konnte nicht müde werden, über Deutschland zu hören und als ich ihr einen Daguerreotyp meiner Familie zeigte, so prägte sie sich mit einer Theilnahme, die mir außerordentlich wohl that, die Namen meiner Frau und meiner Kinder ins Gedächtniß.

Wenn ich die Haltung und das Wesen dieser jungen Frau, welche ihre eigenthümliche Krankheit nicht sehr zu beunruhigen schien, mit denen mehrerer anderen zusammenstelle, die ich später in Ventas kennen lernte, so darf ich sagen, daß in ihnen ein ungewöhnlich richtiger Lebenstakt sich kund giebt. Die junge Spanierin an der Seite ihres Mannes, ich rede blos von den unteren Classen, bewahrt mehr als bei uns ihre Kindlichkeit und jungfräuliche Munterkeit; geht aber eben so mit einem klaren Erfassen ihrer Obliegenheiten auf den Ernst des Lebens ein, wenn dieser über sie kommt. Der Zufall ließ mich in mehreren Ventas in den Besitzerinnen junge Wittwen finden, deren Haltung mich mit Erstaunen und hoher Achtung erfüllte. Wortkarg und ernst, aber dienstfertig und höflich gegen ihre Gäste, wußten sie einen undurchdringlichen Kreis zwischen sich und ihren täglichen Umgang zu ziehen, der fast nur aus Männern der untersten Classen, nämlich Arrieros, Hirten und Karrenfuhrleuten besteht. Freilich sind dies eben Spanier,

d. h. viel weniger roh, als diese Art Leute in Deutschland meist sind. Ich kann mich nicht besinnen, jemals einen unanständigen Scherz bemerkt zu haben, wodurch es in Deutschland, wenn es die Umstände so mit sich brächten wie in Spanien, züchtigen Jungfrauen fast unmöglich sein würde, in solchen Räumen zu verweilen. Während ich mit meinen Wirthsleuten kos'te ertönte es von einer durchdringenden Männerstimme auf der Straße „café, café!“ und gleich darauf trat, mir etwas neues, ein wandernder Kafféverkäufer herein. Er trug eine große walzenförmige Kafémaschine, unter der sich ein Kohlenbecken befand und einen flachen Korb mit Tassen. Ich war der einzige Fremde in der Posada und ich wunderte mich nicht wenig, daß der Wirth von der Gelegenheit Gebrauch machte, für 1 Cuarto eine Tasse dieses Getränkes zu kaufen, dessen Farbe heller als Thee war und für mich nichts Einladendes hatte. Ländlich, sittlich! Ihnen kam mein Kaffé wie schreckliche Arznei vor, und mehrmals habe ich über die Gesichter lachen müssen, mit denen einige Koster denselben wieder wegspie'n. Kaffé bekommt man, nach unserer Art bereitet, im südlichen Spanien außer den Kafféhäusern nur in den Fonda's, indem man sonst allgemein nur Chocolade, und zwar sehr gute, mit frisch geröstetem Weißbrod zum Frühstück bekommt. Der Kaffé ist aber auch in den Familien äußerst wenig gebräuchlich und mit ihm sind unsere Kafétassen, d. h. die aus Ober- und Untertasse bestehenden, ganz verbannt, da man für die herrschende Chocolade nur Obertassen braucht. Diese sind aber so klein, daß sich jeder Deutsche wie ich sicher immer unbefriedigt vom Frühstückstische erheben würde, da man nie mehr als eine dieser kleinen Tassen genießt.

Nachbarbesuche sind in den Abendstunden eine allgemeine Sitte, bei Hoch und Niedrig. Man schwatzt ein halb Stündchen zusammen und geht dann wieder. So war's auch in der Posada del Rosario. Ein paar ehrsame Bürger, bejahrte Leute, erschienen, in weite, lange, schwarze Mäntel gehüllt, und dessen einen Zipfel über die Schulter geworfen, mit ziemlich deutschen nur etwas spitzeren Hüten. Es fehlte auch ihnen nicht an dem spanischen Anstande. Sie setzten sich ohne Mantel und Hut abzulegen, nieder und der eine begann bald zur Guitarre, die er von der Wand nahm, eine Romanze zu singen.

Solche zwanglose Besuche bilden die berühmten tertulias der höheren Stände, von denen Jedermann weiß. Es wird dabei nie etwas als höchstens eine Erfrischung gereicht. Als mich mein Freund Guirao zum ersten Male bei seiner Mutter einführte, so erschrak er darüber, daß ich den Hut im Zimmer abnahm, beinahe noch mehr, als ich, daß ich ihn durchaus aufbehalten mußte. Wir Deutschen, die wir weit weniger gewandt und mehr voll ängstlicher Rücksichten im geselligen Umgang sind, als der vornehmere Spanier, überlassen nach dem Eintreten in ein Besuchzimmer unserem Hute einen Theil der Begrüßungsförmlichkeiten. Indem wir ihn nach unserem „ergebener, ergebenster, ganz ergebenster, gehorsamer, gehorsamster, unterthäniger oder unterthänigster Diener!" in verbindlicher Stellung vor die Brust oder an das Knie hinab oder im gebogenen Arme halten, sagt er in stummer Rede eine ganze Menge artiger Dinge, die unsere ungelenke Zunge nicht hervorzubringen vermag. Wer diese Behauptung zu kühn findet, der denke sich einmal, die spanische Sitte herrsche bei uns, und er träte bedeckten Hauptes zum ersten Male in ein fremdes

Haus: er würde einen weit ängstlicheren Drang, „etwas zu sagen und doch nicht zu wissen was“ fühlen, weil — ihm das beredte Manoeuvre des Hutes fehlt. Gewiß man wird mir Recht geben! Mit bedecktem Haupte fühlt man sich selbstvertrauensvoller, kecker, freier, auf sein Ich zurückgewiesener — alles uns Deutschen fremde Dinge.

Wenn der vornehme Spanier einen Besuch macht, so sagt er einfach guten Tag oder guten Abend und dann folgen, und wenn er alle Tage seinen Besuch wiederholte, seine Erkundigungen nach dem Befinden des Besuchten und dessen Familie bis in's dritte und vierte Glied; worauf dann dasselbe vom Besuchten in derselben Reihenfolge geschieht, wobei es zehn Mal me alegro (das freut mich) und gracias heißt. Da der Spanier mehr zu Hause lebt, so ist auch die Familie viel mehr Gegenstand gegenseitiger Theilnahme und Unterhaltung.

Ich kann nicht umhin, hier ein Wort über die lebendige Gebehrdensprache des Spaniers bei seinen Unterhaltungen einzuschalten. Wer es nicht weiß, der könnte oft glauben, er sehe einen heftigen Wortwechsel, während blos zwei einander etwas erzählen. Der ganze Oberleib nimmt an der Unterhaltung theil, und immer ist das Mienenspiel höchst lebendig und ausdrucksvoll. Man möchte deshalb glauben, daß es in Spanien nur gute Schauspieler gebe. Ich selbst habe nur in Murcia und Valencia zwei oder drei Mal das Theater besucht und im allgemeinen diesen Schluß gerechtfertigt gefunden. Am meisten sprach dafür eine blos von Liebhabern ausgeführte Darstellung von drei kleinen Lustspielen, wo sämmtliche Rollen vortrefflich gespielt wurden.

Am frühen Morgen des folgenden Tages machte ich mich mit Paco auf den Weg, um der Sierra de Maria einen Besuch abzustatten. Bei dem Durchschreiten der Vega begrüßten mich deutsche Weißdornhecken, die in voller Blüthe standen.

Wir waren schnell an dem breiten sanft ansteigenden Fuße der aschgrauen kahlen Sierra. Aber meine Erwartungen wurden in jeder Hinsicht getäuscht. Ich fand Alles noch im Winterschlafe und von Schnecken keine Spur. Zu Paco's Entsetzen hielt ich mich durch Scorpionen und Scolopendern einigermaßen schadlos. Sie lagen unter großen Steinen noch in tiefem Winterschlafe, aus dem die trägen Scorpionen, bis 3 Zoll lang, auch kaum erwachten, während die Scolopendern sich gewaltig zur Wehr setzten. Einer derselben, den ich aus Versehen am Schwanze statt hinter dem Kopfe anpackte, biß mich schnell hinter einander zweimal in die Spitze des Daumens. Der allerdings ziemlich heftige brennende Schmerz verlor sich jedoch nach einer halben Stunde. Aber vom dritten Tage an zeigten sich vierzehn Tage lang in der Gegend des untersten Daumengelenkes immer neue Blasen, welche unter einer dünnen Haut eine wässrige Ausscheidung enthielten und heftig brannten, namentlich und selbst bei der leisesten Berührung. Es dauerte vier Wochen bis die letzten Spuren der kleinen Verwundung verschwunden waren, welche selbst übrigens nur aus vier kaum sichtbaren schwärzlichen Pünktchen bestand. Das Gift schien schnell bis zur Handwurzel durch das zurückströmende Blut geleitet worden zu sein, denn am ganzen Daumen behielt ich weder im Aussehen, noch sonst in der Empfindung eine Folge der Bisse.

Ich hielt es für gerathen zu Mittag aufzubrechen, da ich hier für meine Wünsche nichts mehr zu erwarten hatte.

Wir verließen bald die fruchtbare Vega und der Weg führte uns ununterbrochen mehrere Stunden bergan. Das Wetter wurde ebenfalls echt deutsches Aprilwetter mit eiskaltem Wind und Regenschauern, so daß mir etwas weniger Erinnerung an mein theures Vaterland ganz erwünscht gewesen wäre. Meine nächste Umgebung waren fast ohne Unterbrechung und in allen Abstufungen der Fruchtbarkeit Roggenfelder und hier und da Trupps von Schwarzpappeln; aber ringsum war der Horizont von Bergkuppen in allen Formen und Farben und von zum Theil sehr ansehnlicher Höhe umgeben, so daß man selten über eine Viertelstunde weit sehen konnte, wo der Weg hinführen werde. Zur Linken hatte ich die mächtige Sierra de Oria.

Wir kamen nach Cherivel, einem kleinen armseligen Orte, wo Ramon Lust bezeigte zu übernachten. Er mußte der Mula ein neues Eisen auflegen lassen. Diese sind in Spanien dünn und ohne Stollen und Griffe; was mich wundert, denn diese würden den Thieren auf den glatten Felsen gewiß sehr nützlich sein.

Ich stieg erstarrt und mit vor Kälte klappernden Zähnen von der Tartane und war bald nicht blos von der neugierigen Jugend umringt, sondern sah mich auch unbarmherzig mit Fragen bestürmt, welche vier Männer an mich richteten über — den Gehalt von Erzstufen, die sie in der Geschwindigkeit herbeigeschleppt brachten. Also auch hier wie überall das unselige Schätzesuchen. Ich mußte eine förmliche mine-

ralogische Prüfung bestehen, aus der ich ersah, daß meine Examinatoren in dem mineralogischen Kapitel, welches von den Erzen handelt, nicht unerfahren waren. Aber keine einzige der mir vorgelegten Stufen war besonders reich.

Das Aussehen des Oertchens ladete mich nicht sehr zum Dableiben ein, ich beredete also meinen Tartanero noch bis zu der Venta de las Vertientes zu fahren, von der ich mir umsomehr versprach, als ich sie auf meiner Karte angegeben fand. O, wie täuschte ich mich!

Der Weg stieg immer noch mehr an und der kalte Wind ließ mich der Erwärmung nicht froh werden, die ich mir von einigen Gläsern schlechten Weines versprochen hatte, womit mich Cherivel für mein so gut bestandenes Examen belohnt hatte.

Die Kälte war so empfindlich, daß ich jetzt fast glauben möchte, sie habe mir zuletzt mein Wahrnehmungsvermögen dermaßen abgestumpft, daß mir gar keine Erinnerung über die Lage dieser Venta, meiner ersten Nachtquartier-Venta, übrig geblieben ist. Es ist jedenfalls ein sonderbarer Zufall, daß von allen Orten, wo ich übernachtet habe, nur allein die Venta de las Vertientes mir kein äußeres Bild hinterlassen hat.

Desto lebhafter steht das Innere derselben, wo ich am lodernden Feuer bald wieder aufthauete, vor meiner Erinnerung.

Es war diese Venta einer von den vorhin bezeichneten Fällen, indem in ihr eine junge Wittwe das Regiment ganz allein führte, deren Gesicht vielleicht eine klassische Schönheit hätte genannt werden müssen, wenn seine Inhaberin unter

freundlicheren und sorgenfreieren Verhältnissen gelebt und eine weniger unsaubere Haltung gezeigt hätte. Eine Kammerzofe würde sie in einer Stunde sicher in eine Erscheinung umgewandelt haben, welche in jedem Salon imponirt haben würde. Aber das rauchige Feuer, was nie auf einem Heerde, sondern immer unten am Boden brennt, und die zugige Bergluft verderben ohne Unterlaß den Teint und die Sauberkeit des Haarputzes. Ueberall sieht man die Frauen niedern Standes zu jeder Tagesstunde mit Glätten ihres Haares beschäftigt und doch sieht man nichts seltner, als glattes Haar. Daß es aber dennoch möglich ist, bewies neben der leider ziemlich unsauberen schönen Frau Wirthin die weit weniger hübsche Moza Catalina, die obendrein bis zum späten Abende immer dicht am Feuer mit Kochen und Schmoren beschäftigt war, wozu ihr zwischen diesem und den Füßen des Kreises von Eseltreibern, mich mit eingerechnet, nur ein schmaler Raum übrig blieb.

Für einen Deutschen gehört außer einem unpartheiischen Hunger ein hoher Grad von Abstraktionsvermögen dazu, in einer Venta der Zubereitung seines Mahles zuzusehen und es dann sich einzuverleiben. Ich lieferte damals in der Venta der Wasserfälle (das heißt Vertientes) hierin mein Probestück. Ich will alle Umstände desselben beschreiben. Catalina, mit einem echt deutschen Gesicht, obgleich kohlschwarzen Haaren, war reinlich und sauber und wie es schien die alleinige Ausüberin der Kochkunst. Das gereichte mir eben zu einigem Trost.

Arroz con patatas (Reis mit Kartoffeln) sollte für mich und meine beiden Begleiter bereitet werden.

Ueber das lodernde Feuer wurde eine schwarze Blechpfanne, als sei sie aus einer Hexenküche geliehen, gesetzt und als sie heiß war aus einer blechernen Flasche eine ansehnliche Quantität Oel gegossen, so daß es zischend aufspritzte und einige Augenblicke aufloderte und einen Gestank verbreitete, als habe man eben hundert Oellampen auf einmal ausgeblasen. Eine Obertasse voll Wasser wurde hinzugegossen und nun beide Feinde durch Feuersgewalt und tüchtiges Umrühren zu friedlichem Beisammensein gezwungen. Der auf spanischem Boden gewachsene Reis wurde in einem kleinen sauberen Siebe gereinigt und nebst den in Stücken geschnittenen Kartoffeln in die zischende Brühe geschüttet. Bald brodelte und kochte es wie in dem Schmelztiegel des Goldmachers. Die Reiskörner begannen bald zu quellen und die Masse fing an zu wachsen. Aus einer vor vielen Jahren in Baza oder Velez gekauften Schachtel streute Catalina eine tüchtige Menge gestoßenen spanischen Pfeffer, so daß der Brei die Universalfarbe der spanischen Küche annahm. „Ahi! no ajo!“ beeilte ich mich jetzt auszurufen, denn hätte ich einen Blick von dem Schauplatze gewendet, so wäre ich um mein Gericht gekommen, denn Catalina wollte eben, und nicht wenig, Knoblauch hinzuthun. „Porque?“ fragte mich Ramon mit verdrießlichem Lachen, der keine Lust zu haben schien, seinen Arroz ohne diese Lieblingswürze zu speisen. Er mußte sich mit meinem herrischen „no quiero“ (ich will nicht) zufrieden geben. Noch etwas Salz und das Gericht war fertig. Gleich darauf stand es in einer reinlichen Schüssel auf einem weißen Tuche auf einem kleinen niedrigen Tischchen, um welches wir Drei auf niedrigen Stühlen wie Kinder herumsaßen; dazu nur ein Löffel von Bur-

baumholz, denn Teller und Messer und Gabeln waren nicht nöthig. Brod hatten wir selbst, sonst hätten wir unser Mittags- und Abendessen zugleich ohne Brod essen müssen; denn das ist in einer Venta fast niemals zu bekommen.

Wer so nicht essen kann, der reise ja nicht nach Spanien, denn er findet nicht überall Eier, um das einzige nahrhafte Gericht, was es unter der Sonne giebt, zu haben, was auch in dem Tempel des Schmutzes rein sein muß.

Hat auch meine Beschreibung vielleicht nur wenigen meiner Leserinnen und Leser Lust erweckt, unser Gast sein zu wollen, so ist, bei Lichte besehen, das Ding nicht so gefährlich, wie es aussieht.

Wie der Spanier überhaupt nichts zur Schau trägt, so thut er es auch mit der Reinlichkeit nicht. Darum blitzt und funkelt es in einer Venta nicht, wie in der Kupfer- und Zinnerfüllten Küche eines deutschen Fuhrmanns-Gasthofes. Alles ist ohne äußeren Schein und nur auf das unbedingt Nothwendige beschränkt.

Wer viel reist, der weiß, daß man selbst in Deutschland eine Gabel nicht in Gebrauch nimmt, ohne sie vorher am Zipfel des Tischtuches einer Prüfung unterworfen zu haben, wo sie nur zu oft die unsauberen Spuren ihrer Untüchtigkeit hinterläßt. Nur mit einer einzigen Ausnahme habe ich gerade die Gabeln selbst in den Ventas musterhaft sauber gefunden. Ich habe mich das erste Mal entsetzt, als ich aus Einer Flasche auf die Lampe und auf meinen Salat das Oel gießen sah. Aber gleich darauf lachte ich über meinen Schreck; denn aus der Lampe kam ja nichts in meinen Salat, und es ist eben für

beide dasselbe Olivenöl, da es dort kein besonderes Brennöl giebt. Aber außer dem Spaße schien es mir denn doch, als später in Colmenar die Frau Wirthin die Oelflasche auf ihre flache Hand umstülpte, um einige Tropfen auf dieselbe zu bringen, die sie dann auf den, vielleicht mehr als die umliegenden Berge bevölkerten, Kopf ihres Töchterchens strich; ein Experiment, was sie kurz vor meiner Mahlzeit mehrmals wiederholte. Hony soit qui mal y pense!

Jedoch sieht ein Naturforscher Manches unbefangener an, was Andere, die das Unglück haben, es nicht zu sein, mit Ekel erfüllt.

Gewiß, und ohne Scherz, es giebt auch hier einen Trost der nüchternen Ueberlegung! Ich habe übrigens auch ebenso oft die reinlichsten Venta's getroffen, wie es bei uns auch schmutzige Gasthöfe giebt. In Deutschland wie in Spanien ist es jedenfalls gut, nicht ohne Noth — hinter die Küchenthür zu sehen; denn das Sprichwort sagt mit nicht trügender Wahrheit: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Ich habe weder hier noch überhaupt Veranlassung gefunden, in die so oft gehörte Klage über schlechte und unreinliche Betten in Spanien einzustimmen. Der Zufall mag mich besonders begünstigt haben, aber umsomehr fühle ich mich verpflichtet, es ihm öffentlich zu danken. Trotzdem war doch die Nacht in der Venta de las Vertientes beinahe die schlechteste meiner ganzen Reise, denn sie verwickelte mich in einen heftigen Kampf, wenn auch nicht mit Windmühlen und anderen Riesen und Ungeheuern, so doch mit Ratten, die ich fast eben so wenig für Ratten halten mochte, wie Don Quijote das

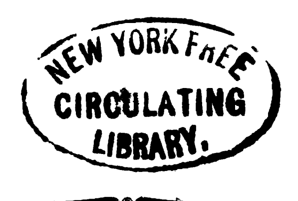
knoblauchduftende Bauermädchen für ein knoblauchduftendes Bauermädchen und nicht für seine Dulcinea de Toboso; denn sie machten einen so entsetzlichen Lärm, daß es mir auch am andern Morgen und bis diese Stunde ein unergründliches Geheimniß geblieben ist, wie so kleine Thiere Töne veranlassen konnten, die zuweilen dem stärksten Schlag mit dem Stocke auf einen Tisch glichen. Die Ueberzeugung aber, daß es Ratten waren, kam mir gleich beim Erwachen nach dem ersten Lärmen als ein leibhaftiges Exemplar in die Hände, welches, vielleicht schon geraume Zeit, in meiner linken Achselhöhle ruhete, und von mir mit eines Zoologen sehr unwürdigem Entsetzen gepackt und fortgeschleudert wurde.

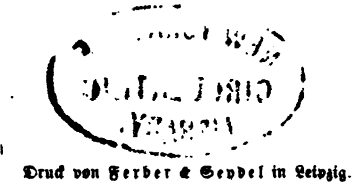
Das kommt jedoch auch in Deutschland vor. Eine andere Schlafcameradschaft, ein eingedrungenes Schwein, hatte mir Catalina gleich Anfangs vom Halse geschafft.

Als ich am Morgen mein Schlafzimmer betrachtete, schien es mir allerdings von deutschen Verhältnissen in einigen wesentlichen Punkten abzuweichen. Statt einer ausführlichen Beschreibung diene ein Vergleich, den ich für einen glücklichen Griff halte. Es sah aus, als habe ein deutscher Bauer die Geschirrkammer neben seiner Scheune eilig und schleunig ausgeräumt, und darin einige wandelbare Möbeln und ein Bett und einen Stuhl für einen müden Wanderer aufgestellt. Aber dieses Bett hatte ganz reines weißes Leinen und eine bunte ganz neue wollene Decke.

So ist Spanien bis herab in die Venta das sonderbare Land der Contraste!

Nach dieser fast zu ausführlichen Schilderung, die ich aber dem Interesse für spanisches Volksleben schuldig zu sein glaubte, setze ich eilig meine Reise fort; führe blos noch an, daß meine Genüsse in der Venta de las Vertientes, die der Leser so genau kennen gelernt hat, mit 9 Realen so theuer bezahlt waren, als es für Dasselbe in etwas größerer Vollkommenheit in Deutschland im besten Hotel geschehen sein würde. Die Ventas stehen unter den Kanonen ihrer Unvermeidlichkeit!





Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.


Digitized by Google

